This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HDI
HW 1ION 6

Ernest Bernbaum

1910

HARVARD UNIVERSITY

WIDENER LIBRARY

Goethes Gespräche mit J. P. Eckermann

Erster Band

Neu herausgegeben und eingeleitet von
Franz Deibel

Erschienen im Insel-Verlag Leipzig 1908

GMAS
HARVARD UNIVERSITY
WIDENER LIBRARY

Einleitung des Herausgebers

Goethes Gespräche mit Eckermann sind das monumentale Standbild, das der Mensch Goethe sich selbst errichtet hat. Der gleiche Lebensstoff, der in seinen Werken endgültige und vollendete künstlerische Gestalt gewonnen hat, füllt in einer anderen, durch das Medium des Hörers mitbedingten Form diese Aufzeichnungen von Erkenntnissen und Zeugnissen. Nicht der schaffende, sondern der wirkende Goethe erscheint hier; Strahlen seines Wesens, von einem Spiegel, aber einem unerhört reinen, zurückgeworfen, schießen zusammen zu einem einzigartigen Bild des ungeheuren Menschen, seiner Welt, seines Weltgefühls, seiner Beziehungen zur realen und zur geistigen Umwelt.

Von den zahllosen Besuchern, die von Goethen in mehr als 60 Jahren seines Lebens empfangen wurden und Gespräche mit ihm aufgezeichnet haben, ist Eckermann der einzige, dem es geglückt ist, ein großes Gesamtbild Goethes festzuhalten. Die einen nahmen aus der Sphäre des Olympiers nur schwärmerische Gefühle mit oder jene gutwilligen Anekdoten, mit denen man schon damals einen Großen auf das faßbare Durchschnittsniveau herabzuprojizieren suchte; die anderen brachten wohl wertvolles geistiges Gut aus ihren Unterredungen heim, Notizen und Materialien, aber ein einheitliches, gleichsam aus Goethescher Atmosphäre heraus produziertes Denkmal Goethes hat nur der eine, Eckermann, aufgebaut. Eine Reihe von Glücksumständen mußten sich wunderbar verketten, um das Werden dieses Werkes zu ermöglichen. Goethe fand Eckermann just im rechten Moment, zu einer Zeit, da nach einem schönen Wort Herman Grimms die Vergangenheit der ständige Wohnort seiner Seele geworden war. Seine Entwickelung lag abgeschlossen vor ihm. Was ihn

bedingt hat, was zeitlich an ihm war, war ihm selbst zur Geschichte geworden. Er hatte längst begonnen, Material zum Verständnis seines Entwickelungsganges vorzulegen, die Chronik seines Daseins zu redigieren, die Lücken seines Autorlebens zu ergänzen. Eine Art Goethephilologie war, von seinem lebendigen Anteil begünstigt, schon im Entstehen. Er ermunterte die Schubarth, Kannegießer, Näke, Zauper, die sich mit seiner Gesamtheit oder einzelnen seiner Schriften befaßten, dankte ihnen wohl auch in Äußerungen, die über die alltägliche Höflichkeit hinausgingen, oder suchte sie kennen zu lernen. Und in dieser Zeit, da er nach Helfern für die Vollendung der Gesamtausgabe, nach Mitarbeitern am Abschluß seines großen Lebenswerks ausschaute, führte ihm das Schicksal, wie einer Notwendigkeit gehorchend, Johann Peter Eckermann in den Weg.

Seine merkwürdige Entwickelung vom kuhhütenden Hausiererſohn zum dichtenden Jünger Goethes, diesen ungewöhnlichen Bildungsgang eines Autodidakten, hat Eckermann als treuer Chronist selbst vor die Ausgabe der Gespräche gestellt. Seine erste Anknüpfung mit Weimar, die sich etwas anders darstellt, als man bisher angenommen, fällt in das Jahr 1821. Er sandte unter dem Datum des 30. August an den Bibliotheksſekretär Kräuter folgenden bisher unveröffentlichten Brief:[1])

Wohlgeborener Herr,
Hochzuverehrender Herr Bibliothek-Sekretär!

Die Art und Weise, wie Sich Euer Wohlgeboren meines Freundes Große angenommen, wie Sie gestrebt haben, daß dieser edle Jüngling damals in seiner Not

[1]) Aus der Sammlung des Herrn Dr. Anton Kippenberg. Der bisher vergeblich gesuchte Brief an Goethe, den Eckermann mit seinen Gedichten übersandt haben soll, existiert also nicht.

nicht ein Raub der Verzweiflung geworden, sondern es vielmehr bewirkt haben, daß Goethe ihm Wohlwollen, Aufmunterung und Unterstützung geschenkt, hat mich mit hoher Achtung gegen Sie erfüllen und den Wunsch in mir entstehen lassen müssen, eine Gelegenheit zu finden, wo ich Ihnen einen Beweis solcher Achtung und Liebe bringen möchte.

Vorläufig habe ich nichts Besseres zu geben, als ein Exemplar meiner Gedichte, die ich jetzt habe drucken lassen. — Vielleicht finden Sie einige Freude daran, zumal da Sie sehen werden, daß ich Goethe mir zum hohen Meister erwählt habe, und da sich auch ein Gedicht in der Sammlung findet, welches ich über Goethe selbst ausgesprochen habe. — Der Herr Legations-Rat Falk, dem dies Gedicht besonders gefallen, hat mir raten lassen, ja ein Exemplar an Goethe zu senden.

Um das Porto zu ersparen, habe ich mir erlaubt, es dem Paket an Sie mit beizulegen und habe nun die Bitte, daß Sie es Goethen gelegentlich zu günstiger Stunde geben möchten! So auch bitte ich Sie, das andere Paket dem Herrn Legations-Rat Falk gelegentlich zusenden zu wollen.

Sollte mir die Freude eines Briefes werden sollen, so bitte ich, vor dem 1. November ihn unter Adresse an den Postrevisor Klingenberg in Hannover, wo ich mich während der Ferien aufhalten werde, abgehen zu lassen, später bin ich wieder hier in Göttingen.

Mit der vorzüglichsten Hochschätzung beharre ich

Euer Wohlgeboren

gehorsamster Diener

Eckermann.

Göttingen, d. 30. August 1821. St. juris.

Mit diesem Brief sandte Eckermann auch ein Exemplar seiner 1821 in Hannover auf Subskription gedruckten Gedichte mit folgender Widmung:[1])

Sr. Excellenz

Dem Herrn Großherzoglich Weimarschen Minister und Geheimen Rath W. von Goethe

möchte der Verfasser durch Überreichung dieser seiner Gedichte Hohe Verehrung, Liebe und Dank entgegenbringen, in dem Sinn und Verhältniß wie ein Schüler gegen seinen hohen Meister solche Gefühle hegt, wenn er ihm etwas bringt, das er nach dessen Vorbilde vollendet hat und wovon er glaubt, daß es dem Hohen einige Freude machen werde.

Göttingen den 25. August 1821.

Eckermann.

Goethe dankte freundlich in einem in der Weimarer Ausgabe gedruckten Brief vom 2. Oktober 1821, in dem er andeutete, er werde von der Sendung in „Kunst und Altertum" Notiz nehmen. Noch im September des gleichen Jahres war Eckermann selbst nach Weimar gekommen, hatte dort wohl die Beziehungen zu Kräuter und Johann Daniel Falk gepflegt, Goethe selbst aber nicht gesprochen.[2]) Es bedurfte erst noch einer innigeren Offenbarung seines bereits gewonnenen Verhältnisses zu dem Größten seiner Zeit, als sie in den inhaltlos goethisierenden Gedichten zutage trat, ehe der Meister die Mission des bildsamen Jüngers erkannte. Das Werk, das Goethen verraten sollte, mit welcher Fähigkeit der Einfüh-

[1]) Wie die später mitzuteilende Widmung der „Beyträge" mit freundlicher Bewilligung des Herrn Hofrat Dr. Kötschau, Direktor des Goethe-National-Museums, hier zum erstenmal gedruckt.

[2]) Vergleiche die Briefe an seine Braut bei Tewes.

lung der junge Verehrer in seine Art und Denkweise eingedrungen, war jedoch damals schon im Entstehen. Im Mai 1823 sandte Eckermann seine eben im Manuskript beendeten „Beyträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe" nach Weimar; am Anfang Juni folgte er selber und ward von Goethe, der die Arbeit schon gelesen hatte, freundlich empfangen. Die Schrift, meinte dieser, „empfiehlt sich selber." Mehr noch empfahl sie ihren Autor. Trotz vortrefflicher Einzelheiten war das Buch selbst keine bedeutende Leistung. Es treibt Ästhetik mit ästhetischen Maßstäben, die ganz aus Goethe gewonnen sind. Wie eine Zentralsonne wird darin die Welt Goethescher Dichtung endlos umkreist, alle Bahnen gehen von Goethe aus, alle führen zu ihm mit einer Einseitigkeit zurück, die das schöne Recht der Schwärmer und Autodidakten ist. R. M. Meyer hat im einzelnen verfolgt, welche Goetheschen Lehren hier lebendig aufgegriffen, welche Meinungen des Dichters leidenschaftlich wiederholt oder auch selbständig fortgeführt sind. Wichtiger als alle Übereinstimmung mit ausgesprochenen und gestalteten Forderungen Goethes aber war, daß sich Eckermann hier als einer der seltenen produktiven Leser verriet, die Goethe sich wünschen mochte. Wenigstens ward in dem Buche der Idealtypus des Lesers gepriesen, dem die Kraft eignet, die gebundenen Geister eines Dichtwerkes zu lösen. Hatte sich in den „Beyträgen" selbst aus solcher produktiven Lesefähigkeit heraus noch kein Gesamtbild Goethes erschlossen, so wurde doch die Erfassung des Dichters als einer großen Gesamtheit und Einheit mit einem Nachdruck gefordert, der Goethen von Eckermanns verständnisvollem Wollen überzeugen mußte. Schon beim zweiten Besuch wird denn auch eine Art praktischer Probe

gemacht: Eckermann bekommt Jugendarbeiten Goethes zur Prüfung und soll beurteilen, ob sie wert sind, in eine künftige Ausgabe der Werke aufgenommen zu werden. Goethe untersucht also des Jüngers Befähigung zu Herausgeberarbeiten, und da das Ergebnis zu voller Zufriedenheit ausfällt, er ihm auch persönlich von vornherein als „ein gar guter, feiner, verständiger Mensch" erscheint, wird bald der Versuch unternommen, ihn in Weimar zu halten. Nach der Rückkehr von Marienbad eröffnet ihm Goethe: „Ich muß gerade herausſagen, ich wünſche, daß Sie diesen Winter bei mir in Weimar bleiben." Eckermann blieb und ist nicht mehr von Goethe losgekommen. Er wuchs schnell in die Stellung eines literarischen Vertrauten und Mitherausgebers der Werke hinein, ward im höchsten Sinne der Gehilfe des Dichters. Nach einer Äußerung Goethes zum Kanzler von Müller verstand es dieser Getreue des Dichters „am besten, literarische Produktionen mir zu extorquieren, durch den verständigen Anteil, den er an einem bereits Geleisteten, bereits Begonnenen nimmt." Ohne ihn wäre der „Faust" nicht vollendet worden, und das allein sichert ihm den Dank der Nation und sollte den billigen Spott von ihm fernhalten, den man auch noch nach Heine gelegentlich über ihn ergossen hat. Das Geschick aber schenkte ihm noch eine größere selbständigere Aufgabe, die zu lösen just seine Persönlichkeit geschaffen war: die Aufzeichnung der Gespräche mit Goethe. Mit ihnen schuf er sich einen unvergänglichen Ruhm, gab er der deutschen Literatur eins ihrer schönsten Bücher.

Eckermann selbst hat die Mission, die er bei Goethe zu erfüllen hatte, nicht gleich mit voller Klarheit erkannt. Goethe mußte ihm seinen individuellen Lebensberuf fast

aufzwingen. Gewiß, Eckermann bedurfte keines Anstoßes, um gleich anderen vor ihm den Reichtum eines unerschöpflich strömenden Brunnens aufzufangen, er bedachte auch schon früh, im Anfang des Jahres 1824, eine Veröffentlichung seiner Unterhaltungen mit dem Dichter. Aber er hegte daneben eigene poetische Pläne, deren Ausführung er sehr ungern immer weiter hinausgeschoben sah. Seine editorische Tätigkeit für Goethe verschlang Zeit, nahm ihn, wie aus seinen Briefen hervorgeht, oft wochenlang ohne Unterbrechung in Anspruch. Daneben hatte er durch den Unterricht junger Engländer noch die Mittel für seine Existenz zu bestreiten. Denn der Meister wandte ihm wohl manche Unterstützung zu, brachte ihn mit Cotta in Verbindung, verschaffte ihm auch gelegentlich einen literarischen Auftrag, wie die Festschrift zu Carl Augusts 50jährigem Jubiläum. Aber von lohnender literarischer Tagesarbeit hielt er ihn wohlweislich ab, damit seine wertvolle Kraft sich nicht zu sehr zersplittere, und auch die Stellung, zu der er ihm in Weimar zu verhelfen gedachte, sollte sich Jahre hindurch nicht finden. Nicht, wie man wohl behauptet hat, durch Goethes Lässigkeit. Der Vorwurf Peucers (1831 in einem Brief an Böttiger), es habe Goethen in dieser Angelegenheit „an Entschiedenheit im Wollen und Wirken" gefehlt, trifft gewiß ebensowenig das Rechte, wie die vielen spitzen Bemerkungen der kleinbürgerlichen verärgerten Braut Eckermanns, der Johanne Bertram, die freilich einigen Anlaß hatte, dem Dichter zu zürnen, der ihren Liebsten in Weimar hielt und so zur Verlängerung ihres schon ungebührlich ausgedehnten Brautstandes beitrug. Trotz allen Einflusses vermochte Goethe hier offenbar weniger durchzusetzen, als er wollte, und er verhehlte das, wie einem Briefe Ecker-

manns an Johanne Bertram zu entnehmen ist, seinem Getreuen gegenüber auch nicht. „Nun entdeckte er mir den ganzen Zustand von Weimar, seine Stellung als Minister, und wie ihm überall, bey der Schuldenlast des Landes und den kleinen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen die Hände gebunden seyen.“ Freilich gab sich Goethe Mühe, den geschickten und treuen Helfer an sich zu fesseln, ihm die Rückkehr nach Hannover, wie die zu schnelle Verehelichung auszureden, aber wer wollte ihm daraus einen Vorwurf machen, daß er hier jenen „reinsten und strengsten Egoismus“ walten ließ, von dem er gelegentlich spricht, und der das Recht des zielbewußten Großen ist. Trotz mehrfacher Anstalten, Weimar zu verlassen, blieb Eckermann also doch, und er konnte auch, nachdem ihm für den Unterricht des jungen Prinzen Carl Alexander ein festes Gehalt ausgesetzt worden war, noch zu Lebzeiten Goethes Johanne Bertram heimführen. Geopfert hat Eckermann Goethen allerdings sein Streben nach selbständiger literarischer Produktion, und es hat Momente gegeben, wo er deshalb über ein verfehltes Dasein klagte. Aber die Gedichte, die er neben den „Gesprächen“ 1838 als einziges selbständiges Werk[1]) veröffentlichte, Erzeugnisse eines dichterisch ganz Unproduktiven, der ein hohes Vorbild unfreiwillig karikiert, können diese Klage gewiß nicht rechtfertigen. Er war nun einmal berufen, in einem anderen Geist unterzutauchen, in einem Größeren aufzugehen, mit einer Schmiegsamkeit, die nicht ihresgleichen hatte. Und er war zu sehr ein Produkt Goethescher Erziehung, zu sehr das geistige Geschöpf seines Meisters, als daß er nicht selbst, bei manchen gelegentlichen Verstim-

[1]) Weiter rührt von ihm nur noch eine unglückliche Bühneneinrichtung des zweiten „Faust“ her, die neuerdings unnötigerweise gedruckt worden ist.

mungen, im Grunde doch das Bewußtſein ſeiner großen Aufgabe gehabt hätte. Aus ſeiner Vorrede mit dem beſcheiden ſtolzen Wort: Dies iſt mein Goethe, klingt das entgegen. Und was er in einer Widmung vor das Titelblatt des für Goethe beſtimmten Exemplars ſeiner „Beyträge zur Poeſie“ geſchrieben hat,[1]) hätte er für ſeine ganze Exiſtenz wohl als ſymboliſches Motto gelten laſſen:

An Goethe.
Wenn im Rechten ich begriffen,
Hab' ich's einzig Dir zu danken,
Denn im Irren, Suchen, Schwanken
Hat mich Deine Hand ergriffen
Und auf rechten Weg geleitet,
Der geebnet, feſt, gebreitet,
Nicht in Sümpfe ſich verlieret,
Nein, zum ſichern Ziele führet.

Sein „ſicheres Ziel“ war mit der Vollendung ſeines Goethewerkes erreicht.

Goethe ſelbſt hat der Aufzeichnung der Geſpräche durch Eckermann früh ſeinen Anteil geſchenkt. Er ſieht „von dieſen Konverſationen hin und wieder einige Bogen“, prüft ſie und unterhält ſich, wie ſeine Tagebuchaufzeichnungen bekunden, darüber mit ſeinem Famulus. Dem Gedanken einer ſyſtematiſchen Niederſchrift der Unterhaltungen und ihrer Veröffentlichung hat wohl ſchon Medwins 1824 erſchienenes „Journal of the Conversations of Lord Byron“ Nahrung gegeben. In einem ſpäter für den Verleger entworfenen Plan berichtete Eckermann aber, daß Goethe ihn bereits 1826 beſtimmte, die „Geſpräche“ erſt einige Jahre nach ſeinem Tode zu publizieren. Das

[1]) Die Verſe ſind unterzeichnet: „Weimar, d. 3. Oktbr. 1823. Eckermann.“

mag dem Getreuen, der durch diese Arbeit literarisches Ansehen zu erwerben, aber auch den Grund seines bürgerlichen Glückes zu legen hoffte, nicht ganz leicht geworden sein. Um so weniger, als schon 1827 der Byron-Verleger Murray sich um eine englische Übersetzung bemühte, nachdem er durch einen in Weimar lebenden Engländer eine Probe aus dem künftigen Werk erhalten hatte. Nach der unglücklichen, vorzeitig abgebrochenen Italienreise mit August von Goethe eröffnete Eckermann im September 1830 dem Dichter noch einmal den Wunsch, bald an den Abschluß und die endgültige Redaktion der langgehegten Arbeit zu gehen. Goethe erwidert ihm freundlich, daß er die baldige Publikation zwar nicht wünsche, das Manuskript aber gern „durchgehen und rektifizieren" möchte. Er ist nicht dazu gekommen. Nach Eckermanns Rückkehr nach Weimar erlitt er, von des Sohnes Tod schwer betroffen, einen heftigen Blutsturz und nach der Genesung wandte er sich mit aller Kraft der Vollendung des „Faust" und der Selbstbiographie zu. Die Beendigung und letzte Redaktion der Unterhaltungen blieb Eckermann allein überlassen, und so erschienen die „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens" erst zur Ostermesse 1836 in zwei Bänden bei F. A. Brockhaus in Leipzig.

Was Eckermanns selbständiges Schaffen ungenießbar macht, der Mangel eigener Originalität und Produktionsfähigkeit, hat gerade seinen Gesprächen das einzigartige und unvergleichliche Gepräge gegeben. Freilich reichen feminine Anschmiegsamkeit der geistigen Artung und seltene Fähigkeit des Hörens nicht aus, das Problem Eckermann zu erklären; das Gehörte und Aufgenommene zu reproduzieren, bedurfte es auch einer im ständigen Umgang mit einem Großen erlangten Geistesfreiheit, ja

einer entfernten Verwandtschaft der Naturen von Meister und Schüler. Nur so konnte die Plastik der Aufzeichnungen zustande kommen, konnte die Wiedergabe so treu geraten, daß wir den Tonfall Goetheſcher Rede zu vernehmen glauben. Bei aller Fähigkeit der Verſenkung in Goethes Weſen iſt aber Eckermann doch mehr als bloßer Phonograph, mehr als nur das Medium Goetheſcher Weisheit. Nicht nur ein geborener Hörer, ſondern auch ein geſchickter Frager, ward er der paſſive Mitarbeiter an den Unterhaltungen. Seine geiſtige Perſönlichkeit half ihren Umfang und auch ihre Grenzen mit beſtimmen. Goethe verſtand es ja unvergleichlich, der Faſſungsgabe ſeiner Hörer entgegenzukommen, denn er ſprach im allgemeinen nur, was der Natur und Bildung des jeweiligen Beſuchers gemäß war. Daß er ſich gegen Eckermann vielſeitiger geben konnte, als gegen irgend einen anderen ſeiner Unterredner, iſt für dieſen ein ſchönes Zeugnis. Doch hatte auch Eckermanns Verſtändnis ſeine Grenzen, und Goethe muß ſich ihrer bewußt geweſen ſein. Er läßt ihm gegenüber nicht die Paradoxie und Reizbarkeit walten, die zuweilen in den Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller hervortreten, ſucht ſich auch Äußerungen zu verwehren, die nur der Antrieb des Momentes zeugt. Bei alledem ward er von Eckermann ab und zu mißverſtanden.[1]) An ſolchen Stellen wird dann der geiſtige Abſtand zwiſchen Sprecher und Hörer ebenſo deutlich merkbar, wie bei manchen naiven Fragen und Einwendungen des Jüngers, auf die der Meiſter mit einer gutmütig ironiſchen Überlegenheit eingeht. Manche der Mißverſtändniſſe, Fehler und falſchen Angaben, die die Ge-

[1]) Über die weſentlichen Irrtümer und Fehler Eckermanns geben die Anmerkungen Auskunft.

sprüche enthalten, sind allerdings nicht auf Eckermann, sondern auf Goethe selbst zurückzuführen, dem nach den jüngsten Untersuchungen Kurt Jahns über „Dichtung und Wahrheit“ [1]) wohl ein zuverlässiges, im ganzen richtig reproduzierendes, aber keineswegs besonders starkes Gedächtnis zuzusprechen ist.

Neben solchen äußeren Irrtümern, an denen also Hörer und Sprecher beteiligt sind, treten in den Gesprächen auch einige Schwächen hervor, die in Eckermanns innerem Wesen ihre Erklärung finden. Es ist nicht zu verkennen, daß er gelegentlich die eigene Persönlichkeit unnötig hervordrängt, wenn er etwa den „bedeutenden“, „großen und guten Wahrheiten“ Goethes naive Zensuren ausstellt, belanglose eigene Urteile einstreut, oder unnötig lange bei seinen Privatinteressen verweilt. In solchen Kleinigkeiten hat Eckermann seine persönliche Wichtigkeit überschätzt. Aber sie tun der Bescheidenheit und frommen Hingabe, die er im großen walten läßt, so wenig ernsthaften Eintrag, als die Fehler und Inkongruenzen der Redaktion die Treue der Wiedergabe berühren, die eben eine Treue in tieferem Sinne als dem des Wörtlichen ist.

Auf Vollständigkeit und chronologische Genauigkeit ist Eckermann in seinem Werk nicht ausgegangen. Der Vergleich mit Eintragungen in Goethes Tagebüchern zeigt, daß er mancher Unterhaltungen, die stattgefunden haben, nicht gedenkt, daß er andere, die auf verschiedene Tage fielen, zusammengezogen hat. Er suchte zu verteilen und abzurunden und erreichte gerade dadurch den künstlerischen Reiz seiner Sammlung. Wenigstens der beiden ersten

[1]) Goethes „Dichtung und Wahrheit“. Halle, Niemeyer 1909.

Bände, die einen einheitlichen Zug und Aufbau hatten, und mit jener erhaben großen Schilderung der irdischen Hülle des Entschlafenen ergreifend schlossen.

Der literarische Erfolg der Gespräche war wohl bedeutend, aber der buchhändlerische blieb weit hinter Eckermanns Erwartungen zurück. Wert und Authentizität seines Werks ward von den Berufensten des Weimarer Kreises selbst, von Soret, Kanzler von Müller, Riemer, anerkannt, doch das deutsche Lesepublikum verhielt sich vorerst spröde. Da Eckermann in den beiden Bänden sein Material noch nicht erschöpft hatte, so stellte er schon im Juli 1837 dem Verlage ein drittes Bändchen in Aussicht. Die Bearbeitung dieser Fortsetzung verzögerte sich aber Jahre hindurch. Der geringe Absatz der ersten Bände beeinträchtigte wohl Eckermanns Arbeitslust, auch nahm ihn eine Ende der dreißiger Jahre mit Riemer zusammen unternommene Goetheausgabe stark in Anspruch. Der Hauptgrund der Verzögerung aber war, daß seine Aufzeichnungen zur Füllung eines neuen Bandes nicht mehr ausreichten. Als er 1841 vom Verlag an die Erfüllung seines Versprechens gemahnt wurde, mußte er gestehen, daß seine Hoffnung auf einen dritten Teil sich hauptsächlich auf ein Versprechen seines Freundes Soret gründete, der ihm das französische Manuskript seiner Unterhaltungen mit Goethe zur freien Benutzung überlassen wollte. Noch ehe es zur Beendung dieser Fortsetzung kam, spitzten sich Mißverständnisse zwischen Eckermann und seinem Verleger Brockhaus über die erste Auflage des Buches zu einer schweren Differenz zu. Eckermann glaubte, daß er vom Verlage übervorteilt worden sei, es kam zu einem Aufsehen erregenden Rechtsstreit, über dessen Ursachen und Verlauf die beiden Parteien sich in

Broschüren äußerten,[1]) und der schließlich in der letzten Instanz zugunsten des Verlegers entschieden wurde. In Wirklichkeit war das Verhalten des Verlages so wenig von Inkorrektheit frei zu sprechen, wie das des Autors, der aus falschen Illusionen über den Absatz seines Buches sehr falsche Folgerungen gezogen hatte.

So erschien der dritte Teil der Gespräche erst Ostern 1848 zu Magdeburg im Verlag der Heinrichshofenschen Buchhandlung. An Wert stand er bedeutend hinter den beiden ersten Bänden zurück. Eckermann vermochte wohl noch genug Wichtiges beizubringen, aber seine neuen Mitteilungen, die sich sehr ungleich über die Jahre 1824—31 erstreckten, waren abrupter, sprunghafter, verweilten mehr bei unnötigen Dingen, als die früheren Gespräche. Sie füllten wohl manche Lücke der ersten Veröffentlichung aus, aber sie blieben doch nur ein Nachtrag. Vor allem fehlte dem neuen Band die Einheitlichkeit; er zerfiel in zwei heterogene Bestandteile: die Beiträge Eckermanns und die des neuen Mitarbeiters Friedrich Soret, die einen ganz anderen Charakter trugen.

Soret, der einer Genfer Familie entstammte, war 1795 in Petersburg geboren, wo sein Vater als Hofmaler der kaiserlichen Familie lebte. Er hatte eine gründliche wissenschaftliche Ausbildung genossen, die ihn vom Studium der Theologie zu dem der Naturwissenschaften geführt hatte. Als er 1822 durch Vermittelung der Großherzogin Maria Pawlowna einen Ruf nach Weimar als Erzieher des Prinzen Carl Alexander erhielt, hatte er sich durch wissenschaftliche Arbeiten auf den Gebieten der Mineralogie und Optik

[1]) Eckermanns „Einige Worte über den Rechtsstreit gegen Brockhaus in Betreff der Gespräche mit Goethe" sind bei Tewes, Eckermanns Nachlaß Band I wieder abgedruckt.

bereits einen Namen gemacht. Im Hause Goethes gehörte er bald zu den Intimen. Goethe nützte gern seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse, verdankte ihm auch manche Vermehrung seines mineralogischen Besitzes. Wie wert ihm die Persönlichkeit des zielbewußten, selbständigen Mannes war und wie gerne er sich mit ihm unterhielt, erhellt aus mehr denn einer Stelle seiner an Soret gerichteten Briefe, erhellt auch aus der knappen Charakteristik, die er in den ersten Jahren von Sorets Weimarer Aufenthalt festgelegt hat: „ruhiger Verstand, freie klare Weltanschauung, vielfache Bildung und ausgebreitete Kenntnis zeichnen ihn aus, hinter welchem allem ein schönes Gemüt und reines Herz durchblicken."

Der Erzieher des Prinzen hatte, das zeigen seine Gespräche deutlich, nicht die reine Empfänglichkeit Eckermanns, hatte weder Neigung noch auch Beruf, gleich diesem in Goethes Wesen aufzugehen. Er schrieb seine Unterhaltungen nicht planmäßig nieder, sondern warf Notizen und Bemerkungen hin, die wesentlich als Rohstoff von Wichtigkeit sind. Ein bedeutenderer, aktiverer Geist als Eckermann trat hier Goethen entgegen und trug aus den Gesprächen mit ihm gelegentliche Beiträge zur Kennzeichnung von Goethes geistigem Leben nach Hause. Diesen ursprünglichen Charakter der in französischer Sprache niedergeschriebenen Aufzeichnungen Sorets[1]) hat Eckermann, der für sein Werk nur einen Auszug von 72 oder 73 Stücken aus Sorets Manuskript erhielt, durch seine freie Bearbeitung modifizieren, aber nicht völlig verwischen können. Er schaltete frei mit

[1]) Sie sind nach dem französischen Manuskript Sorets neuerdings von Burkhardt übersetzt und herausgegeben worden. Weimar, H. Böhlaus Nachfolger, 1905.

dieſem Material, ergänzte, führte manche Andeutung Sorets genauer aus, unterdrückte anderes, und ließ auch zwei oder drei Nummern in ſeinen eigenen Aufzeichnungen völlig aufgehen. Dennoch konnte er, der übrigens Sorets Beiträge in der Vorrede zum dritten Teil entſchieden zu niedrig wertet, durch ſolche Überarbeitung das fremde Gut nicht zu ſeinem Eigentum machen.

Mit dem dritten Bande der Geſpräche dachte Eckermann ſeine Goetheveröffentlichungen noch nicht abzuſchließen. Er plante ein weiteres Werk, das ſpeziell Geſpräche mit Goethe über den zweiten Teil des „Fauſt" enthalten ſollte. Es ſind uns nur wenige Bruchſtücke davon überliefert.[1]) Ehe Eckermann zur weiteren Ausführung kam, ſetzte der Tod ſeinen Bemühungen am 3. Dezember 1854 ein Ziel.

Unſere Neuausgabe, deren Text nach den erſten Ausgaben Eckermanns revidiert worden iſt, nimmt, ohne deren veraltete Orthographie zu berückſichtigen, die chronologiſche Einordnung des dritten Teils der Geſpräche in die beiden erſten vor. Die Berechtigung dieſes Vorgehens erhellt aus den kurzen Ausführungen über den dritten Band. Eckermann ſelbſt hatte ſich übrigens mit der Abſicht getragen, in ſpäteren Ausgaben die Einſchaltung durchzuführen. Die Anregung dazu gab ihm die 1850 erſchienene engliſche Überſetzung der Geſpräche von John Oxenford, die das Verdienſt hat, dieſes Verfahren zuerſt eingeſchlagen zu haben. Nachdem Eckermann von ihr Kenntnis genommen hatte, ſchrieb er am 14. Juli 1851 an den Verleger Heinrichshofen: „Ich habe . . . ſchon damals, als ich den dritten Teil ſchrieb, darauf Rückſicht genommen, daß er einſt in die beiden

[1]) Was von dieſen Geſprächen erhalten iſt, findet ſich im zweiten Bande dieſer Ausgabe als Anhang.

ersten nach dem Datum eingeschaltet werden könnte." Auch die neuere französische Ausgabe, die Sainte-Beuve eingeleitet hat und deren Text auf der bereits 1835 erschienenen Übersetzung Délerots fußt, unterscheidet sich durch die Einordnung vorteilhaft von den bisherigen deutschen. Die nun auch hier vorgenommene chronologische Verarbeitung von Hauptteil und Nachtrag rundet das Werk erst zu jener organischen Einheitlichkeit ab, die Eckermann selbst vorschwebte und nur durch die Ungunst äußerer Umstände nicht mehr verwirklicht werden konnte. Die Gespräche Goethes mit Soret sind, natürlich in der Textgestaltung, die ihnen Eckermann gegeben hat, in einen Anhang verwiesen worden.

Der Güte des Herrn Hofrat Dr. Karl Koetschau verdanken Verlag und Herausgeber es, im ersten Band dieser Ausgabe ein Goethebildnis nach einer bisher unveröffentlichten Zeichnung wiedergeben zu dürfen. Sie ist von G. Wolf, wahrscheinlich im Jahre 1826, nach dem Goethebild auf der bekannten Sebbersschen Tasse oder nach einer Sebbersschen Zeichnung in vergrößertem Maßstabe ausgeführt und bisher noch niemals veröffentlicht worden. Im zweiten Bande bringen wir nach einer neuen Aufnahme das von Joseph Schmeller gezeichnete Eckermann-Porträt; es gehört zu der Sammlung zeitgenössischer Bildnisse, die Goethe in der letzten Zeit seines Lebens von diesem Künstler ausführen ließ.

Eckermanns Vorreden

Zum erſten und zweiten Teil

Dieſe Sammlung von Unterhaltungen und Geſprächen mit Goethe iſt größtenteils aus dem mir inwohnenden Naturtriebe entſtanden, irgendein Erlebtes, das mir wert oder merkwürdig erſcheint, durch ſchriftliche Auffaſſung mir anzueignen.

Zudem war ich immerfort der Belehrung bedürftig, ſowohl als ich zuerſt mit jenem außerordentlichen Manne zuſammentraf, als auch nachdem ich bereits jahrelang mit ihm gelebt hatte, und ich ergriff gern den Inhalt ſeiner Worte und notierte ihn mir, um ihn für mein ferneres Leben zu beſitzen.

Wenn ich aber die reiche Fülle ſeiner Äußerungen bedenke, die während eines Zeitraumes von neun Jahren mich beglückten, und nun das Wenige betrachte, das mir davon ſchriftlich aufzufaſſen gelungen iſt, ſo komme ich mir vor wie ein Kind, das den erquicklichen Frühlingsregen in offenen Händen aufzufangen bemüht iſt, dem aber das meiſte durch die Finger läuft.

Doch wie man zu ſagen pflegt, daß Bücher ihre Schickſale haben, und wie dieſes Wort ebenſowohl auf ihr Entſtehen als auf ihr ſpäteres Hinaustreten in die weite und breite Welt anzuwenden iſt, ſo dürfte es auch von der Entſtehung des gegenwärtigen Buches gelten. Monate vergingen oft, wo die Geſtirne ungünſtig ſtanden, und wo Unbefinden, Geſchäfte und mancherlei Bemühungen um die tägliche Exiſtenz keine Zeile aufkommen ließen; dann aber traten wieder günſtige Sterne ein, und es vereinigten ſich Wohlſein, Muße und Luſt zu ſchreiben, um wieder einen erfreulichen Schritt vorwärts zu tun. Und dann, wo tritt bei einem längern Zuſammenleben nicht mitunter einige Gleichgültigkeit ein, und wo wäre

derjenige, der die Gegenwart immer so zu schätzen wüßte, wie sie es verdiente!

Dieses alles erwähne ich besonders aus dem Grunde, um die manchen bedeutenden Lücken zu entschuldigen, die der Leser finden wird, im Fall er etwa so geneigt sein sollte, das Datum zu verfolgen. In solche Lücken fällt manches unterlassene Gute sowie besonders manches günstige Wort, was Goethe über seine weitverbreiteten Freunde sowie über die Werke dieses oder jenes lebenden deutschen Autors gesagt hat, während sich anderes ähnlicher Art notiert findet. Doch, wie gesagt, Bücher haben ihre Schicksale schon während sie entstehen.

Übrigens erkenne ich dasjenige, was in diesen Bänden mir gelungen ist zu meinem Eigentum zu machen, und was ich gewissermaßen als den Schmuck meines Lebens zu betrachten habe, mit innigem Dank gegen eine höhere Fügung, ja ich habe sogar eine gewisse Zuversicht, daß auch die Welt mir diese Mitteilung danken werde.

Ich halte dafür, daß diese Gespräche für Leben, Kunst und Wissenschaft nicht allein manche Aufklärung und manche unschätzbare Lehre enthalten, sondern daß diese unmittelbaren Skizzen nach dem Leben auch ganz besonders dazu beitragen werden, das Bild zu vollenden, was man von Goethe aus seinen mannigfaltigen Werken bereits in sich tragen mag.

Weit entfernt aber bin ich auch wiederum, zu glauben, daß hiermit nun der ganze innere Goethe gezeichnet sei. Man kann diesen außerordentlichen Geist und Menschen mit Recht einem vielseitigen Diamanten vergleichen, der nach jeder Richtung hin eine andere Farbe spiegelt. Und wie er nun in verschiedenen Verhältnissen und zu ver-

schiedenen Personen ein anderer war, so kann ich auch in meinem Falle nur in ganz bescheidenem Sinne sagen: dies ist mein Goethe.

Und dieses Wort dürfte nicht bloß davon gelten, wie er sich mir darbot, sondern auch besonders davon, wie ich ihn aufzufassen und wiederzugeben fähig war. Es geht in solchen Fällen eine Spiegelung vor, und es ist sehr selten, daß bei dem Durchgange durch ein anderes Individuum nichts Eigentümliches verloren gehe und nichts Fremdartiges sich beimische. Die körperlichen Bildnisse Goethes von Rauch, Dawe, Stieler und David sind alle in hohem Grade wahr, und doch tragen sie alle mehr oder weniger das Gepräge der Individualität, die sie hervorbrachte. Und wie nun ein solches schon von körperlichen Dingen zu sagen ist, um wie viel mehr wird es von flüchtigen, untastbaren Dingen des Geistes gelten! Wie dem nun aber in meinem Falle auch sei, so werden alle diejenigen, denen aus geistiger Macht oder aus persönlichem Umgange mit Goethe ein Urteil dieses Gegenstandes zusteht, mein Streben nach möglichster Treue hoffentlich nicht verkennen.

Nach diesen größtenteils die Auffassung des Gegenstandes betreffenden Andeutungen bleibt mir über des Werkes Inhalt selber noch folgendes zu sagen.

Dasjenige, was man das Wahre nennt, selbst in betreff eines einzigen Gegenstandes, ist keineswegs etwas Kleines, Enges, Beschränktes; vielmehr ist es, wenn auch etwas Einfaches, doch zugleich etwas Umfangreiches, das, gleich den mannigfaltigen Offenbarungen eines weit- und tiefgreifenden Naturgesetzes, nicht so leicht zu sagen ist. Es ist nicht abzutun durch Spruch, auch nicht durch Spruch und Spruch, auch nicht durch Spruch und Widerspruch,

ſondern man gelangt durch alles dieſes zuſammen erſt zu Approximationen, geſchweige zum Ziele ſelber.

So, um nur ein Beiſpiel anzuführen, tragen Goethes einzelne Äußerungen über Poeſie oft den Schein der Einſeitigkeit und oft ſogar den Schein offenbarer Widerſprüche. Bald legt er alles Gewicht auf den Stoff, welchen die Welt gibt, bald alles auf das Innere des Dichters; bald ſoll alles Heil im Gegenſtande liegen, bald alles in der Behandlung; bald ſoll es von einer vollendeten Form kommen, bald, mit Vernachläſſigung aller Form, alles vom Geiſte.

Alle dieſe Aus- und Widerſprüche aber ſind ſämtlich einzelne Seiten des Wahren und bezeichnen zuſammen das Weſen und führen zur Annäherung der Wahrheit ſelber, und ich habe mich daher ſowohl in dieſen als ähnlichen Fällen wohl gehütet, dergleichen ſcheinbare Widerſprüche, wie ſie durch verſchiedenartige Anläſſe und den Verlauf ungleicher Jahre und Stunden hervorgerufen worden, bei dieſer Herausgabe zu unterdrücken. Ich vertraue dabei auf die Einſicht und Überſicht des gebildeten Leſers, der ſich durch etwas Einzelnes nicht irren laſſen, ſondern das Ganze im Auge halten und alles gehörig zurechtlegen und vereinigen werde.

Ebenſo wird man vielleicht auf manches ſtoßen, was beim erſten Anblick den Schein des Unbedeutenden hat. Sollte man aber tiefer blickend bemerken, daß ſolche unbedeutende Anläſſe oft Träger von etwas Bedeutendem ſind, auch oft etwas Spätervorkommendes begründen, oder auch dazu beitragen, irgend einen kleinen Zug zur Charakterzeichnung hinzuzutun, ſo dürften ſie, als eine Art von Notwendigkeit, wo nicht geheiligt, doch entſchuldigt werden.

Und ſomit ſage ich nun dieſem lange gehegten Buche zu ſeinem Hinaustritt in die Welt das beſte Lebewohl, und wünſche ihm das Glück, angenehm zu ſein und mancherlei Gutes anzuregen und zu verbreiten.

Weimar, den 31. Oktober 1835.

Zum dritten Teil

Indem ich endlich dieſen längſt verſprochenen dritten Teil meiner „Geſpräche mit Goethe“ abgeſchloſſen vor mir ſehe, beglückt mich das freudige Gefühl überwundener großer Hinderniſſe.

Mein Fall war ſehr ſchwierig. Er glich dem eines Schiffers, der nicht mit dem Winde ſegeln kann, der heute weht, ſondern mit großer Geduld oft wochen- und monatelang einen Fahrwind erwarten muß, wie er vor Jahren geweht hat. Als ich ſo glücklich war, die beiden erſten Teile zu ſchreiben, konnte ich gewiſſermaßen mit gutem Winde gehen, weil mir damals das friſchgeſprochene Wort noch in den Ohren klang und der lebendige Verkehr mit jenem wunderbaren Manne mich in dem Element einer Begeiſterung erhielt, wodurch ich mich zum Ziele getragen fühlte wie auf Flügeln.

Jetzt aber, wo jene Stimme ſchon ſeit vielen Jahren verſtummt iſt und das Glück jener perſönlichen Berührungen ſo weit hinter mir liegt, konnte ich die ſo nötige Begeiſterung nur in ſolchen Stunden erlangen, wo es mir vergönnt war, in mein eigenes Inneres zu gehen und in ungeſtörter Vertiefung das Vergangene wieder zu friſchen Farben zu beleben, wo es denn anfing, ſich zu regen, und ich große Gedanken und große Charakterzüge

vor mir liegen sah, gleich Gebirgen, fernen zwar, aber deutlich und wie von der Sonne des wirklichen Tages beschienen.

So kam mir denn die Begeisterung aus der Freude am Großen; das Einzelne des Ideenganges und mündlichen Ausdruckes ward wieder frisch, als ob ich es gestern erlebt hätte. Der lebendige Goethe war wieder da; ich hörte wieder den besondern lieben Klang seiner Stimme, die mit keines anderen zu vergleichen. Ich sah ihn wieder abends in schwarzem Frack und Stern bei heller Erleuchtung seiner Zimmer im geselligen Kreise scherzen und lachen und heiteres Gespräch führen. Dann anderen Tages bei schönem Wetter war er im Wagen neben mir, im braunen Oberrock und blauer Tuchmütze, den hellgrauen Mantel über seine Knie gelegt. Seine Gesichtsfarbe braun-gesund wie die frische Luft; sein Gespräch geistreich in die freie Welt hinein, das Geräusch des Wagens übertönend. Oder ich sah mich abends bei stillem Kerzenlicht wieder in sein Studierzimmer versetzt, wo er im weißen flanellenen Schlafrock am Tische mir gegenübersaß, milde wie die Stimmung eines gut verlebten Tages. Wir sprachen über große und gute Dinge, er kehrte das Edelste, was in seiner Natur lag, mir entgegen; mein Geist entzündete sich an dem seinigen. Es war zwischen uns die innigste Harmonie; er reichte mir über den Tisch herüber seine Hand, die ich drückte. Dann ergriff ich wohl ein neben mir stehendes gefülltes Glas, das ich, ohne etwas zu sagen, ihm zutrank, indem meine Blicke über den Wein hin in seinen Augen ruhten.

So war ich ihm in voller Lebendigkeit wieder zugesellt, und seine Worte klangen wieder wie ehemals.

Aber wie es auch sonst im Leben zu gehen pflegt, daß wir wohl eines geliebten Toten gedenken, doch bei dem

Geräuſch des fordernden Tages oft wochen- und monatelang nur flüchtig, und daß die ſtillen Augenblicke einer ſolchen Vertiefung, wo wir ein vor uns dahingegangenes Geliebtes in der ganzen Friſche des Lebens wieder zu beſitzen glauben, zu den ſeltenen ſchönen Stunden gehören, ſo erging es mir auch mit Goethe.

Es vergingen oft Monate, wo meine Seele, durch Berührungen des täglichen Lebens hingenommen, für ihn tot war und er meinem Geiſte mit keinem Worte zuſprach. Und wiederum traten andere Wochen und Monate unfruchtbarer Stimmung ein, wo in meinem Gemüte nichts keimen und nichts blühen wollte. Solche nichtige Zeiten mußte ich mit großer Geduld nutzlos vorüber gehen laſſen, denn das in ſolchen Zuſtänden Geſchriebene wäre nichts wert geweſen. Ich mußte vom guten Glück die Wiederkehr von Stunden erwarten, wo das Vergangene mir in voller Lebendigkeit gegenwärtig und mein Inneres an geiſtiger Kraft und ſinnlichem Behagen auf einer Höhe ſtand, um zur Einkehr Goetheſcher Gedanken und Empfindungen eine würdige Behauſung zu ſein. Denn ich hatte es mit einem Helden zu tun, den ich nicht durfte ſinken laſſen. In der ganzen Milde der Geſinnung, in der vollen Klarheit und Kraft des Geiſtes und in der gewohnten Würde einer hohen Perſönlichkeit mußte er erſcheinen, um wahr zu ſein — und das war keineswegs etwas Geringes!

Mein Verhältnis zu ihm war eigentümlicher Art und ſehr zarter Natur. Es war das des Schülers zum Meiſter, das des Sohnes zum Vater, das des Bildungsbedürftigen zum Bildungsreichen. Er zog mich in ſeine Kreiſe und ließ mich an den geiſtigen und leiblichen Genüſſen eines höhern Daſeins teilnehmen. Oft ſah ich ihn nur alle acht Tage, wo ich ihn in den Abend-

ſtunden beſuchte; oft auch jeden Tag, wo ich mittags mit ihm bald in größerer Geſellſchaft, bald tête-à-tête zu Tiſch zu ſein das Glück hatte.

Seine Unterhaltung war mannigfaltig wie ſeine Werke. Er war immer derſelbige und immer ein anderer. Bald okkupierte ihn irgend eine große Idee, und ſeine Worte quollen reich und unerſchöpflich. Sie glichen oft einem Garten im Frühling, wo alles in Blüte ſtand und man, von dem allgemeinen Glanze geblendet, nicht daran dachte, ſich einen Strauß zu pflücken. Zu anderen Zeiten dagegen fand man ihn ſtumm und einſilbig, als lagerte ein Nebel auf ſeiner Seele; ja es konnten Tage kommen, wo es war, als wäre er voll eiſiger Kälte und als ſtriche ein ſcharfer Wind über Reif- und Schneefelder. Und wiederum, wenn man ihn ſah, war er wieder wie ein lachender Sommertag, wo alle Sänger des Waldes uns aus Büſchen und Hecken entgegenjubeln, der Kuckuck durch blaue Lüfte ruft und der Bach durch blumige Auen rieſelt. Dann war es eine Luſt, ihn zu hören; ſeine Nähe war dann beſeligend, und das Herz erweiterte ſich bei ſeinen Worten.

Winter und Sommer, Alter und Jugend ſchienen bei ihm im ewigen Kampfe und Wechſel zu ſein; doch war es an ihm, dem Siebzig- bis Achtzigjährigen, wohl zu bewundern, daß die Jugend immer wieder obenauf war und jene angedeuteten Herbſt- und Wintertage zu ſeltenen Ausnahmen gehörten.

Seine Selbſtbeherrſchung war groß, ja ſie bildete eine hervorragende Eigentümlichkeit ſeines Weſens. Sie war eine Schweſter jener hohen Beſonnenheit, wodurch es ihm gelang, immer Herr ſeines Stoffes zu ſein und ſeinen einzelnen Werken diejenige Kunſtvollendung zu geben, die wir an ihnen bewundern. Durch eben jene Eigen-

ſchaft aber ward er, ſo wie in manchen ſeiner Schriften, ſo auch in manchen mündlichen Äußerungen, oft gebunden und voller Rückſicht. Sobald aber in glücklichen Momenten ein mächtigerer Dämon in ihm rege wurde und jene Selbſtbeherrſchung ihn verließ, dann ward ſein Geſpräch jugendlich dahinbrauſend, gleich einem aus der Höhe herabkommenden Bergſtrome. In ſolchen Augenblicken ſagte er das Größte und Beſte, was in ſeiner reichen Natur lag, und von ſolchen Augenblicken iſt es wohl zu verſtehen, wenn ſeine früheren Freunde über ihn geäußert, daß ſein geſprochenes Wort beſſer ſei als ſein geſchriebenes und gedrucktes. So ſagte Marmontel von Diderot, daß, wer dieſen nur aus ſeinen Schriften gekannt, ihn nur halb gekannt, daß er aber, ſobald er bei mündlicher Unterhaltung lebhaft geworden, einzig und hinreißend geweſen.

Darf ich nun hoffen, daß von jenen glücklichen Momenten in dieſen Geſprächen manches feſtzuhalten mir gelungen, ſo mag es dieſem Bande nicht weniger zugute kommen, daß darin eine doppelte Spiegelung von Goethes Perſönlichkeit ſtattfindet, einmal nämlich gegen mich und dann gegen einen jungen Freund.

Herr Soret aus Genf, als freiſinniger Republikaner zur Leitung der Erziehung Sr. königlichen Hoheit des Erbgroßherzogs im Jahre 1822 nach Weimar berufen, hatte von gedachtem Jahre bis zu Goethes Tode zu ihm gleichfalls ein ſehr nahes Verhältnis. Er war in Goethes Hauſe ein häufiger Tiſchgenoſſe, auch in ſeinen Abendgeſellſchaften ein oft und gern geſehener Gaſt. Außerdem boten ſeine naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe vielfache Berührungspunkte zu einem dauernden Umgange. Als gründlicher Mineraloge ordnete er Goethes Kriſtalle,

sowie seine Kenntnisse der Botanik ihn fähig machten, Goethes „Metamorphose der Pflanze" ins Französische zu übersetzen und dadurch jener wichtigen Schrift eine größere Verbreitung zu geben. Seine Stellung am Hofe ferner führte ihn gleichfalls oft in Goethes Nähe, indem er bald den Prinzen zu ihm begleitete, bald Aufträge Sr. königlichen Hoheit des Großherzogs und Ihrer kaiserlichen Hoheit der Frau Großherzogin ihm zu Besuchen bei Goethe Veranlassung gaben.

Von solchen persönlichen Berührungen hat nun Herr Soret in seinen Tagebüchern häufig Notiz genommen und vor einigen Jahren die Güte gehabt, ein daraus zusammengestelltes kleines Manuskript mir in dem Sinne zu übergeben, daß es mir gestattet sein solle, das Beste und Interessanteste in meinem dritten Band chronologisch zu verweben.

Diese in französischer Sprache abgefaßten Notizen waren bald ausführlich, bald aber nur flüchtig und lückenhaft, so wie die eiligen, oft sehr geschäftsreichen Tage des Verfassers es ihm hatten erlauben wollen. Da jedoch in dem ganzen Manuskript kein Gegenstand vorgekommen, der nicht zwischen Goethe und mir wiederholt und ausführlich wäre besprochen worden, so waren meine eigenen Tagebücher ganz geeignet, das von Soret Geschriebene zu ergänzen, dort gelassene Lücken auszufüllen und das oft nur Angedeutete in hinlänglicher Entwickelung darzustellen. — — —

Und so wüßte ich nun weiter nichts hinzuzufügen, als daß ich diesem lange und mit Liebe gehegten dritten Bande dieselbe gute Aufnahme wünsche, wie sie in so reichlichem Maße den beiden ersten zuteil geworden.

Weimar, den 21. Dezember 1847.

Eckermanns Einleitung

Der Autor gibt Nachricht über ſeine Perſon und Herkunft und die Entſtehung ſeines Verhältniſſes zu Goethe.

Zu Winſen an der Luhe, einem Städtchen zwiſchen Lüneburg und Hamburg, auf der Grenze des Marſch- und Heidelandes, bin ich zu Anfang der neunziger Jahre geboren, und zwar in einer Hütte, wie man wohl ein Häuschen nennen kann, das nur einen heizbaren Aufenthalt und keine Treppe hatte, ſondern wo man auf einer gleich an der Haustür ſtehenden Leiter unmittelbar auf den Heuboden ſtieg.

Als der Zuletztgeborene einer zweiten Ehe habe ich meine Eltern eigentlich nur gekannt, wie ſie ſchon im vorgerückten Alter ſtanden, und bin zwiſchen beiden gewiſſermaßen einſam aufgewachſen. Aus meines Vaters erſter Ehe lebten zwei Söhne, wovon der eine, nach verſchiedenen Seereiſen als Matroſe, in fernen Weltteilen in Gefangenſchaft geraten und verſchollen war, der andere aber, nach mehrmaligem Aufenthalt zum Walfiſch- und Seehundfang in Grönland, nach Hamburg zurückgekehrt war und dort in mäßigen Umſtänden lebte. Aus meines Vaters zweiter Ehe waren vor mir zwei Schweſtern aufgewachſen, die, als ich mein zwölftes Jahr erreicht, bereits das väterliche Haus verlaſſen hatten und teils im Orte, teils in Hamburg dienten.

Die Hauptquelle des Unterhaltes unſerer kleinen Familie war eine Kuh, die uns nicht allein zu unſerem täglichen Bedarf mit Milch verſah, ſondern von der wir auch jährlich ein Kalb mäſten und außerdem zu gewiſſen Zeiten für einige Groſchen Milch verkaufen konnten. Ferner beſaßen wir einen Acker Land, der uns die nötigen Gemüſearten für das Bedürfnis des Jahres gewinnen ließ. Korn zu Brot indes und Mehl für die Küche mußten wir kaufen.

Meine Mutter hatte eine beſondere Geſchicklichkeit im Wollſpinnen; auch ſchnitt und nähte ſie die bürgerlichen Mützen der Frauenzimmer zu beſonderer Zufriedenheit, welches ihr denn beides zur Quelle einiges Erwerbes gereichte.

Meines Vaters eigentliches Geſchäft dagegen war der Betrieb eines kleinen Handels, der nach den verſchiedenen Jahreszeiten variierte und ihn veranlaßte, häufig von Hauſe abweſend zu ſein und in der Umgegend viel zu Fuße umherzuſchweifen. Im Sommer ſah man ihn mit einem leichten hölzernen Schränkchen auf dem Rücken in der Heidegegend von Dorf zu Dorf wandern und mit Band, Zwirn und Seide hauſieren gehen. Zugleich kaufte er hier wollene Strümpfe und Beiderwand (ein aus der braunen Wolle der Heidſchnucken und leinenem Garn gewebtes Zeug), das er dann auf dem jenſeitigen Elbufer, in den Vierlanden, gleichfalls hauſierend wieder abſetzte. Im Winter trieb er einen Handel mit rohen Schreibfedern und ungebleichter Leinwand, die er in den Dörfern der Heide- und Marſchgegend aufkaufte und mit Schiffsgelegenheit nach Hamburg brachte. In allen Fällen jedoch mußte ſein Gewinn ſehr gering ſein, denn wir lebten immer in einiger Armut.

Soll ich nun von meiner kindlichen Tätigkeit reden, ſo war ſie gleichfalls nach den Jahreszeiten verſchieden. Mit dem anbrechenden Frühling und ſowie die Gewäſſer der gewöhnlichen Elbüberſchwemmungen verlaufen waren, ging ich täglich, um das an den Binnendeichen und ſonſtigen Erhöhungen angeſpülte Schilf zu ſammeln und als eine beliebte Streu für unſere Kuh anzuhäufen. Wenn ſodann auf der weitausgedehnten Weidefläche das erſte Grün hervorkeimte, verlebte ich in Gemeinſchaft mit

andern Knaben lange Tage im Hüten der Kühe. Während des Sommers war ich tätig in Beſtellung unſeres Ackers; auch ſchleppte ich für das Bedürfnis des Herdes das ganze Jahr hindurch aus der kaum eine Stunde entfernten Waldung trockenes Holz herbei. Zur Zeit der Kornernte ſah man mich wochenlang in den Feldern mit Ährenleſen beſchäftigt, und ſpäter, wenn die Herbſtwinde die Bäume ſchüttelten, ſammelte ich Eicheln, die ich metzenweiſe an wohlhabendere Einwohner, um ihre Gänſe damit zu füttern, verkaufte. Sowie ich aber genugſam herangewachſen war, begleitete ich meinen Vater auf ſeinen Wanderungen von Dorf zu Dorf und half einen Bündel tragen. Dieſe Zeit gehört zu den liebſten Erinnerungen meiner Jugend.

Unter ſolchen Zuſtänden und Beſchäftigungen, während welcher ich auch periodenweiſe die Schule beſuchte und notdürftig leſen und ſchreiben lernte, erreichte ich mein vierzehntes Jahr, und man wird geſtehen, daß von hier bis zu einem vertrauten Verhältnis mit Goethe ein großer Schritt und überall wenig Anſchein war. Auch wußte ich nicht, daß es in der Welt Dinge gebe wie Poeſie und ſchöne Künſte, und konnte alſo auch ein dunkles Verlangen und Streben nach ſolchen Dingen glücklicherweiſe in mir nicht ſtattfinden.

Man hat geſagt, die Tiere werden durch ihre Organe belehrt; und ſo möchte man vom Menſchen ſagen, daß er oft durch etwas, was er ganz zufällig tut, über das belehrt werde, was etwa höheres in ihm ſchlummert. Ein ſolches ereignete ſich mit mir, und da es, obgleich an ſich unbedeutend, meinem ganzen Leben eine andere Wendung gab, ſo hat es ſich mir als etwas Unvergeßliches eingeprägt.

Ich saß eines Abends bei angezündeter Lampe mit beiden Eltern am Tische. Mein Vater war von Hamburg zurückgekommen und erzählte von dem Verlauf und Fortgang seines Handels. Da er gern rauchte, so hatte er sich ein Paket Tabak mitgebracht, das vor mir auf dem Tische lag und als Wappen ein Pferd hatte. Dieses Pferd erschien mir als ein sehr gutes Bild, und da ich zugleich Feder und Tinte und ein Stückchen Papier zur Hand hatte, so bemächtigte sich meiner ein unwiderstehlicher Trieb, es nachzuzeichnen. Mein Vater fuhr fort von Hamburg zu erzählen, während ich, von den Eltern unbemerkt, mich ganz vertiefte im Zeichnen des Pferdes. Als ich fertig war, kam es mir vor, als sei meine Nachbildung dem Vorbilde vollkommen ähnlich, und ich genoß ein mir bisher unbekanntes Glück. Ich zeigte meinen Eltern, was ich gemacht hatte, die nicht umhin konnten mich zu rühmen und sich darüber zu wundern. Die Nacht verbrachte ich in freudiger Aufregung halb schlaflos, ich dachte beständig an mein gezeichnetes Pferd und erwartete mit Ungeduld den Morgen, um es wieder vor Augen zu nehmen und mich wieder daran zu erfreuen.

Von dieser Zeit an verließ mich der einmal erwachte Trieb der sinnlichen Nachbildung nicht wieder. Da es aber in meinem Orte an aller weiteren Hilfe in solchen Dingen fehlte, so war ich schon sehr glücklich, als unser Nachbar, ein Töpfer, mir ein paar Hefte mit Konturen gab, welche ihm bei Bemalung seiner Teller und Schüsseln als Vorbild dienten.

Diese Umrisse zeichnete ich mit Feder und Tinte auf das sorgfältigste nach, und so entstanden zwei Hefte, die bald von Hand zu Hand gingen und auch an die erste Person des Ortes, an den Oberamtmann Meyer, gelangten. Er

ließ mich rufen, beſchenkte mich und lobte mich auf die liebevollſte Weiſe. Er fragte mich, ob ich Luſt habe, ein Maler zu werden; er wolle mich in ſolchem Fall, wenn ich konfirmiert ſei, zu einem geſchickten Meiſter nach Hamburg ſenden. Ich ſagte, daß ich wohl Luſt habe und daß ich es mit meinen Eltern überlegen wolle.

Dieſe aber, beide aus dem Bauernſtande und in einem Orte lebend, wo größtenteils nichts anderes als Ackerbau und Viehzucht getrieben wurde, dachten ſich unter einem Maler nichts weiter als einen Türen- und Häuſeranſtreicher. Sie widerrieten es mir daher auf das ſorglichſte, indem ſie anführten, daß es nicht allein ein ſehr ſchmutziges, ſondern zugleich ein ſehr gefährliches Handwerk ſei, wobei man Hals und Beine brechen könne, welches ſich, zumal in Hamburg bei den ſieben Stockwerk hohen Häuſern, ſehr oft ereigne. Da nun meine eigenen Begriffe von einem Maler gleichfalls nicht höherer Art waren, ſo verging mir die Luſt zu dieſem Metier und ich ſchlug das Anerbieten des guten Oberamtmanns aus dem Sinne.

Indeſſen war nun einmal die Aufmerkſamkeit höherer Perſonen auf mich gefallen; man behielt mich im Auge und ſuchte mich auf manche Weiſe zu heben. Man ließ mich an dem Privatunterricht der wenigen vornehmen Kinder teilnehmen, ich lernte Franzöſiſch und etwas Latein und Muſik; zugleich verſah man mich mit beſſerer Kleidung, und der würdige Superintendent Pariſius hielt es nicht zu gering, mir einen Platz an ſeinem eigenen Tiſche zu geben.

Von nun an war mir die Schule lieb geworden; ich ſuchte ſo günſtige Umſtände ſo lange fortzuſetzen als möglich, und meine Eltern gaben es daher auch gern

zu, daß ich erſt in meinem ſechzehnten Jahre konfirmiert wurde.

Nun aber entſtand die Frage, was aus mir werden ſolle. Wäre es nach meinen Wünſchen gegangen, ſo hätte man mich zur Verfolgung wiſſenſchaftlicher Studien auf ein Gymnaſium geſchickt; allein hieran war nicht zu denken, denn es fehlte dazu nicht allein an allen Mitteln, ſondern die gebieteriſche Not meiner Umſtände verlangte auch, mich ſehr bald in einer Lage zu ſehen, wo ich nicht allein für mich ſelber zu ſorgen, ſondern auch meinen dürftigen alten Eltern einigermaßen zu Hilfe zu kommen imſtande wäre.

Eine ſolche Lage eröffnete ſich mir gleich nach meiner Konfirmation, indem ein dortiger Juſtizbeamter mir das Anerbieten machte, mich zum Schreiben und andern kleinen Dienſtverrichtungen zu ſich zu nehmen, worein ich mit Freuden willigte. Ich hatte während der letzten anderthalb Jahre meines fleißigen Schulbeſuchs es dahin gebracht, nicht allein eine gute Hand zu erlangen, ſondern mich auch in Abfaſſung ſchriftlicher Aufſätze vielfältig zu üben, ſo daß ich mich denn für eine ſolche Stelle ſehr wohl qualifiziert halten konnte. Dieſes Verhältnis, wobei ich auch kleine Advokaturgeſchäfte trieb und nicht ſelten in den Fall kam, nach hergebrachten Formen beides, Klageſchrift und Urteil, abzufaſſen, dauerte zwei Jahre, nämlich bis 1810, wo das hannoveriſche Amt Winſen an der Luhe aufgelöſt und, im Departement der Niederelbe begriffen, dem franzöſiſchen Kaiſerreiche einverleibt wurde.

Ich erhielt nun eine Anſtellung im Bureau der Direktion der direkten Steuern zu Lüneburg; und als dieſe im nächſten Jahre gleichfalls aufgelöſt wurde, kam ich in

das Bureau der Unterpräfektur zu Ülzen. Hier arbeitete ich bis gegen Ende des Jahres 1812, wo der Präfekt, Herr von Düring, mich beförderte und als Mairiesekretär zu Bevensen anstellte. Diesen Posten bekleidete ich bis zum Frühling des Jahres 1813, wo die herannahenden Kosaken uns zur Befreiung von der französischen Herrschaft Hoffnung machten.

Ich nahm meinen Abschied und ging in meine Heimat, mit keinem andern Plan und Gedanken, als mich sobald wie möglich den Reihen der vaterländischen Krieger anzuschließen, die sich im stillen hier und dort anfingen zu bilden. Dieses vollführte ich und trat gegen Ende des Sommers mit Büchse und Holfter als Freiwilliger in das Kielmannseggesche Jägerkorps und machte mit diesem in der Kompagnie des Kapitäns Knop den Feldzug des Winters 1813 und 1814 durch Mecklenburg, Holstein und vor Hamburg gegen den Marschall Davoust mit. Darauf marschierten wir über den Rhein gegen den General Maison und zogen im Sommer viel hin und her in dem fruchtbaren Flandern und Brabant.

Hier, vor den großen Gemälden der Niederländer ging mir eine neue Welt auf; ich verbrachte ganze Tage in Kirchen und Museen. Es waren im Grunde die ersten Gemälde, die mir in meinem Leben vor Augen gekommen waren. Ich sah nun, was es heißen wolle, ein Maler zu sein; ich sah die gekrönten glücklichen Fortschritte der Schüler, und ich hätte weinen mögen, daß es mir versagt worden, eine ähnliche Bahn zu gehen. Doch entschloß ich mich auf der Stelle; ich machte in Tournay die Bekanntschaft eines jungen Künstlers, ich verschaffte mir schwarze Kreide und einen Bogen Zeichenpapier vom größten Format und setzte mich sogleich vor ein Bild,

um es zu kopieren. Große Begierde zur Sache ersetzte hierbei, was mir an Übung und Anleitung fehlte, und so brachte ich die Konturen der Figuren glücklich zustande; ich fing auch an von der linken Seite herein das Ganze auszuschattieren, als eine Marschordre eine so glückliche Beschäftigung unterbrach. Ich eilte, die Abstufung von Schatten und Licht in dem nicht ausgeführten Teile mit einzelnen Buchstaben anzudeuten, in Hoffnung, daß es mir in ruhigen Stunden gelingen würde, es auf diese Weise zu vollenden. Ich rollte mein Bild zusammen und tat es in einen Köcher, den ich neben meiner Büchse auf dem Rücken hängend den langen Marsch von Tournay nach Hameln trug.

Hier ward das Jägerkorps im Herbst des Jahres 1814 aufgelöst. Ich ging in meine Heimat; mein Vater war tot, meine Mutter noch am Leben und bei meiner ältesten Schwester wohnend, die sich indes verheiratet und das elterliche Haus angenommen hatte. Ich fing nun sogleich an mein Zeichnen fortzusetzen; ich vollendete zunächst jenes aus Brabant mitgebrachte Bild, und als es mir darauf ferner an passenden Mustern fehlte, so hielt ich mich an die kleinen Rambergischen Kupfer, die ich mit schwarzer Kreide ins Große ausführte. Hierbei merkte ich jedoch sehr bald den Mangel gehöriger Vorstudien und Kenntnisse. Ich hatte so wenig Begriffe von der Anatomie des Menschen wie der Tiere; nicht mehr wußte ich von der Behandlung der verschiedenen Baumarten und Gründe, und es kostete mich daher unsägliche Mühe, ehe ich auf meine Weise etwas herausbrachte, das ungefähr so aussah.

Ich begriff daher sehr bald, daß, wenn ich ein Künstler werden wolle, ich es ein wenig anders anzufangen hätte, und daß das fernere Suchen und Tasten auf eigenem

Wege ein durchaus verlorenes Bemühen ſei. Zu einem tüchtigen Meiſter zu gehen und ganz von vorn anzufangen, das war mein Plan.

Was nun den Meiſter anbetraf, ſo lag in meinen Gedanken kein anderer als Ramberg in Hannover; auch dachte ich in dieſer Stadt mich um ſo eher halten zu können, als ein geliebter Jugendfreund dort in glücklichen Umſtänden lebte, von deſſen Treue ich mir jede Stütze verſprechen durfte und deſſen Einladungen ſich wiederholten.

Ich ſäumte daher auch nicht lange und ſchnürte meinen Bündel, und machte mitten im Winter 1815 den faſt vierzigſtündigen Weg durch die öde Heide bei tiefem Schnee einſam zu Fuß und erreichte in einigen Tagen glücklich Hannover.

Ich verfehlte nicht, alſobald zu Ramberg zu gehen und ihm meine Wünſche vorzutragen. Nach den vorgelegten Proben ſchien er an meinem Talent nicht zu zweifeln; doch machte er mir bemerklich, daß die Kunſt nach Brot gehe, daß die Überwindung des Techniſchen viel Zeit verlange, und daß die Ausſicht, der Kunſt zugleich die äußere Exiſtenz zu verdanken, ſehr fern ſei. Indeſſen zeigte er ſich ſehr bereit, mir ſeinerſeits alle Hilfe zu ſchenken; er ſuchte ſogleich aus der Maſſe ſeiner Zeichnungen einige paſſende Blätter mit Teilen des menſchlichen Körpers hervor, die er mir zum Nachzeichnen mitgab.

So wohnte ich denn bei meinem Freunde und zeichnete nach Rambergiſchen Originalen. Ich machte Fortſchritte, denn die Blätter, die er mir gab, wurden immer bedeutender. Die ganze Anatomie des menſchlichen Körpers zeichnete ich durch und ward nicht müde, die ſchwierigen Hände und Füße immer zu wiederholen. So vergingen einige glückliche Monate. Wir kamen indes in den Mai,

und ich fing an zu kränkeln; der Juni rückte heran, und ich war nicht mehr imstande, den Griffel zu führen, so zitterten meine Hände.

Wir nahmen unsere Zuflucht zu einem geschickten Arzt. Er fand meinen Zustand gefährlich. Er erklärte, daß infolge des Feldzugs alle Hautausdünstung unterdrückt sei, daß eine verzehrende Glut sich auf die inneren Teile geworfen, und daß, wenn ich mich noch vierzehn Tage so fortgeschleppt hätte, ich unfehlbar ein Kind des Todes gewesen sein würde. Er verordnete sogleich warme Bäder und ähnliche wirksame Mittel, um die Tätigkeit der Haut wieder herzustellen; es zeigten sich auch sehr bald erfreuliche Spuren der Besserung; doch an Fortsetzung meiner künstlerischen Studien war nicht mehr zu denken.

Ich hatte bisher bei meinem Freunde die liebevollste Behandlung und Pflege genossen; daß ich ihm lästig sei oder in der Folge lästig werden könnte, daran war seinerseits kein Gedanke und nicht die leiseste Andeutung. Ich aber dachte daran, und wie diese schon länger gehegte heimliche Sorge wahrscheinlich dazu beigetragen hatte, den Ausbruch der in mir schlummernden Krankheit zu beschleunigen, so trat sie jetzt, da ich wegen meiner Wiederherstellung bedeutende Ausgaben vor mir sah, mit ihrer ganzen Gewalt hervor.

In solcher Zeit äußerer und innerer Bedrängnis eröffnete sich mir die Aussicht zu einer Anstellung bei einer mit der Kriegskanzlei in Verbindung stehenden Kommission, die das Montierungswesen der hannoverischen Armee zum Gegenstand ihrer Geschäfte hatte, und es war daher wohl nicht zu verwundern, daß ich dem Drange der Umstände nachgab und, auf die künstlerische Bahn Verzicht leistend, mich um die Stelle bewarb und sie mit Freuden annahm.

Meine Genesung erfolgte rasch, und es kehrte ein Wohlbefinden und eine Heiterkeit zurück, wie ich sie lange nicht genossen. Ich sah mich in dem Fall, meinem Freunde einigermaßen wieder zu vergüten, was er so großmütig an mir getan. Die Neuheit des Dienstes, in welchen ich mich einzuarbeiten hatte, gab meinem Geiste Beschäftigung. Meine Obern erschienen mir als Männer von der edelsten Denkungsart, und mit meinen Kollegen, von denen einige mit mir in demselben Korps den Feldzug gemacht, stand ich sehr bald auf dem Fuß eines innigen Vertrauens.

In dieser gesicherten Lage fing ich nun erst an, in der manches Gute enthaltenden Residenz mit einiger Freiheit umherzublicken, sowie ich auch in Stunden der Muße nicht müde ward, die reizenden Umgebungen immer von neuem zu durchstreifen. Mit einem Schüler Rambergs, einem hoffnungsvollen jungen Künstler, hatte ich eine innige Freundschaft geschlossen; er war auf meinen Wanderungen mein beständiger Begleiter. Und da ich nun auf ein praktisches Fortschreiten in der Kunst wegen meiner Gesundheit und sonstigen Umstände fernerhin Verzicht leisten mußte, so war es mir ein großer Trost, mich mit ihm über unsere gemeinsame Freundin wenigstens täglich zu unterhalten. Ich nahm teil an seinen Kompositionen, die er mir häufig in der Skizze zeigte und die wir miteinander durchsprachen. Ich ward durch ihn auf manche belehrende Schrift geführt, ich las Winckelmann, ich las Mengs; allein da mir die Anschauung der Sachen fehlte, von denen diese Männer handeln, so konnte ich mir auch aus solcher Lektüre nur das Allgemeinste aneignen, und ich hatte davon im Grunde wenig Nutzen.

In der Residenz geboren und aufgewachsen, war mein

Freund in geistiger Bildung mir in jeder Hinsicht voran, auch hatte er eine recht hübsche Kenntnis der schönen Literatur, die mir durchaus fehlte. In dieser Zeit war Theodor Körner der gefeierte Held des Tages; er brachte mir dessen Gedichte „Leier und Schwert", die denn nicht verfehlten, auch auf mich einen großen Eindruck zu machen und auch mich zur Bewunderung hinzureißen.

Man hat viel von der künstlerischen Wirkung eines Gedichtes gesprochen und sie sehr hoch gestellt; mir aber will erscheinen, daß die stoffartige die eigentlich mächtige sei, worauf alles ankomme. Ohne es zu wissen, machte ich diese Erfahrung an dem Büchlein „Leier und Schwert". Denn daß ich gleich Körner den Haß gegen unsere vieljährigen Bedrücker im Busen getragen, daß ich gleich ihm den Befreiungskrieg mitgemacht und gleich ihm alle Zustände von beschwerlichen Märschen, nächtlichen Biwacks, Vorpostendienst und Gefechten erlebt und dabei ähnliche Gedanken und Empfindungen gehegt hatte, das verschaffte diesen Gedichten in meinem Innern einen so tiefen und mächtigen Anklang.

Wie nun aber auf mich nicht leicht etwas Bedeutendes wirken konnte, ohne mich tief anzuregen und produktiv zu machen, so ging es mir auch mit diesen Gedichten von Theodor Körner. Ich erinnerte mich aus meiner Kindheit und den folgenden Jahren, daß ich selber hin und wieder kleine Gedichte geschrieben, aber nicht weiter beachtet hatte, weil ich auf dergleichen leicht entstehende Dinge damals keinen großen Wert legte, und weil überall zur Schätzung des poetischen Talentes immer einige geistige Reife erforderlich ist. Nun aber erschien mir diese Gabe in Theodor Körner als etwas durchaus Rühmliches und Beneidenswürdiges, und es erwachte in mir ein mächtiger

Trieb, zu verſuchen, ob es mir nicht gelingen wolle, es ihm einigermaßen nachzutun.

Die Rückkehr unſerer vaterländiſchen Krieger aus Frankreich gab mir eine erwünſchte Gelegenheit. Und wie mir in friſcher Erinnerung lebte, welchen unſäglichen Mühſeligkeiten der Soldat im Felde ſich zu unterziehen hat, während dem gemächlichen Bürger zu Hauſe oft keine Art von Bequemlichkeit mangelt, ſo dachte ich, daß es gut ſein möchte, dergleichen Verhältniſſe in einem Gedicht zur Sprache zu bringen und dadurch auf die Gemüter wirkend den zurückkehrenden Truppen einen deſto herzlicheren Empfang vorzubereiten.

Ich ließ von dem Gedicht einige hundert Exemplare auf eigene Koſten drucken und in der Stadt verteilen. Die Wirkung, die es tat, war günſtig über meine Erwartung. Es verſchaffte mir den Zudrang einer Menge ſehr erfreulicher Bekanntſchaften, man teilte meine ausgeſprochenen Empfindungen und Anſichten, man ermunterte mich zu ähnlichen Verſuchen und war überhaupt der Meinung, daß ich die Probe eines Talentes an den Tag gelegt habe, welches der Mühe wert ſei weiter zu kultivieren. Man teilte das Gedicht in Zeitſchriften mit, es ward an verſchiedenen Orten nachgedruckt und einzeln verkauft, und überdies erlebte ich daran die Freude, es von einem ſehr beliebten Komponiſten in Muſik geſetzt zu ſehen, ſo wenig es ſich auch im Grunde, wegen ſeiner Länge und ganz rhetoriſchen Art, zum Geſang eignete.

Es verging von nun an keine Woche, wo ich nicht durch die Entſtehung irgend eines weiteren Gedichtes wäre beglückt worden. Ich war jetzt in meinem vierundzwanzigſten Jahre, es lebte in mir eine Welt von Gefühlen, Drang und gutem Willen; allein ich war ganz

ohne alle geistige Kultur und Kenntnisse. Man empfahl mir das Studium unserer großen Dichter und führte mich besonders auf Schiller und Klopstock. Ich verschaffte mir ihre Werke, ich las, ich bewunderte sie, allein ich fand mich durch sie wenig gefördert; die Bahn dieser Talente lag, ohne daß ich es damals gewußt hätte, von der Richtung meiner eigenen Natur zu weit abwärts.

In dieser Zeit hörte ich zuerst den Namen Goethe und erlangte zuerst einen Band seiner Gedichte. Ich las seine Lieder, und las sie immer von neuem, und genoß dabei ein Glück, das keine Worte schildern. Es war mir, als fange ich erst an aufzuwachen und zum eigentlichen Bewußtsein zu gelangen; es kam mir vor, als werde mir in diesen Liedern mein eigenes mir bisher unbekanntes Innere zurückgespiegelt. Auch stieß ich nirgends auf etwas Fremdartiges und Gelehrtes, wozu mein bloß menschliches Denken und Empfinden nicht ausgereicht hätte, nirgends auf Namen ausländischer und veralteter Gottheiten, wobei ich mir nichts zu denken wußte; vielmehr fand ich das menschliche Herz in allem seinem Verlangen, Glück und Leiden, ich fand eine deutsche Natur wie der gegenwärtige helle Tag, eine reine Wirklichkeit in dem Lichte milder Verklärung.

Ich lebte in diesen Liedern ganze Wochen und Monate. Dann gelang es mir, den „Wilhelm Meister" zu bekommen, dann sein Leben, dann seine dramatischen Werke. Den „Faust", vor dessen Abgründen menschlicher Natur und Verderbnis ich anfänglich zurückschauderte, dessen bedeutend rätselhaftes Wesen mich aber immer wieder anzog, las ich alle Festtage. Bewunderung und Liebe nahmen täglich zu, ich lebte und webte Jahr und Tag in diesen Werken und dachte und sprach nichts als von Goethe.

Der Nutzen, den wir aus dem Studium der Werke eines großen Schriftstellers ziehen, kann mannigfaltiger Art sein; ein Hauptgewinn aber möchte darin bestehen, daß wir uns nicht allein unseres eigenen Innern, sondern auch der mannigfaltigen Welt außer uns deutlicher bewußt werden. Eine solche Wirkung hatten auf mich die Werke Goethes. Auch ward ich durch sie zur besseren Beobachtung und Auffassung der sinnlichen Gegenstände und Charaktere getrieben; ich kam nach und nach zu dem Begriff der Einheit oder der innerlichsten Harmonie eines Individuums mit sich selber, und somit ward mir denn das Rätsel der großen Mannigfaltigkeit sowohl natürlicher als künstlerischer Erscheinungen immer mehr aufgeschlossen.

Nachdem ich mich einigermaßen in Goethes Schriften befestigt und mich nebenbei in der Poesie praktisch auf manche Weise versucht hatte, wendete ich mich zu einigen der größten Dichter des Auslandes und früherer Zeiten und las in den besten Übersetzungen nicht allein die vorzüglichsten Stücke von Shakespeare, sondern auch den Sophokles und Homer.

Hierbei merkte ich jedoch sehr bald, daß von diesen hohen Werken nur das Allgemein-Menschliche in mich eingehen wolle, daß aber das Verständnis des Besonderen, sowohl in sprachlicher als historischer Hinsicht, wissenschaftliche Kenntnisse und überhaupt eine Bildung voraussetze, wie sie gewöhnlich nur auf Schulen und Universitäten erlangt wird.

Überdies machte man mir von manchen Seiten bemerklich, daß ich mich auf eigenem Wege vergebens abmühe, und daß ohne eine sogenannte klassische Bildung nie ein Dichter dahin gelangen werde, sowohl seine eigene

Sprache mit Geschick und Nachdruck zu gebrauchen, als auch überhaupt dem Gehalt und Geiste nach etwas Vorzügliches zu leisten.

Da ich nun auch zu dieser Zeit viele Biographien bedeutender Männer las, um zu sehen, welche Bildungswege sie eingeschlagen, um zu etwas Tüchtigem zu gelangen, und ich bei ihnen überall den Gang durch Schulen und Universitäten wahrzunehmen hatte, so faßte ich, obgleich bei so vorgerücktem Alter und unter so widerstrebenden Umständen, den Entschluß, ein gleiches auszuführen.

Ich wendete mich alsobald an einen als Lehrer beim Gymnasium zu Hannover angestellten vorzüglichen Philologen und nahm bei ihm Privatunterricht, nicht allein in der lateinischen, sondern auch in der griechischen Sprache, und verwendete auf diese Studien alle Muße, die meine wenigstens sechs Stunden täglich in Anspruch nehmenden Berufsgeschäfte mir gewähren wollten.

Dieses trieb ich ein Jahr. Ich machte gute Fortschritte; allein bei meinem unaussprechlichen Drange vorwärts kam es mir vor, als gehe es zu langsam und als müsse ich auf andere Mittel denken. Es wollte mir erscheinen, daß, wenn ich erlangen könne, täglich vier bis fünf Stunden das Gymnasium zu besuchen und auf solche Weise ganz und gar in dem gelehrten Elemente zu leben, ich ganz andere Fortschritte machen und ungleich schneller zum Ziele gelangen würde.

In dieser Meinung ward ich durch den Rat sachkundiger Personen bestätigt; ich faßte daher den Entschluß, so zu tun, und erhielt dazu auch sehr leicht die Genehmigung meiner Obern, indem die Stunden des Gymnasiums größtenteils auf eine solche Tageszeit fielen, wo ich vom Dienste frei war.

Ich meldete mich daher zur Aufnahme und ging in Begleitung meines Lehrers an einem Sonntag Vormittag zu dem würdigen Direktor, um die erforderliche Prüfung zu bestehen. Er examinierte mich mit aller möglichen Milde; allein da ich für die hergebrachten Schulfragen kein präparierter Kopf war und es mir trotz allem Fleiß an eigentlicher Routine fehlte, so bestand ich nicht so gut, als ich im Grunde hätte sollen. Doch auf die Versicherung meines Lehrers, daß ich mehr wisse, als es nach dieser Prüfung den Anschein haben möge, und in Erwägung meines ungewöhnlichen Strebens setzte er mich nach Sekunda.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich als ein fast Fünfundzwanzigjähriger und als einer, der bereits in königlichen Diensten stand, unter diesen größtenteils noch sehr knabenhaften Jünglingen eine wunderliche Figur machte, so daß diese neue Situation mir anfänglich selber ein wenig unbequem und seltsam vorkommen wollte; doch mein großer Durst nach den Wissenschaften ließ mich alles übersehen und ertragen. Auch hatte ich mich im ganzen nicht zu beschweren. Die Lehrer achteten mich, die älteren und besseren Schüler der Klasse kamen mir auf das freundlichste entgegen, und selbst einige Ausbunde von Übermut hatten Rücksicht genug, an mir ihre frevelhaften Anwandlungen nicht auszulassen.

Ich war daher wegen meiner erreichten Wünsche im ganzen genommen sehr glücklich und schritt auf dieser neuen Bahn mit großem Eifer vorwärts. Des Morgens fünf Uhr war ich wach und bald darauf an meinen Präparationen. Gegen acht ging es in die Schule bis zehn Uhr. Von dort eilte ich auf mein Bureau zu den Dienstgeschäften, die meine Gegenwart bis gegen ein Uhr ver-

langten. Im Fluge ging es sodann nach Hause; ich verschluckte ein wenig Mittagessen und war gleich nach ein Uhr wieder in der Schule. Die Stunden dauerten bis vier Uhr, worauf ich denn wieder bis nach sieben Uhr in meinem Beruf beschäftigt war und den ferneren Abend zu Präparationen und Privatunterricht verwendete.

Dieses Leben und Treiben verführte ich einige Monate; allein meine Kräfte waren einer solchen Anstrengung nicht gewachsen, und es bestätigte sich die alte Wahrheit: daß niemand zween Herren dienen könne. Der Mangel an freier Luft und Bewegung sowie die fehlende Zeit und Ruhe zum Essen, Trinken und Schlaf erzeugten nach und nach einen krankhaften Zustand; ich fühlte mich abgestumpft an Leib und Seele und sah mich zuletzt in der dringenden Notwendigkeit, entweder die Schule aufzugeben oder meine Stelle. Da aber das letztere meiner Existenz wegen nicht anging, so blieb kein anderer Ausweg, als das erstere zu tun, und ich trat mit dem beginnenden Frühling 1817 wieder aus. Es schien zu dem besondern Geschick meines Lebens zu gehören, mancherlei zu probieren, und so gereute es mich denn keineswegs, auch eine gelehrte Schule eine Zeit lang probiert zu haben.

Ich hatte indes einen guten Schritt vorwärts getan, und da ich die Universität nach wie vor im Auge behielt, so blieb nun weiter nichts übrig, als den Privatunterricht fortzusetzen, welches denn auch mit aller Lust und Liebe geschah.

Nach der überstandenen Last des Winters verlebte ich einen desto heitereren Frühling und Sommer; ich war viel in der freien Natur, die dieses Jahr mit besonderer Innigkeit zu meinem Herzen sprach, und es entstanden viele

Gedichte, wobei besonders die jugendlichen Lieder von Goethe mir als hohe Muster vor Augen schwebten.

Mit eintretendem Winter fing ich an ernstlich darauf zu denken, wie ich es möglich mache, wenigstens binnen Jahresfrist die Universität zu beziehen. In der lateinischen Sprache war ich so weit vorgeschritten, daß es mir gelang, von den Oden des Horaz, von den Hirtengedichten des Virgil, sowie von den Metamorphosen des Ovid einige mich besonders ansprechende Stücke metrisch zu übersetzen, sowie die Reden des Cicero und die Kriegsgeschichten des Julius Cäsar mit einiger Leichtigkeit zu lesen. Hiermit konnte ich mich zwar noch keineswegs als für akademische Studien gehörig vorbereitet betrachten, allein ich dachte innerhalb eines Jahres noch sehr weit zu kommen und sodann das Fehlende auf der Universität selber nachzuholen.

Unter den höheren Personen der Residenz hatte ich mir manchen Gönner erworben; sie versprachen mir ihre Mitwirkung, jedoch unter der Bedingung, daß ich mich entschließen wolle, ein sogenanntes Brotstudium zu wählen. Da aber dergleichen nicht in der Richtung meiner Natur lag, und da ich in der festen Überzeugung lebte, daß der Mensch nur dasjenige kultivieren müsse, wohin ein unausgesetzter Drang seines Innern gehe, so blieb ich bei meinem Sinn, und jene versagten mir ihre Hilfe, indem endlich nichts weiter erfolgen sollte als ein Freitisch.

Es blieb nun nichts übrig, als meinen Plan durch eigene Kräfte durchzusetzen und mich zu einer literarischen Produktion von einiger Bedeutung zusammenzunehmen.

Müllners „Schuld" und Grillparzers „Ahnfrau" waren zu dieser Zeit an der Tagesordnung und machten viel Aufsehen. Meinem Naturgefühl waren diese künstlichen

Werke zuwider, noch weniger konnte ich mich mit ihren Schickſalsideen befreunden, von denen ich der Meinung war, daß daraus eine unſittliche Wirkung auf das Volk hervorgehe. Ich faßte daher den Entſchluß, gegen ſie aufzutreten und darzutun, daß das Schickſal in den Charakteren ruhe. Aber ich wollte nicht mit Worten gegen ſie ſtreiten, ſondern mit der Tat. Ein Stück ſollte erſcheinen, welches die Wahrheit ausſpreche, daß der Menſch in der Gegenwart Samen ſtreue, der in der Zukunft aufgehe und Früchte bringe, gute oder böſe, je nachdem er geſäet habe. Mit der Weltgeſchichte unbekannt, blieb mir weiter nichts übrig, als die Charaktere und den Gang der Handlung zu erfinden. Ich trug es wohl ein Jahr mit mir herum und bildete mir die einzelnen Szenen und Akte bis ins einzelne aus und ſchrieb es endlich im Winter 1820 in den Morgenſtunden einiger Wochen. Ich genoß dabei das höchſte Glück, denn ich ſah, daß alles ſehr leicht und natürlich zutage kam. Allein im Gegenſatz mit jenen genannten Dichtern ließ ich das wirkliche Leben mir zu nahe treten, das Theater kam mir nie vor Augen. Daher ward es auch mehr eine ruhige Zeichnung von Situationen als eine geſpannte, raſch fortſchreitende Handlung, und auch nur poetiſch und rhythmiſch, wenn Charaktere und Situationen es erforderten. Nebenperſonen gewannen zu viel Raum, das ganze Stück zu viel Breite.

Ich teilte es den nächſten Freunden und Bekannten mit, ward aber nicht verſtanden, wie ich es wünſchte; man warf mir vor: einige Szenen gehören ins Luſtſpiel; man warf mir ferner vor: ich habe zu wenig geleſen. Ich, eine beſſere Aufnahme erwartend, war anfänglich im ſtillen beleidigt; doch nach und nach kam ich zu der

Überzeugung, daß meine Freunde nicht ſo ganz unrecht hätten und daß mein Stück, wenn auch die Charaktere richtig gezeichnet und das Ganze wohl durchdacht und mit einer gewiſſen Beſonnenheit und Fazilität ſo zur Erſcheinung gekommen, wie es in mir gelegen, doch dem darin entwickelten Leben nach auf einer viel zu niedern Stufe ſtehe, als daß es ſich geeignet hätte, damit öffentlich aufzutreten.

Und dieſes war in Erwägung meines Herkommens und meiner wenigen Studien nicht zu verwundern. Ich nahm mir vor, das Stück umzuarbeiten und für das Theater einzurichten, vorher aber in meiner Bildung vorzuſchreiten, damit ich fähig ſei, alles höher zu ſtellen. Der Drang nach der Univerſität, wo ich alles zu erlangen hoffte, was mir fehlte, und wodurch ich auch in höhere Lebensverhältniſſe zu kommen gedachte, ward nun zur Leidenſchaft. Ich faßte den Entſchluß, meine Gedichte herauszugeben, um es dadurch vielleicht zu bewirken. Und da es mir nun an Namen fehlte, um von einem Verleger ein anſehnliches Honorar erwarten zu können, ſo wählte ich den für meine Lage vorteilhafteren Weg der Subſkription.

Dieſe ward von Freunden eingeleitet und nahm den erwünſchteſten Fortgang. Ich trat jetzt bei meinen Obern mit meiner Abſicht auf Göttingen wieder hervor und bat um meine Entlaſſung; und da dieſe nun die Überzeugung gewannen, daß es mein tiefer Ernſt ſei und daß ich nicht nachgebe, ſo begünſtigten ſie meine Zwecke. Auf Vorſtellung meines Chefs, des damaligen Oberſten von Berger, gewährte die Kriegskanzlei mir den erbetenen Abſchied und ließ mir jährlich 150 Taler von meinem Gehalt zum Behuf meiner Studien auf zwei Jahre.

Ich war nun glücklich in dem Gelingen der jahrelang gehegten Pläne. Die Gedichte ließ ich auf das schnellste drucken und versenden, aus deren Ertrag ich nach Abzug aller Kosten einen reinen Gewinn von 150 Talern behielt. Ich ging darauf im Mai 1821 nach Göttingen, eine teuere Geliebte zurücklassend.

Mein erster Versuch, nach der Universität zu gelangen, war daran gescheitert, daß ich hartnäckig jedes sogenannte Brotstudium abgelehnt hatte. Jetzt aber, durch die Erfahrung gewitzigt und der unsäglichen Kämpfe mir noch zu gut bewußt, die ich damals sowohl gegen meine nächste Umgebung als gegen einflußreiche höhere Personen zu bestehen hatte, war ich klug genug gewesen, mich den Ansichten einer übermächtigen Welt zu bequemen und sogleich zu erklären, daß ich ein Brotstudium wählen und mich der Rechtswissenschaft widmen wolle.

Dieses hatten sowohl meine mächtigen Gönner als alle anderen, denen mein irdisches Fortkommen am Herzen lag und die sich von der Gewalt meiner geistigen Bedürfnisse keine Vorstellung machten, sehr vernünftig gefunden. Aller Widerspruch war mit einemmal abgetan, ich fand überall ein freundliches Entgegenkommen und ein bereitwilliges Befördern meiner Zwecke. Zugleich unterließ man nicht, zu meiner Bestätigung in so guten Vorsätzen anzuführen, daß das juristische Studium keineswegs der Art sei, daß es nicht dem Geiste einen höhern Gewinn gebe. Ich würde, sagte man, dadurch Blicke in bürgerliche und weltliche Verhältnisse tun, wie ich auf keine andere Weise erreichen könne. Auch wäre dieses Studium keineswegs von solchem Umfange, daß sich nicht sehr viele sogenannte höhere Dinge nebenbei treiben lassen. Man nannte mir verschiedene Namen berühmter Per-

sonen, die alle Jura studiert hätten und doch zugleich zu den höchsten Kenntnissen anderer Art gelangt wären.

Hierbei jedoch wurde sowohl von meinen Freunden als von mir übersehen, daß jene Männer nicht allein mit tüchtigen Schulkenntnissen ausgestattet zur Universität kamen, sondern auch eine ungleich längere Zeit, als die gebieterische Not meiner besonderen Umstände es mir erlauben wollte, auf ihre Studien verwenden konnten.

Genug aber, so wie ich andere getäuscht hatte, täuschte ich mich nach und nach selber und bildete mir zuletzt wirklich ein, ich könne in allem Ernst Jura studieren und doch zugleich meine eigentlichen Zwecke erreichen.

In diesem Wahn, etwas zu suchen, was ich gar nicht zu besitzen und anzuwenden wünschte, fing ich sogleich nach meiner Ankunft auf der Universität mit dem Juristischen an. Auch fand ich diese Wissenschaft keineswegs der Art, daß sie mir widerstanden hätte, vielmehr hätte ich, wenn mein Kopf nicht von anderen Vorsätzen und Bestrebungen zu voll gewesen wäre, mich ihr recht gern ergeben mögen. So aber erging es mir wie einem Mädchen, das gegen eine vorgeschlagene Heiratspartie bloß deswegen allerlei zu erinnern findet, weil ihr unglücklicherweise ein heimlich Geliebter im Herzen liegt.

In den Vorlesungen der Institutionen und Pandekten sitzend, vergaß ich mich oft im Ausbilden dramatischer Szenen und Akte. Ich gab mir alle Mühe, meinen Sinn auf das Vorgetragene zu wenden; allein er lenkte gewaltsam immer abwärts. Es lag mir fortwährend nichts in Gedanken als Poesie und Kunst und meine höhere menschliche Entwickelung, warum ich ja überall seit Jahren mit Leidenschaft nach der Universität gestrebt hatte.

Wer mich nun das erste Jahr in meinen nächsten

Zwecken bedeutend förderte, war Heeren. Seine Ethnographie und Geschichte legte in mir für fernere Studien dieser Art den besten Grund, sowie die Klarheit und Gediegenheit seines Vortrags auch in anderer Hinsicht für mich von bedeutendem Nutzen war. Ich besuchte jede Stunde mit Liebe und verließ keine, ohne von größerer Hochachtung und Neigung für den vorzüglichen Mann durchdrungen zu sein.

Das zweite akademische Jahr begann ich vernünftigerweise mit gänzlicher Beseitigung des juristischen Studiums, das in der Tat viel zu bedeutend war, als daß ich es als Nebensache hätte mitgewinnen können, und das mir in der Hauptsache als ein zu großes Hindernis anhing. Ich schloß mich an die Philologie. Und wie ich im ersten Jahre Heeren sehr viel schuldig geworden, so ward ich es nun Dissen. Denn nicht allein, daß seine Vorlesungen meinen Studien die eigentlich gesuchte und ersehnte Nahrung gaben, ich mich täglich mehr gefördert und aufgeklärt sah und nach seinen Andeutungen sichere Richtungen für künftige Produktionen nahm, sondern ich hatte auch das Glück, dem werten Manne persönlich bekannt zu werden und mich von ihm in meinen Studien geleitet, bestärkt und ermuntert zu sehen.

Überdies war der tägliche Umgang mit ganz vorzüglichen Köpfen unter den Studierenden und das unaufhörliche Besprechen der höchsten Gegenstände, auf Spaziergängen und oft bis tief in die Nacht hinein, für mich ganz unschätzbar und auf meine immer freiere Entwickelung vom günstigsten Einfluß.

Indes war das Ende meiner pekuniären Hilfsmittel nicht mehr fern. Dagegen hatte ich seit anderthalb Jahren täglich neue Schätze des Wissens in mich auf-

genommen; ein ferneres Anhäufen ohne ein praktiſches Verwenden war meiner Natur und meinem Lebensgange nicht gemäß, und es herrſchte daher in mir ein leidenſchaftlicher Trieb, mich durch einige ſchriftſtelleriſche Produktionen wieder frei und nach ferneren Studien wieder begehrlich zu machen.

Sowohl meine dramatiſche Arbeit, woran ich dem Stoffe nach das Intereſſe nicht verloren hatte, die aber der Form und dem Gehalte nach bedeutender erſcheinen ſollte, als auch Ideen in bezug auf Grundſätze der Poeſie, die ſich beſonders als Widerſpruch gegen damals herrſchende Anſichten entwickelt hatten, gedachte ich hintereinander auszuſprechen und zu vollenden.

Ich verließ daher im Herbſt 1822 die Univerſität und bezog eine ländliche Wohnung in der Nähe von Hannover. Ich ſchrieb zunächſt jene theoretiſchen Aufſätze, von denen ich hoffte, daß ſie beſonders bei jungen Talenten nicht allein zur Hervorbringung, ſondern auch zur Beurteilung dichteriſcher Werke beitragen würden, und gab ihnen den Titel „Beiträge zur Poeſie“.

Im Mai 1823 war ich mit dieſer Arbeit zuſtande. Es kam mir nun in meiner Lage nicht allein darauf an, einen guten Verleger, ſondern auch ein gutes Honorar zu erhalten, und ſo entſchloß ich mich kurz und ſchickte das Manuſkript an Goethe und bat ihn um einige empfehlende Worte an Herrn von Cotta.

Goethe war nach wie vor derjenige unter den Dichtern, zu dem ich täglich als meinem untrüglichen Leitſtern hinaufblickte, deſſen Ausſprüche mit meiner Denkungsweiſe in Harmonie ſtanden und mich auf einen immer höheren Punkt der Anſicht ſtellten, deſſen hohe Kunſt in Behandlung der verſchiedenſten Gegenſtände ich immer

mehr zu ergründen und ihr nachzustreben suchte, und gegen den meine innige Liebe und Verehrung fast leidenschaftlicher Natur war.

Bald nach meiner Ankunft in Göttingen hatte ich ihm, neben einer kleinen Skizze meines Lebens- und Bildungsganges, ein Exemplar meiner Gedichte zugesendet, worauf ich denn die große Freude erlebte, nicht allein von ihm einige schriftliche Worte zu erhalten, sondern auch von Reisenden zu hören, daß er von mir eine gute Meinung habe und in den Heften von „Kunst und Altertum" meiner gedenken wolle.

Dieses zu wissen war für mich in meiner damaligen Lage von großer Bedeutung, sowie es mir auch jetzt den Mut gab, das soeben vollendete Manuskript vertrauensvoll an ihn zu senden.

Es lebte nun in mir kein anderer Trieb, als ihm einmal einige Augenblicke persönlich nahe zu sein; und so machte ich mich denn zur Erreichung dieses Wunsches gegen Ende des Monats Mai auf und wanderte zu Fuß über Göttingen und das Werratal nach Weimar.

Auf diesem wegen großer Hitze oft mühsamen Wege hatte ich in meinem Innern wiederholt den tröstlichen Eindruck, als stehe ich unter der besonderen Leitung gütiger Wesen, und als möchte dieser Gang für mein ferneres Leben von wichtigen Folgen sein.

Gespräche mit Goethe
1823—1827

1823

Weimar, Dienstag, den 10. Juni 1823.

Vor wenigen Tagen bin ich hier angekommen; heute war ich zuerst bei Goethe. Der Empfang seinerseits war überaus herzlich, und der Eindruck seiner Person auf mich der Art, daß ich diesen Tag zu den glücklichsten meines Lebens rechne.

Er hatte mir gestern, als ich anfragen ließ, diesen Mittag zwölf Uhr als die Zeit bestimmt, wo ich ihm willkommen sein würde. Ich ging also zur gedachten Stunde hin, und fand den Bedienten auch bereits meiner wartend und sich anschickend, mich hinaufzuführen.

Das Innere des Hauses machte auf mich einen sehr angenehmen Eindruck; ohne glänzend zu sein, war alles höchst edel und einfach; auch deuteten verschiedene an der Treppe stehende Abgüsse antiker Statuen auf Goethes besondere Neigung zur bildenden Kunst und dem griechischen Altertum. Ich sah verschiedene Frauenzimmer, die unten im Hause geschäftig hin und wieder gingen, auch einen der schönen Knaben Ottiliens, der zutraulich zu mir herankam und mich mit großen Augen anblickte.

Nachdem ich mich ein wenig umgesehen, ging ich sodann mit dem sehr gesprächigen Bedienten die Treppe hinauf zur ersten Etage. Er öffnete ein Zimmer, vor dessen Schwelle man die Zeichen SALVE als gute Vorbedeutung eines freundlichen Willkommenseins überschritt. Er führte mich durch dieses Zimmer hindurch und öffnete ein zweites, etwas geräumigeres, wo er mich zu verweilen bat, indem er ging, mich seinem Herrn zu melden. Hier war die kühlste, erquicklichste Luft; auf dem Boden lag ein Teppich gebreitet, auch war es durch ein rotes Kanapee und Stühle von gleicher Farbe überaus heiter

möbliert; gleich zur Seite ſtand ein Flügel, und an den Wänden ſah man Handzeichnungen und Gemälde verſchiedener Art und Größe.

Durch eine offene Tür gegenüber blickte man ſodann in ein ferneres Zimmer, gleichfalls mit Gemälden verziert, durch welches der Bediente gegangen war, mich zu melden.

Es währte nicht lange, ſo kam Goethe, in einem blauen Oberrock und in Schuhen; eine erhabene Geſtalt! Der Eindruck war überraſchend. Doch verſcheuchte er ſogleich jede Befangenheit durch die freundlichſten Worte. Wir ſetzten uns auf das Sofa. Ich war glücklich verwirrt in ſeinem Anblick und ſeiner Nähe, ich wußte ihm wenig oder nichts zu ſagen.

Er fing ſogleich an von meinem Manuſkript zu reden. „Ich komme eben von Ihnen her", ſagte er; „ich habe den ganzen Morgen in Ihrer Schrift geleſen; ſie bedarf keiner Empfehlung, ſie empfiehlt ſich ſelber." Er lobte darauf die Klarheit der Darſtellung und den Fluß der Gedanken, und daß alles auf gutem Fundament ruhe und wohl durchdacht ſei. „Ich will es ſchnell befördern", fügte er hinzu; „heute noch ſchreibe ich an Cotta mit der reitenden Poſt, und morgen ſchicke ich das Paket mit der fahrenden nach." Ich dankte ihm dafür mit Worten und Blicken.

Wir ſprachen darauf über meine fernere Reiſe. Ich ſagte ihm, daß mein eigentliches Ziel die Rheingegend ſei, wo ich an einem paſſenden Ort zu verweilen und etwas Neues zu ſchreiben gedenke. Zunächſt jedoch wollte ich von hier nach Jena gehen, um dort die Antwort des Herrn von Cotta zu erwarten.

Goethe fragte mich, ob ich in Jena ſchon Bekannte

habe; ich erwiderte, daß ich mit Herrn von Knebel in Berührung zu kommen hoffe, worauf er verſprach, mir einen Brief mitzugeben, damit ich einer deſto beſſeren Aufnahme gewiß ſei.

„Nun, nun", ſagte er dann, „wenn Sie in Jena ſind, ſo ſind wir ja nahe beieinander und können zueinander und können uns ſchreiben, wenn etwas vorfällt."

Wir ſaßen lange beiſammen, in ruhiger, liebevoller Stimmung. Ich drückte ſeine Knie, ich vergaß das Reden über ſeinem Anblick, ich konnte mich an ihm nicht ſatt ſehen. Das Geſicht ſo kräftig und braun und voller Falten, und jede Falte voller Ausdruck. Und in allem ſolche Biederkeit und Feſtigkeit, und ſolche Ruhe und Größe! Er ſprach langſam und bequem, ſo wie man ſich wohl einen bejahrten Monarchen denkt, wenn er redet. Man ſah ihm an, daß er in ſich ſelber ruht und über Lob und Tadel erhaben iſt. Es war mir bei ihm unbeſchreiblich wohl; ich fühlte mich beruhigt, ſo wie es jemandem ſein mag, der nach vieler Mühe und langem Hoffen endlich ſeine liebſten Wünſche befriedigt ſieht.

Er kam ſodann auf meinen Brief, und daß ich recht habe, daß wenn man *eine* Sache mit Klarheit zu behandeln vermöge, man auch zu vielen anderen Dingen tauglich ſei.

„Man kann nicht wiſſen, wie ſich das dreht und wendet", ſagte er dann; „ich habe manchen hübſchen Freund in Berlin, da habe ich denn dieſer Tage Ihrer gedacht."

Dabei lächelte er liebevoll in ſich. Er machte mich ſodann aufmerkſam, was ich in dieſen Tagen in Weimar alles noch ſehen müſſe, und daß er den Herrn Sekretär Kräuter bitten wolle, mich herumzuführen. Vor allem

aber ſolle ich ja nicht verſäumen, das Theater zu beſuchen. Er fragte mich darauf, wo ich logiere, und ſagte, daß er mich noch einmal zu ſehen wünſche und zu einer paſſenden Stunde ſenden wolle.

Mit Liebe ſchieden wir auseinander; ich im hohen Grade glücklich, denn aus jedem ſeiner Worte ſprach Wohlwollen, und ich fühlte, daß er es überaus gut mit mir im Sinne habe.

Mittwoch, den 11. Juni 1823.

Dieſen Morgen erhielt ich abermals eine Einladung zu Goethe, und zwar mittels einer von ihm beſchriebenen Karte. Ich war darauf wieder ein Stündchen bei ihm. Er erſchien mir heute ganz ein anderer als geſtern, er zeigte ſich in allen Dingen raſch und entſchieden wie ein Jüngling.

Er brachte zwei dicke Bücher, als er zu mir hereintrat. „Es iſt nicht gut", ſagte er, „daß Sie ſo raſch vorübergehen, vielmehr wird es beſſer ſein, daß wir einander etwas näher kommen. Ich wünſche Sie mehr zu ſehen und zu ſprechen. Da aber das Allgemeine ſo groß iſt, ſo habe ich ſogleich auf etwas Beſonderes gedacht, das als ein Tertium einen Verbindungs- und Beſprechungspunkt abgebe. Sie finden in dieſen beiden Bänden die ‚Frankfurter gelehrten Anzeigen' der Jahre 1772 und 1773, und zwar ſind darin faſt alle meine damals geſchriebenen kleinen Rezenſionen. Dieſe ſind nicht gezeichnet; doch da Sie meine Art und Denkungsweiſe kennen, ſo werden Sie ſie ſchon aus den übrigen herausfinden. Ich möchte nun, daß Sie dieſe Jugendarbeiten etwas näher betrachteten und mir ſagten, was Sie davon denken. Ich möchte wiſſen, ob ſie wert ſind, in eine künftige Aus-

gabe meiner Werke aufgenommen zu werden. Mir ſelber ſtehen dieſe Sachen viel zu weit ab, ich habe darüber kein Urteil. Ihr Jüngern aber müßt wiſſen, ob ſie für euch Wert haben und inwiefern ſie bei dem jetzigen Standpunkte der Literatur noch zu gebrauchen. Ich habe bereits Abſchriften nehmen laſſen, die Sie dann ſpäter haben ſollen, um ſie mit dem Original zu vergleichen. Demnächſt, bei einer ſorgfältigen Redaktion, würde ſich denn auch finden, ob man nicht gut tue, hier und da eine Kleinigkeit auszulaſſen oder nachzuhelfen, ohne im ganzen dem Charakter zu ſchaden."

Ich antwortete ihm, daß ich ſehr gern mich an dieſen Gegenſtänden verſuchen wolle, und daß ich dabei weiter nichts wünſche, als daß es mir gelingen möge, ganz in ſeinem Sinne zu handeln.

„Sowie Sie hineinkommen", erwiderte er, „werden Sie finden, daß Sie der Sache vollkommen gewachſen ſind; es wird Ihnen von der Hand gehen."

Er eröffnete mir darauf, daß er in etwa acht Tagen nach Marienbad abzureiſen gedenke, und daß es ihm lieb ſein würde, wenn ich bis dahin noch in Weimar bliebe, damit wir uns während der Zeit mitunter ſehen und ſprechen und perſönlich näher kommen möchten.

„Auch wünſchte ich", fügte er hinzu, „daß Sie in Jena nicht bloß wenige Tage oder Wochen verweilten, ſondern daß Sie ſich für den ganzen Sommer dort häuslich einrichteten, bis ich gegen den Herbſt von Marienbad zurückkomme. Ich habe bereits geſtern wegen einer Wohnung und dergleichen geſchrieben, damit Ihnen alles bequem und angenehm werde.

„Sie finden dort die verſchiedenartigſten Quellen und Hilfsmittel für weitere Studien, auch einen ſehr gebildeten

geſelligen Umgang; und überdies iſt die Gegend ſo mannigfaltig, daß Sie wohl fünfzig verſchiedene Spaziergänge machen können, die alle angenehm und faſt alle zu ungeſtörtem Nachdenken geeignet ſind. Sie werden Muße und Gelegenheit finden, in der Zeit für ſich ſelbſt manches Neue zu ſchreiben und nebenbei auch meine Zwecke zu fördern."

Ich fand gegen ſo gute Vorſchläge nichts zu erinnern und willigte in alles mit Freuden. Als ich ging, war er beſonders liebevoll; auch beſtimmte er auf übermorgen eine abermalige Stunde zu einer ferneren Unterredung.

Montag, den 16. Juni 1823.

Ich war in dieſen Tagen wiederholt bei Goethe. Heute ſprachen wir größtenteils von Geſchäften. Ich äußerte mich auch über ſeine Frankfurter Rezenſionen, die ich Nachklänge ſeiner akademiſchen Jahre nannte, welcher Ausſpruch ihm zu gefallen ſchien, indem er den Standpunkt bezeichne, aus welchem man jene jugendlichen Arbeiten zu betrachten habe.

Er gab mir ſodann die erſten elf Hefte von „Kunſt und Altertum", damit ich ſie neben den Frankfurter Rezenſionen als eine zweite Arbeit nach Jena mit hinübernehme.

„Ich wünſche nämlich", ſagte er, „daß Sie dieſe Hefte gut ſtudierten und nicht allein ein allgemeines Inhaltsverzeichnis darüber machten, ſondern auch aufſetzten, welche Gegenſtände nicht als abgeſchloſſen zu betrachten ſind, damit es mir vor die Augen trete, welche Fäden ich wieder aufzunehmen und weiter fortzuſpinnen habe. Es wird mir dieſes eine große Erleichterung ſein, und Sie ſelber werden davon den Gewinn haben, daß Sie auf dieſem praktiſchen Wege den Inhalt aller einzelnen Auf-

ſätze weit ſchärfer anſehen und in ſich aufnehmen, als es bei einem gewöhnlichen Leſen nach perſönlicher Neigung zu geſchehen pflegt."

Ich fand dies alles gut und richtig, und ſagte, daß ich auch dieſe Arbeit gern übernehmen wolle.

Donnerstag, den 19. Juni 1823.

Ich wollte heute eigentlich ſchon in Jena ſein, Goethe ſagte aber geſtern wünſchend und bittend, daß ich doch noch bis Sonntag bleiben und dann mit der Poſt fahren möchte. Er gab mir geſtern die Empfehlungsbriefe und auch einen für die Familie Frommann. „Es wird Ihnen in dieſem Kreiſe gefallen", ſagte er, „ich habe dort ſchöne Abende verlebt. Auch Jean Paul, Tieck, die Schlegel, und was in Deutſchland ſonſt Namen hat, iſt dort geweſen und hat dort gern verkehrt, und noch jetzt iſt es der Vereinigungspunkt vieler Gelehrten und Künſtler und ſonſt angeſehener Perſonen. In einigen Wochen ſchreiben Sie mir nach Marienbad, damit ich erfahre, wie es Ihnen geht und wie es Ihnen in Jena gefällt. Auch habe ich meinem Sohn geſagt, daß er Sie während meiner Abweſenheit drüben einmal beſuche."

Ich fühlte mich Goethen für ſo viele Sorgfalt ſehr dankbar, und es tat mir wohl, aus allem zu ſehen, daß er mich zu den Seinigen zählt und mich als ſolchen will gehalten haben.

Sonnabend, den 21. Juni, nahm ich ſodann von Goethe Abſchied und fuhr des anderen Tages nach Jena hinüber und richtete mich in einer Gartenwohnung ein bei ſehr guten, redlichen Leuten. In den Familien des Herrn von Knebel und Frommann fand ich auf Goethes Empfehlung eine freundliche Aufnahme und einen ſehr belehren-

den Umgang. In den mitgenommenen Arbeiten ſchritt ich auf das beſte vor, und überdies hatte ich bald die Freude, einen Brief von Herrn von Cotta zu erhalten, worin er ſich nicht allein zum Verlage meines ihm zugegangenen Manuſkripts ſehr bereit erklärte, ſondern mir auch ein anſehnliches Honorar zuſicherte und den Druck in Jena unter meinen Augen geſchehen ließ.

So war nun meine Exiſtenz wenigſtens auf ein Jahr gedeckt, und ich fühlte den lebhafteſten Trieb, in dieſer Zeit etwas Neues hervorzubringen und dadurch mein ferneres Glück als Autor zu begründen. Die theoretiſche und kritiſche Richtung hoffte ich durch die Aufſätze meiner „Beiträge zur Poeſie“ ein für allemal hinter mir zu haben; ich hatte mich dadurch über die vorzüglichſten Geſetze aufzuklären geſucht, und meine ganze innere Natur drängte mich nun zur praktiſchen Ausübung. Ich hatte Pläne zu unzähligen Gedichten, größeren und kleineren, auch zu dramatiſchen Gegenſtänden verſchiedener Art, und es handelte ſich jetzt nach meinem Gefühl bloß darum, wohin ich mich wenden ſollte, um mit einigem Behagen eins nach dem andern ruhig ans Licht zu bringen.

In Jena gefiel es mir auf die Länge nicht; es war mir zu ſtille und einförmig. Ich verlangte nach einer großen Stadt, die nicht allein ein vorzügliches Theater beſitze, ſondern wo ſich auch ein freies großes Volksleben entwickele, damit ich bedeutende Lebenselemente in mich aufzunehmen und meine innere Kultur auf das raſcheſte zu ſteigern vermöge. In einer ſolchen Stadt hoffte ich zugleich ganz unbemerkt leben und mich zu jeder Zeit zu einer ganz ungeſtörten Produktion iſolieren zu können.

Ich hatte indeſſen das von Goethe gewünſchte Inhaltsverzeichnis der erſten vier Bände von „Kunſt und Alter-

tum" entworfen und ſendete es ihm mit einem Briefe nach Marienbad, worin ich meine Wünſche und Pläne ganz offen ausſprach. Ich erhielt darauf alſobald die folgenden Zeilen:

„Das Inhaltsverzeichnis iſt mir zur rechten Zeit gekommen und entſpricht ganz meinen Wünſchen und Zwecken. Laſſen Sie mich die Frankfurter Rezenſionen bei meiner Rückkehr auf gleiche Weiſe redigiert finden, ſo zolle den beſten Dank, welchen ich vorläufig ſchon im ſtillen entrichte, indem ich Ihre Geſinnungen, Zuſtände, Wünſche, Zwecke und Pläne mit mir teilnehmend herumtrage, um bei meiner Rückkunft mich über Ihr Wohl deſto gründlicher beſprechen zu können. Mehr ſag' ich heute nicht. Der Abſchied von Marienbad gibt mancherlei zu denken und zu tun, während man ein allzu kurzes Verweilen mit vorzüglichen Menſchen gar ſchmerzlich empfindet.

„Möge ich Sie in ſtiller Tätigkeit antreffen, aus der denn doch zuletzt am ſicherſten und reinſten Weltumſicht und Erfahrung hervorgeht. Leben Sie wohl; freue mich auf ein längeres und engeres Zuſammenſein.

Marienbad, den 14. Auguſt 1823.

Goethe."

Durch ſolche Zeilen Goethes, deren Empfang mich im hohen Grade beglückte, fühlte ich mich nun vorläufig wieder beruhigt. Ich ward dadurch entſchieden, keinen eigenmächtigen Schritt zu tun, ſondern mich ganz ſeinem Rat und Willen zu überlaſſen. Ich ſchrieb indes einige kleine Gedichte, beendigte die Redaktion der Frankfurter Rezenſionen und ſprach meine Anſicht darüber in einer kurzen Abhandlung aus, die ich für Goethe beſtimmte. Seiner Zurückkunft aus Marienbad ſah ich mit Sehnſucht entgegen, indem auch der Druck meiner „Beiträge zur

Poeſie“ ſich zu Ende neigte, und ich auf alle Fälle zu einiger Erfriſchung noch dieſen Herbſt eine kurze Ausflucht von wenigen Wochen an den Rhein zu machen wünſchte.

Jena, Montag, den 15. September 1823.

Goethe iſt von Marienbad glücklich zurückgekommen, wird aber, da ſeine hieſige Gartenwohnung nicht die erforderliche Bequemlichkeit darbietet, hier nur wenige Tage verweilen. Er iſt wohl und rüſtig, ſo daß er einen Weg von mehreren Stunden zu Fuß machen kann, und es eine wahre Freude iſt, ihn anzuſehen.

Nach einem beiderſeitigen fröhlichen Begrüßen fing Goethe ſogleich an über meine Angelegenheit zu reden.

„Ich muß gerade herausſagen“, begann er, „ich wünſche, daß Sie dieſen Winter bei mir in Weimar bleiben.“ Dies waren ſeine erſten Worte, dann ging er näher ein und fuhr fort: „In der Poeſie und Kritik ſteht es mit Ihnen aufs beſte, Sie haben darin ein natürliches Fundament; das iſt Ihr Metier, woran Sie ſich zu halten haben und welches Ihnen auch ſehr bald eine tüchtige Exiſtenz zuwege bringen wird. Nun iſt aber noch manches, was nicht eigentlich zum Fache gehört und was Sie doch auch wiſſen müſſen. Es kommt aber darauf an, daß Sie hierbei nicht lange Zeit verlieren, ſondern ſchnell darüber hinwegkommen. Das ſollen Sie nun dieſen Winter bei uns in Weimar, und Sie ſollen ſich wundern, wie weit Sie Oſtern ſein werden. Sie ſollen von allem das beſte haben, weil die beſten Hilfsmittel in meinen Händen ſind. Dann ſtehen Sie fürs Leben feſt und kommen zum Behagen und können überall mit Zuverſicht auftreten.“

Ich freute mich dieſer Vorſchläge und ſagte, daß ich mich ganz ſeinen Anſichten und Wünſchen überlaſſen wolle.

„Für eine Wohnung in meiner Nähe“, fuhr Goethe fort, „werde ich ſorgen; Sie ſollen den ganzen Winter keinen unbedeutenden Moment haben. Es iſt in Weimar noch viel Gutes beiſammen, und Sie werden nach und nach in den höheren Kreiſen eine Geſellſchaft finden, die den beſten aller großen Städte gleichkommt. Auch ſind mit mir perſönlich ganz vorzügliche Männer verbunden, deren Bekanntſchaft Sie nach und nach machen werden und deren Umgang Ihnen im hohen Grade lehrreich und nützlich ſein wird.“

Goethe nannte mir verſchiedene angeſehene Namen und bezeichnete mit wenigen Worten die beſonderen Verdienſte jedes einzelnen.

„Wo finden Sie“, fuhr er fort, „auf einem ſo engen Fleck noch ſo viel Gutes? Auch beſitzen wir eine ausgeſuchte Bibliothek und ein Theater, was den beſten anderer deutſchen Städte in den Hauptſachen keineswegs nachſteht. Ich wiederhole daher: bleiben Sie bei uns, und nicht bloß dieſen Winter, wählen Sie Weimar zu Ihrem Wohnort. Es gehen von dort die Tore und Straßen nach allen Enden der Welt. Im Sommer machen Sie Reiſen und ſehen nach und nach, was Sie zu ſehen wünſchen. Ich bin ſeit fünfzig Jahren dort, und wo bin ich nicht überall geweſen! Aber ich bin immer gern nach Weimar zurückgekehrt.“

Ich war beglückt, Goethen wieder nahe zu ſein und ihn wieder reden zu hören, und ich fühlte mich ihm mit meinem ganzen Innern hingegeben. Wenn ich nur dich habe und haben kann, dachte ich, ſo wird mir alles

übrige recht sein! Ich wiederholte ihm daher, daß ich bereit sei, alles zu tun, was er in Erwägung meiner besonderen Lage nur irgend für gut halte.

Jena, Donnerstag, den 18. September 1823.

Gestern morgen, vor Goethes Abreise nach Weimar, war ich so glücklich, wieder ein Stündchen bei ihm zu sein. Und da führte er ein höchst bedeutendes Gespräch, was für mich ganz unschätzbar ist und mir auf mein ganzes Leben wohltut. Alle jungen Dichter in Deutschland müßten es wissen, es könnte ihnen helfen.

Er leitete das Gespräch ein, indem er mich fragte, ob ich diesen Sommer keine Gedichte gemacht. Ich antwortete ihm, daß ich zwar einige gemacht, daß es mir aber im ganzen dazu an Behagen gefehlt. „Nehmen Sie sich in acht", sagte er darauf, „vor einer großen Arbeit! Das ist's eben, woran unsere Besten leiden, gerade diejenigen, in denen das meiste Talent und das tüchtigste Streben vorhanden. Ich habe auch daran gelitten und weiß, was es mir geschadet hat. Was ist da nicht alles in den Brunnen gefallen! Wenn ich alles gemacht hätte, was ich recht gut hätte machen können, es würden keine hundert Bände reichen.

„Die Gegenwart will ihre Rechte; was sich täglich im Dichter von Gedanken und Empfindungen aufdrängt, das will und soll ausgesprochen sein. Hat man aber ein größeres Werk im Kopfe, so kann nichts daneben aufkommen, so werden alle Gedanken zurückgewiesen, und man ist für die Behaglichkeit des Lebens selbst so lange verloren. Welche Anstrengung und Verwendung von Geisteskraft gehört nicht dazu, um nur ein großes Ganzes in sich zu ordnen und abzurunden, und welche Kräfte

und welche ruhige ungestörte Lage im Leben, um es dann in einem Fluß gehörig auszusprechen! Hat man sich nun im ganzen vergriffen, so ist alle Mühe verloren; ist man ferner bei einem so umfangreichen Gegenstande in einzelnen Teilen nicht völlig Herr seines Stoffes, so wird das Ganze stellenweise mangelhaft werden, und man wird gescholten; und aus allem entspringt für den Dichter statt Belohnung und Freude für so viele Mühe und Aufopferung nichts als Unbehagen und Lähmung der Kräfte. Faßt dagegen der Dichter täglich die Gegenwart auf, und behandelt er immer gleich in frischer Stimmung was sich ihm darbietet, so macht er sicher immer etwas Gutes, und gelingt ihm auch einmal etwas nicht, so ist nichts daran verloren.

„Da ist der August Hagen in Königsberg, ein herrliches Talent! Haben Sie seine ‚Olfried und Lisena' gelesen? Da sind Stellen darin, wie sie nicht besser sein können: die Zustände an der Ostsee, und was sonst in dortige Lokalität hineinschlägt, alles meisterhaft. Aber es sind nur schöne Stellen, als Ganzes will es niemand behagen. Und welche Mühe und welche Kräfte hat er daran verwendet, ja er hat sich fast daran erschöpft! Jetzt hat er ein Trauerspiel gemacht!"

Dabei lächelte Goethe und hielt einen Augenblick inne. Ich nahm das Wort und sagte, daß, wenn ich nicht irre, er Hagen in „Kunst und Altertum" geraten, nur kleine Gegenstände zu behandeln. „Freilich habe ich das", erwiderte Goethe; „aber tut man denn, was wir Alten sagen? Jeder glaubt, er müsse es doch selber am besten wissen, und dabei geht mancher verloren, und mancher hat lange daran zu irren. Es ist aber jetzt keine Zeit mehr zum Irren, dazu sind wir Alten gewesen; und was

hätte uns all unser Suchen und Irren geholfen, wenn ihr jüngeren Leute wieder dieselbigen Wege laufen wolltet? Da kämen wir ja nie weiter! Uns Alten rechnet man den Irrtum zugute, weil wir die Wege nicht gebahnt fanden; wer aber später in die Welt eintritt, von dem verlangt man mehr, der soll nicht abermals irren und suchen, sondern er soll den Rat der Alten nutzen und gleich auf gutem Wege fortschreiten. Es soll nicht genügen, daß man Schritte tue, die einst zum Ziele führen, sondern jeder Schritt soll Ziel sein und als Schritt gelten.

„Tragen Sie diese Worte bei sich herum, und sehen Sie zu, was Sie davon mit sich vereinigen können. Es ist mir eigentlich um Sie nicht bange, aber ich helfe Ihnen durch mein Zureden vielleicht schnell über eine Periode hinweg, die Ihrer jetzigen Lage nicht gemäß ist. Machen Sie vorderhand, wie gesagt, immer nur kleine Gegenstände, immer alles frischweg, was sich Ihnen täglich darbietet, so werden Sie in der Regel immer etwas Gutes leisten, und jeder Tag wird Ihnen Freude bringen. Geben Sie es zunächst in die Taschenbücher, in die Zeitschriften; aber fügen Sie sich nie fremden Anforderungen, sondern machen Sie es immer nach Ihrem eigenen Sinn.

„Die Welt ist so groß und reich und das Leben so mannigfaltig, daß es an Anlässen zu Gedichten nie fehlen wird. Aber es müssen alles Gelegenheitsgedichte sein, das heißt, die Wirklichkeit muß die Veranlassung und den Stoff dazu hergeben. Allgemein und poetisch wird ein spezieller Fall eben dadurch, daß ihn der Dichter behandelt. Alle meine Gedichte sind Gelegenheitsgedichte, sie sind durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden. Von Gedichten aus der Luft gegriffen halte ich nichts.

„Man ſage nicht, daß es der Wirklichkeit an poetiſchem Intereſſe fehle; denn eben darin bewährt ſich ja der Dichter, daß er geiſtreich genug ſei, einem gewöhnlichen Gegenſtande eine intereſſante Seite abzugewinnen. Die Wirklichkeit ſoll die Motive dazu hergeben, die auszuſprechenden Punkte, den eigentlichen Kern; aber ein ſchönes belebtes Ganzes daraus zu bilden, iſt Sache des Dichters. Sie kennen den Fürnſtein, den ſogenannten Naturdichter; er hat ein Gedicht gemacht über den Hopfenbau, es läßt ſich nicht artiger machen. Jetzt habe ich ihm Handwerkslieder aufgegeben, beſonders ein Weberlied, und ich bin gewiß, daß es ihm gelingen wird; denn er hat von Jugend auf unter ſolchen Leuten gelebt, er kennt den Gegenſtand durch und durch, er wird Herr ſeines Stoffes ſein. Und das iſt eben der Vorteil bei kleinen Sachen, daß man nur ſolche Gegenſtände zu wählen braucht und wählen wird, die man kennt, von denen man Herr iſt. Bei einem großen dichteriſchen Werke geht das aber nicht, da läßt ſich nicht ausweichen, alles, was zur Verknüpfung des Ganzen gehört und in den Plan hinein mit verflochten iſt, muß dargeſtellt werden, und zwar mit getroffener Wahrheit. Bei der Jugend aber iſt die Kenntnis der Dinge noch einſeitig; ein großes Werk aber erfordert Vielſeitigkeit, und daran ſcheitert man.“

Ich ſagte Goethen, daß ich im Willen gehabt, ein großes Gedicht über die Jahreszeiten zu machen und die Beſchäftigungen und Beluſtigungen aller Stände hineinzuverflechten. „Hier iſt derſelbige Fall“, ſagte Goethe darauf; „es kann Ihnen vieles daran gelingen, aber manches, was Sie vielleicht noch nicht gehörig durchforſcht haben und kennen, gelingt Ihnen nicht. Es ge-

lingt Ihnen vielleicht der Fiſcher, aber der Jäger vielleicht nicht. Gerät aber am Ganzen etwas nicht, ſo iſt es als Ganzes mangelhaft, ſo gut auch einzelne Partien ſein mögen, und Sie haben nichts Vollendetes geleiſtet. Stellen Sie aber bloß die einzelnen Partien für ſich ſelbſtändig dar, denen Sie gewachſen ſind, ſo machen Sie ſicher etwas Gutes.

„Beſonders warne ich vor eigenen großen Erfindungen; denn da will man eine Anſicht der Dinge geben, und die iſt in der Jugend ſelten reif. Ferner: Charaktere und Anſichten löſen ſich als Seiten des Dichters von ihm ab und berauben ihn für fernere Produktionen der Fülle. Und endlich: welche Zeit geht nicht an der Erfindung und inneren Anordnung und Verknüpfung verloren, worauf uns niemand etwas zugute tut, vorausgeſetzt, daß wir überall mit unſerer Arbeit zuſtande kommen.

„Bei einem gegebenen Stoff hingegen iſt alles anders und leichter. Da werden Fakta und Charaktere überliefert, und der Dichter hat nur die Belebung des Ganzen. Auch bewahrt er dabei ſeine eigene Fülle, denn er braucht nur wenig von dem Seinigen hinzuzutun; auch iſt der Verluſt von Zeit und Kräften bei weitem geringer, denn er hat nur die Mühe der Ausführung. Ja ich rate ſogar zu ſchon bearbeiteten Gegenſtänden. Wie oft iſt nicht die Iphigenie gemacht, und doch ſind alle verſchieden; denn jeder ſieht und ſtellt die Sachen anders, eben nach ſeiner Weiſe.

„Aber laſſen Sie vorderhand alles Große zur Seite. Sie haben lange genug geſtrebt, es iſt Zeit, daß Sie zur Heiterkeit des Lebens gelangen, und dazu eben iſt die Bearbeitung kleiner Gegenſtände das beſte Mittel.“

Wir waren bei dieſem Geſpräch in ſeiner Stube auf und ab gegangen; ich konnte immer nur zuſtimmen, denn ich fühlte die Wahrheit eines jeden Wortes in meinem ganzen Weſen. Bei jedem Schritt ward es mir leichter und glücklicher, denn ich will nur geſtehen, daß verſchiedene größere Pläne, womit ich bis jetzt nicht recht ins klare kommen konnte, mir keine geringe Laſt geweſen ſind. Jetzt habe ich ſie von mir geworfen, und ſie mögen nun ruhen, bis ich einmal einen Gegenſtand und eine Partie nach der andern mit Heiterkeit wieder aufnehme und hinzeichne, ſowie ich nach und nach durch Erforſchung der Welt von den einzelnen Teilen des Stoffes Meiſter werde.

Ich fühle mich nun durch Goethes Worte um ein paar Jahre klüger und fortgerückt und weiß in meiner tiefſten Seele das Glück zu erkennen, was es ſagen will, wenn man einmal mit einem rechten Meiſter zuſammentrifft. Der Vorteil iſt gar nicht zu berechnen.

Was werde ich nun dieſen Winter nicht noch bei ihm lernen, und was werde ich nicht durch den bloßen Umgang mit ihm gewinnen, auch in Stunden, wenn er eben nicht gerade etwas Bedeutendes ſpricht! Seine Perſon, ſeine bloße Nähe ſcheint mir bildend zu ſein, ſelbſt wenn er kein Wort ſagte.

Weimar, Donnerstag, den 2. Oktober 1823.

Bei ſehr freundlichem Wetter bin ich geſtern von Jena herübergefahren. Gleich nach meiner Ankunft ſendete mir Goethe, zum Willkommen in Weimar, ein Abonnement ins Theater. Ich benutzte den geſtrigen Tag zu meiner häuslichen Einrichtung, da ohnehin im Goetheſchen Hauſe viel Bewegung war, indem der franzöſiſche Geſandte

Graf Reinhardt aus Frankfurt und der preußische Staatsrat Schultz aus Berlin gekommen waren, ihn zu besuchen.

Diesen Vormittag war ich dann bei Goethe. Er freute sich über meine Ankunft und war überaus gut und liebenswürdig. Als ich gehen wollte, sagte er, daß er mich doch zuvor mit dem Staatsrat Schultz bekannt machen wolle. Er führte mich in das angrenzende Zimmer, wo ich den gedachten Herrn mit Betrachtung von Kunstwerken beschäftigt fand, und wo er mich ihm vorstellte und uns dann zu weiterem Gespräch allein ließ.

„Es ist sehr erfreulich", sagte Schultz darauf, „daß Sie in Weimar bleiben und Goethe bei der Redaktion seiner bisher ungedruckten Schriften unterstützen wollen. Er hat mir schon gesagt, welchen Gewinn er sich von Ihrer Mitwirkung verspricht, und daß er nun auch noch manches Neue zu vollenden hofft."

Ich antwortete ihm, daß ich keinen andern Lebenszweck habe, als der deutschen Literatur nützlich zu sein, und daß ich, in der Hoffnung, hier wohltätig einzuwirken, gern meine eigenen literarischen Vorsätze vorläufig zurückstehen lassen wolle. Auch würde, fügte ich hinzu, ein praktischer Verkehr mit Goethe höchst wohltätig auf meine fernere Ausbildung wirken, ich hoffe dadurch nach einigen Jahren eine gewisse Reife zu erlangen, und sodann weit besser zu vollbringen, was ich jetzt nur in geringerem Grade zu tun imstande wäre.

„Gewiß", sagte Schultz, „ist die persönliche Einwirkung eines so außerordentlichen Menschen und Meisters wie Goethe ganz unschätzbar. Ich bin auch herübergekommen, um mich an diesem großen Geiste einmal wieder zu erquicken."

Er erkundigte ſich ſodann nach dem Druck meines Buches, wovon Goethe ihm ſchon im vorigen Sommer geſchrieben. Ich ſagte ihm, daß ich in einigen Tagen die erſten Exemplare von Jena zu bekommen hoffe, und daß ich nicht verfehlen würde, ihm eins zu verehren und nach Berlin zu ſchicken, im Fall er nicht mehr hier ſein ſollte.

Wir ſchieden darauf unter herzlichem Händedrücken.

Dienstag, den 14. Oktober 1823.

Dieſen Abend war ich bei Goethe das erſtemal zu einem großen Tee. Ich war der erſte am Platz und freute mich über die hellerleuchteten Zimmer, die bei offenen Türen eins ins andere führten. In einem der letzten fand ich Goethe, der mir ſehr heiter entgegenkam. Er trug auf ſchwarzem Anzug ſeinen Stern, welches ihn ſo wohl kleidete. Wir waren noch eine Weile allein und gingen in das ſogenannte Deckenzimmer, wo das über einem roten Kanapee hängende Gemälde der Aldobrandiniſchen Hochzeit mich beſonders anzog. Das Bild war, bei zur Seite geſchobenen grünen Vorhängen, in voller Beleuchtung mir vor Augen, und ich freute mich, es in Ruhe zu betrachten.

„Ja“, ſagte Goethe, „die Alten hatten nicht allein große Intentionen, ſondern es kam bei ihnen auch zur Erſcheinung. Dagegen haben wir Neueren auch wohl große Intentionen, allein wir ſind ſelten fähig, es ſo kräftig und lebensfriſch hervorzubringen, als wir es uns dachten.“

Nun kam auch Riemer und Meyer, auch der Kanzler von Müller und mehrere andere angeſehene Herren und Damen vom Hofe. Auch Goethes Sohn trat herein und Frau von Goethe, deren Bekanntſchaft ich hier zuerſt machte. Die Zimmer füllten ſich nach und nach, und es

ward in allen sehr munter und lebendig. Auch einige hübsche junge Ausländer waren gegenwärtig, mit denen Goethe französisch sprach.

Die Gesellschaft gefiel mir, es war alles so frei und ungezwungen: man stand, man saß, man scherzte, man lachte und sprach mit diesem und jenem, alles nach freier Neigung. Ich sprach mit dem jungen Goethe sehr lebendig über das „Bild" von Houwald, welches vor einigen Tagen gegeben worden. Wir waren über das Stück einer Meinung, und ich freute mich, wie der junge Goethe die Verhältnisse mit so vielem Geist und Feuer auseinanderzusetzen wußte.

Goethe selbst erschien in der Gesellschaft sehr liebenswürdig. Er ging bald zu diesem, bald zu jenem und schien immer lieber zu hören und seine Gäste reden zu lassen, als selber viel zu reden. Frau von Goethe kam oft und hängte und schmiegte sich an ihn und küßte ihn. Ich hatte ihm vor kurzem gesagt, daß mir das Theater so große Freude mache und daß es mich sehr aufheitere, indem ich mich bloß dem Eindruck der Stücke hingebe, ohne darüber viel zu denken. Dies schien ihm recht und für meinen gegenwärtigen Zustand passend zu sein.

Er trat mit Frau von Goethe zu mir heran. „Das ist meine Schwiegertochter", sagte er; „kennt ihr beiden euch schon?" Wir sagten ihm, daß wir soeben unsere Bekanntschaft gemacht. „Das ist auch so ein Theaterkind wie du, Ottilie", sagte er dann, und wir freuten uns miteinander über unsere beiderseitige Neigung. „Meine Tochter", fügte er hinzu, „versäumt keinen Abend." — „Solange gute heitere Stücke gegeben werden", erwiderte ich, „lasse ich es gelten, allein bei schlechten Stücken muß man auch etwas aushalten." — „Das ist eben recht",

erwiderte Goethe, „daß man nicht fort kann und gezwungen ist, auch das Schlechte zu hören und zu sehen. Da wird man recht von Haß gegen das Schlechte durchdrungen und kommt dadurch zu einer desto besseren Einsicht des Guten. Beim Lesen ist das nicht so, da wirft man das Buch aus den Händen, wenn es einem nicht gefällt, aber im Theater muß man aushalten.“ Ich gab ihm recht und dachte, der Alte sagt doch gelegentlich immer etwas Gutes.

Wir trennten uns und mischten uns unter die übrigen, die sich um uns herum und in diesem und jenem Zimmer laut und lustig unterhielten. Goethe begab sich zu den Damen; ich gesellte mich zu Riemer und Meyer, die uns viel von Italien erzählten.

Regierungsrat Schmidt setzte sich später zum Flügel und trug Beethovensche Sachen vor, welche die Anwesenden mit innigem Anteil aufzunehmen schienen. Eine geistreiche Dame erzählte darauf viel Interessantes von Beethovens Persönlichkeit. Und so ward es nach und nach zehn Uhr, und es war mir der Abend im hohen Grade angenehm vergangen.

Sonntag, den 19. Oktober 1823.

Diesen Mittag war ich das erstemal bei Goethe zu Tische. Es waren außer ihm nur Frau von Goethe, Fräulein Ulrike und der kleine Walter gegenwärtig, und wir waren also bequem unter uns. Goethe zeigte sich ganz als Familienvater: er legte alle Gerichte vor, tranchierte gebratenes Geflügel, und zwar mit besonderm Geschick, und verfehlte auch nicht mitunter einzuschenken. Wir andern schwatzten munteres Zeug über Theater, junge Engländer und andere Vorkommnisse des Tages; be-

sonders war Fräulein Ulrike sehr heiter und im hohen Grade unterhaltend. Goethe war im ganzen still, indem er nur von Zeit zu Zeit als Zwischenbemerkung mit etwas Bedeutendem hervorkam. Dabei blickte er hin und wieder in die Zeitungen und teilte uns einige Stellen mit, besonders über die Fortschritte der Griechen.

Es kam dann zur Sprache, daß ich noch Englisch lernen müsse, wozu Goethe dringend riet, besonders des Lord Byron wegen, dessen Persönlichkeit von solcher Eminenz, wie sie nicht dagewesen und wohl schwerlich wiederkommen werde. Man ging die hiesigen Lehrer durch, fand aber keinen von einer durchaus guten Aussprache, weshalb man es für besser hielt, sich an junge Engländer zu halten.

Nach Tische zeigte Goethe mir einige Experimente in bezug auf die Farbenlehre. Der Gegenstand war mir jedoch durchaus fremd, ich verstand so wenig das Phänomen als das, was er darüber sagte; doch hoffte ich, daß die Zukunft mir Muße und Gelegenheit geben würde, in dieser Wissenschaft einigermaßen einheimisch zu werden.

Dienstag, den 21. Oktober 1823.

Ich war diesen Abend bei Goethe. Wir sprachen über die „Pandora". Ich fragte ihn, ob man diese Dichtung wohl als ein Ganzes ansehen könne, oder ob noch etwas weiteres davon existiere. Er sagte, es sei weiter nichts vorhanden, er habe es nicht weiter gemacht, und zwar deswegen nicht, weil der Zuschnitt des ersten Teiles so groß geworden, daß er später einen zweiten nicht habe durchführen können. Auch wäre das Geschriebene recht gut als ein Ganzes zu betrachten, weshalb er sich auch dabei beruhigt habe.

Ich ſagte ihm, daß ich bei dieſer ſchweren Dichtung erſt nach und nach zum Verſtändnis durchgedrungen, nachdem ich ſie ſo oft geleſen, daß ich ſie nun faſt auswendig wiſſe. Darüber lächelte Goethe. „Das glaube ich wohl“, ſagte er, „es iſt alles als wie ineinander gekeilt.“

Ich ſagte ihm, daß ich wegen dieſes Gedichts nicht ganz mit Schubarth zufrieden, der darin alles das vereinigt finden wolle, was im „Werther“, „Wilhelm Meiſter“, „Fauſt“ und „Wahlverwandtſchaften“ einzeln ausgeſprochen ſei, wodurch doch die Sache ſehr unfaßlich und ſchwer werde.

„Schubarth“, ſagte Goethe, „geht oft ein wenig tief; doch iſt er ſehr tüchtig, es iſt bei ihm alles prägnant.“

Wir ſprachen über Uhland. „Wo ich große Wirkungen ſehe“, ſagte Goethe, „pflege ich auch große Urſachen vorauszuſetzen, und bei der ſo ſehr verbreiteten Popularität, die Uhland genießt, muß alſo wohl etwas Vorzügliches an ihm ſein. Übrigens habe ich über ſeine ‚Gedichte‘ kaum ein Urteil. Ich nahm den Band mit der beſten Abſicht zu Händen, allein ich ſtieß von vornherein gleich auf ſo viele ſchwache und trübſelige Gedichte, daß mir das Weiterleſen verleidet wurde. Ich griff dann nach ſeinen Balladen, wo ich denn freilich ein vorzügliches Talent gewahr wurde und recht gut ſah, daß ſein Ruhm einigen Grund hat.“

Ich fragte darauf Goethe um ſeine Meinung hinſichtlich der Verſe zur deutſchen Tragödie. „Man wird ſich in Deutſchland“, antwortete er, „ſchwerlich darüber vereinigen. Jeder macht's wie er eben will und wie es dem Gegenſtande einigermaßen gemäß iſt. Der ſechsfüßige Jambus wäre freilich am würdigſten, allein er iſt für uns Deutſche zu lang; wir ſind wegen der man-

gelnden Beiwörter gewöhnlich ſchon mit fünf Füßen fertig. Die Engländer reichen wegen ihrer vielen einſilbigen Wörter noch weniger."

Goethe zeigte mir darauf einige Kupferwerke und ſprach dann über die altdeutſche Baukunſt, und daß er mir manches der Art nach und nach vorlegen wolle.

„Man ſieht in den Werken der altdeutſchen Baukunſt", ſagte er, „die Blüte eines außerordentlichen Zuſtandes. Wem eine ſolche Blüte unmittelbar entgegentritt, der kann nichts als anſtaunen; wer aber in das geheime innere Leben der Pflanze hineinſieht, in das Regen der Kräfte und wie ſich die Blüte nach und nach entwickelt, der ſieht die Sache mit ganz anderen Augen, der weiß, was er ſieht.

„Ich will dafür ſorgen, daß Sie im Laufe dieſes Winters in dieſem wichtigen Gegenſtande einige Einſicht erlangen, damit, wenn Sie nächſten Sommer an den Rhein gehen, es Ihnen beim Straßburger Münſter und Kölner Dom zugute komme."

Ich freute mich dazu und fühlte mich ihm dankbar.

Sonnabend, den 25. Oktober 1823.

In der Dämmerung war ich ein halbes Stündchen bei Goethe. Er ſaß auf einem hölzernen Lehnſtuhl vor ſeinem Arbeitstiſche; ich fand ihn in einer wunderbar ſanften Stimmung, wie einer, der von himmliſchem Frieden ganz erfüllt iſt, oder wie einer, der an ein ſüßes Glück denkt, das er genoſſen hat und das ihm wieder in aller Fülle vor der Seele ſchwebt. Stadelmann mußte mir einen Stuhl in ſeine Nähe ſetzen.

Wir ſprachen ſodann vom Theater, welches zu meinen Hauptintereſſen dieſes Winters gehört. Raupachs „Erdennacht" war das letzte geweſen, was ich geſehen. Ich gab

mein Urteil darüber: daß das Stück nicht zur Erscheinung gekommen, wie es im Geiste des Dichters gelegen, daß mehr die Idee vorherrsche als das Leben, daß es mehr lyrisch als dramatisch sei, daß dasjenige, was durch fünf Akte hindurchgesponnen und hindurchgezogen wird, weit besser in zweien oder dreien wäre zu geben gewesen. Goethe fügte hinzu, daß die Idee des Ganzen sich um Aristokratie und Demokratie drehe, und daß dieses kein allgemein menschliches Interesse habe.

Ich lobte dagegen, was ich von Kotzebue gesehen, nämlich seine „Verwandtschaften" und die „Versöhnung". Ich lobte daran den frischen Blick ins wirkliche Leben, den glücklichen Griff für die interessanten Seiten desselben, und die mitunter sehr kernige wahre Darstellung. Goethe stimmte mir bei. „Was zwanzig Jahre sich erhält", sagte er, „und die Neigung des Volkes hat, das muß schon etwas sein. Wenn er in seinem Kreise blieb und nicht über sein Vermögen hinausging, so machte Kotzebue in der Regel etwas Gutes. Es ging ihm wie Chodowiecky; die bürgerlichen Szenen gelangen auch diesem vollkommen, wollte er aber römische oder griechische Helden zeichnen, so ward es nichts."

Goethe nannte mir noch einige gute Stücke von Kotzebue, besonders „Die beiden Klingsberge". „Es ist nicht zu leugnen", fügte er hinzu, „er hat sich im Leben umgetan und die Augen offen gehabt."

„Geist und irgend Poesie", fuhr Goethe fort, „kann man den neueren tragischen Dichtern nicht absprechen; allein den meisten fehlt das Vermögen der leichten lebendigen Darstellung; sie streben nach etwas, das über ihre Kräfte hinausgeht, und ich möchte sie in dieser Hinsicht forcierte Talente nennen."

„Ich zweifle", ſagte ich, „daß ſolche Dichter ein Stück in Proſa ſchreiben können, und bin der Meinung, daß dies der wahre Probierſtein ihres Talentes ſein würde." Goethe ſtimmte mir bei und fügte hinzu, daß die Verſe den poetiſchen Sinn ſteigerten oder wohl gar hervorlockten.

Wir ſprachen darauf dies und jenes über vorhabende Arbeiten. Es war die Rede von ſeiner „Reiſe über Frankfurt und Stuttgart nach der Schweiz", die er in drei Heften liegen hat und die er mir zuſenden will, damit ich die Einzelheiten leſe und Vorſchläge tue, wie daraus ein Ganzes zu machen. „Sie werden ſehen", ſagte er, „es iſt alles nur ſo hingeſchrieben, wie es der Augenblick gab; an einen Plan und eine künſtleriſche Rundung iſt dabei gar nicht gedacht, es iſt, *als wenn man einen Eimer Waſſer ausgießt.*"

Ich freute mich dieſes Gleichniſſes, welches mir ſehr geeignet ſchien, um etwas durchaus Planloſes zu bezeichnen.

Montag, den 27. Oktober 1823.

Heute früh wurde ich bei Goethe auf dieſen Abend zum Tee und Konzert eingeladen. Der Bediente zeigte mir die Liſte der zu invitierenden Perſonen, woraus ich ſah, daß die Geſellſchaft ſehr zahlreich und glänzend ſein würde. Er ſagte, es ſei eine junge Polin angekommen, die etwas auf dem Flügel ſpielen werde. Ich nahm die Einladung mit Freuden an.

Nachher wurde der Theaterzettel gebracht: „Die Schachmaſchine" ſollte gegeben werden. Das Stück war mir unbekannt, meine Wirtin aber ergoß ſich darüber in ein ſolches Lob, daß ein großes Verlangen ſich meiner bemächtigte, es zu ſehen. Überdies befand ich mich den Tag über nicht zum beſten, und es ward mir immer

mehr, als paſſe ich beſſer in eine luſtige Komödie als in eine ſo gute Geſellſchaft.

Gegen Abend, eine Stunde vor dem Theater, ging ich zu Goethe. Es war im Hauſe ſchon alles lebendig; ich hörte im Vorbeigehen in dem größern Zimmer den Flügel ſtimmen, als Vorbereitung zu der muſikaliſchen Unterhaltung.

Ich traf Goethe in ſeinem Zimmer allein; er war bereits feſtlich angezogen, ich ſchien ihm gelegen. „Nun bleiben Sie gleich hier", ſagte er, „wir wollen uns ſo lange unterhalten, bis die übrigen auch kommen." Ich dachte, da kannſt du doch nicht los, da wirſt du doch bleiben müſſen; es iſt dir zwar jetzt mit Goethen allein ſehr angenehm, doch wenn erſt die vielen fremden Herren und Damen erſcheinen, da wirſt du dich nicht in deinem Elemente fühlen.

Ich ging mit Goethe im Zimmer auf und ab. Es dauerte nicht lange, ſo war das Theater der Gegenſtand unſeres Geſprächs, und ich hatte Gelegenheit, zu wiederholen, daß es mir die Quelle eines immer neuen Vergnügens ſei, zumal da ich in früherer Zeit ſo gut wie gar nichts geſehen und jetzt faſt alle Stücke auf mich eine ganz friſche Wirkung ausübten. „Ja", fügte ich hinzu, „es iſt mit mir ſo arg, daß es mich heute ſogar in Unruhe und Zwieſpalt gebracht hat, obgleich mir bei Ihnen eine ſo bedeutende Abendunterhaltung bevorſteht."

„Wiſſen Sie was", ſagte Goethe darauf, indem er ſtillſtand und mich groß und freundlich anſah, „gehen Sie hin! Genieren Sie ſich nicht! Iſt Ihnen das heitere Stück dieſen Abend vielleicht bequemer, Ihren Zuſtänden angemeſſener, ſo gehen Sie hin. Bei mir haben Sie Muſik, das werden Sie noch öfter haben." — „Ja",

ſagte ich, „ſo will ich hingehen; es wird mir überdies vielleicht beſſer ſein, daß ich lache.“ — „Nun“, ſagte Goethe, ſo bleiben Sie bis gegen ſechs Uhr bei mir, da können wir noch ein Wörtchen reden.“

Stadelmann brachte zwei Wachslichter, die er auf Goethes Arbeitstiſch ſtellte. Goethe erſuchte mich, vor den Lichtern Platz zu nehmen, er wolle mir etwas zu leſen geben. Und was legte er mir vor? Sein neueſtes, liebſtes Gedicht, ſeine „Elegie“ von Marienbad.

Ich muß hier in bezug auf den Inhalt dieſes Gedichts einiges nachholen. Gleich nach Goethes diesmaliger Zurückkunft aus genanntem Badeorte verbreitete ſich hier die Sage, er habe dort die Bekanntſchaft einer an Körper und Geiſt gleich liebenswürdigen jungen Dame gemacht und zu ihr eine leidenſchaftliche Neigung gefaßt. Wenn er in der Brunnenallee ihre Stimme gehört, habe er immer ſeinen Hut genommen und ſei zu ihr hinuntergeeilt. Er habe keine Stunde verſäumt, bei ihr zu ſein, er habe glückliche Tage gelebt; ſodann, die Trennung ſei ihm ſehr ſchwer geworden, und er habe in ſolchem leidenſchaftlichen Zuſtande ein überaus ſchönes Gedicht gemacht, das er jedoch wie eine Art Heiligtum anſehe und geheim halte.

Ich glaubte dieſer Sage, weil ſie nicht allein ſeiner körperlichen Rüſtigkeit, ſondern auch der produktiven Kraft ſeines Geiſtes und der geſunden Friſche ſeines Herzens vollkommen entſprach. Nach dem Gedicht ſelbſt hatte ich längſt ein großes Verlangen getragen, doch mit Recht Anſtand genommen, Goethe darum zu bitten. Ich hatte daher die Gunſt des Augenblickes zu preiſen, wodurch es mir nun vor Augen lag.

Er hatte die Verſe eigenhändig mit lateiniſchen Lettern

auf ſtarkes Velinpapier geſchrieben und mit einer ſeidenen Schnur in einer Decke von rotem Maroquin befeſtigt, und es trug alſo ſchon im Äußern, daß er dieſes Manuſkript vor allen ſeinen übrigen beſonders werthalte.

Ich las den Inhalt mit hoher Freude und fand in jeder Zeile die Beſtätigung der allgemeinen Sage. Doch deuteten gleich die erſten Verſe darauf, daß die Bekanntſchaft nicht dieſes Mal erſt gemacht, ſondern erneuert worden. Das Gedicht wälzte ſich ſtets um ſeine eigene Achſe und ſchien immer dahin zurückzukehren, woher es ausgegangen. Der Schluß, wunderbar abgeriſſen, wirkte durchaus ungewohnt und tief ergreifend.

Als ich ausgeleſen, trat Goethe wieder zu mir heran. „Gelt", ſagte er, „da habe ich Euch etwas Gutes gezeigt? In einigen Tagen ſollen Sie mir darüber weisſagen." Es war mir ſehr lieb, daß Goethe durch dieſe Worte ein augenblickliches Urteil meinerſeits ablehnte, denn ohnehin war der Eindruck zu neu und zu ſchnell vorübergehend, als daß ich etwas Gehöriges darüber hätte ſagen können.

Goethe verſprach, bei ruhiger Stunde es mir abermals vorzulegen. Es war indes die Zeit des Theaters herangekommen, und ich ſchied unter herzlichem Händedrücken.

Die „Schachmaſchine" mochte ein ſehr gutes Stück ſein und auch ebenſo gut geſpielt werden; allein ich war nicht dabei, meine Gedanken waren bei Goethe.

Nach dem Theater ging ich an ſeinem Hauſe vorüber; es glänzte alles von Lichtern, ich hörte, daß geſpielt wurde, und bereute, daß ich nicht dort geblieben.

Am andern Tag erzählte man mir, daß die junge polniſche Dame, Madame Szymanowska, der zu Ehren der feſtliche Abend veranſtaltet worden, den Flügel ganz

meiſterhaft geſpielt habe, zum Entzücken der ganzen Geſellſchaft. Ich erfuhr auch, daß Goethe ſie dieſen Sommer in Marienbad kennen gelernt, und daß ſie nun gekommen, ihn zu beſuchen.

Mittags kommunizierte mir Goethe ein kleines Manuſkript: „Studien" von Zauper, worin ich ſehr treffende Bemerkungen fand. Ich ſendete ihm dagegen einige Gedichte, die ich dieſen Sommer in Jena gemacht und wovon ich ihm geſagt hatte.

Mittwoch, den 29. Oktober 1823.

Dieſen Abend zur Zeit des Lichtanzündens ging ich zu Goethe. Ich fand ihn ſehr friſchen aufgeweckten Geiſtes, ſeine Augen funkelten im Widerſchein des Lichtes, ſein ganzer Ausdruck war Heiterkeit, Kraft und Jugend.

Er fing ſogleich von den Gedichten, die ich ihm geſtern zugeſchickt, zu reden an, indem er mit mir in ſeinem Zimmer auf- und abging.

„Ich begreife jetzt", begann er, „wie Sie in Jena gegen mich äußern konnten, Sie wollten ein Gedicht über die Jahreszeiten machen. Ich rate jetzt dazu; fangen Sie gleich mit dem Winter an. Sie ſcheinen für natürliche Gegenſtände beſondern Sinn und Blick zu haben.

„Nur zwei Worte will ich Ihnen über die Gedichte ſagen. Sie ſtehen jetzt auf dem Punkt, wo Sie notwendig zum eigentlich Hohen und Schweren der Kunſt durchbrechen müſſen, zur Auffaſſung des Individuellen. Sie müſſen mit Gewalt, damit Sie aus der Idee herauskommen; Sie haben das Talent und ſind ſo weit vorgeſchritten, jetzt müſſen Sie. Sie ſind dieſer Tage in Tiefurt geweſen, das möchte ich Ihnen zunächſt zu einer ſolchen Aufgabe machen. Sie können vielleicht noch drei-

bis viermal hingehen und Tiefurt betrachten, ehe Sie ihm die charakteriſtiſche Seite abgewinnen und alle Motive beiſammen haben; doch ſcheuen Sie die Mühe nicht, ſtudieren Sie alles wohl und ſtellen Sie es dar; der Gegenſtand verdient es. Ich ſelbſt hätte es längſt gemacht; allein ich kann es nicht, ich habe jene bedeutenden Zuſtände ſelbſt mit durchlebt, ich bin zu ſehr darin befangen, ſo daß die Einzelheiten ſich mir in zu großer Fülle aufdrängen. Sie aber kommen als Fremder und laſſen ſich vom Kaſtellan das Vergangene erzählen und ſehen nur das Gegenwärtige, Hervorſtechende, Bedeutende."

Ich verſprach, mich daran zu verſuchen, obgleich ich nicht leugnen könne, daß es eine Aufgabe ſei, die mir ſehr fern ſtehe und die ich für ſehr ſchwierig halte.

„Ich weiß wohl", ſagte Goethe, „daß es ſchwer iſt, aber die Auffaſſung und Darſtellung des Beſonderen iſt auch das eigentliche Leben der Kunſt.

„Und dann: ſolange man ſich im allgemeinen hält, kann es uns jeder nachmachen; aber das Beſondere macht uns niemand nach. Warum? Weil es die anderen nicht erlebt haben.

„Auch braucht man nicht zu fürchten, daß das Beſondere keinen Anklang finde. Jeder Charakter, ſo eigentümlich er ſein möge, und jedes Darzuſtellende, vom Stein herauf bis zum Menſchen, hat Allgemeinheit; denn alles wiederholt ſich, und es gibt kein Ding in der Welt, das nur einmal da wäre.

„Auf dieſer Stufe der individuellen Darſtellung", fuhr Goethe fort, „beginnt dann zugleich dasjenige, was man Kompoſition nennt."

Dieſes war mir nicht ſogleich klar, doch enthielt ich mich, danach zu fragen. Vielleicht, dachte ich, meint er

damit die künſtleriſche Verſchmelzung des Idealen mit dem Realen, die Vereinigung von dem, was außer uns befindlich, mit dem, was innerlich uns angeboren. Doch vielleicht meinte er auch etwas anderes. Goethe fuhr fort: „Und dann ſetzen Sie unter jedes Gedicht immer das Datum, wann Sie es gemacht haben.“ Ich ſah ihn fragend an, warum das ſo wichtig. „Es gilt dann“, fügte er hinzu, „zugleich als Tagebuch Ihrer Zuſtände. Und das iſt nichts Geringes. Ich habe es ſeit Jahren getan, und ſehe ein, was das heißen will.“

Es war indes die Zeit des Theaters herangekommen, und ich verließ Goethe. „Sie gehen nun nach Finnland!“ rief er mir ſcherzend nach. Es ward nämlich gegeben: „Johann von Finnland“ von der Frau von Weißenthurn.

Es fehlte dem Stück nicht an wirkſamen Situationen, doch war es mit Rührendem ſo überladen, und ich ſah überall ſoviel Abſicht, daß es im ganzen auf mich keinen guten Eindruck machte. Der letzte Akt indes gefiel mir ſehr wohl und ſöhnte mich wieder aus.

Infolge dieſes Stücks machte ich nachſtehende Bemerkung. Von einem Dichter nur mittelmäßig gezeichnete Charaktere werden bei der Theaterdarſtellung gewinnen, weil die Schauſpieler, als lebendige Menſchen, ſie zu lebendigen Weſen machen und ihnen zu irgend einer Art von Individualität verhelfen. Von einem großen Dichter meiſterhaft gezeichnete Charaktere dagegen, die ſchon alle mit einer durchaus ſcharfen Individualität daſtehen, müſſen bei der Darſtellung notwendig verlieren, weil die Schauſpieler in der Regel nicht durchaus paſſen und die wenigſten ihre eigene Individualität ſo ſehr verleugnen können. Findet ſich beim Schauſpieler nicht

ganz das Gleiche, oder beſitzt er nicht die Gabe einer gänzlichen Ablegung ſeiner eigenen Perſönlichkeit, ſo entſteht ein Gemiſch, und der Charakter verliert ſeine Reinheit. Daher kommt es denn, daß ein Stück eines wirklich großen Dichters immer nur in einzelnen Figuren ſo zur Erſcheinung kommt, wie es die urſprüngliche Intention war.

Montag, den 3. November 1823.

Ich ging gegen fünf zu Goethe. Als ich hinaufkam, hörte ich in dem größeren Zimmer ſehr laut und munter reden und ſcherzen. Der Bediente ſagte mir, die junge polniſche Dame ſei dort zu Tiſche geweſen und die Geſellſchaft noch beiſammen. Ich wollte wieder gehen, allein er ſagte, er habe den Befehl mich zu melden; auch wäre es ſeinem Herrn vielleicht lieb, weil es ſchon ſpät ſei. Ich ließ ihn daher gewähren und wartete ein Weilchen, wo denn Goethe ſehr heiter herauskam und mit mir gegenüber in ſein Zimmer ging. Mein Beſuch ſchien ihm angenehm zu ſein. Er ließ ſogleich eine Flaſche Wein bringen, wovon er mir einſchenkte und auch ſich ſelber gelegentlich.

„Ehe ich es vergeſſe“, ſagte er dann, indem er auf dem Tiſche etwas ſuchte, „hier haben Sie ein Billet ins Konzert. Madame Szymanowska wird morgen Abend im Saale des Stadthauſes ein öffentliches Konzert geben; das dürfen Sie ja nicht verſäumen.“ Ich ſagte ihm, daß ich meine Torheit von neulich nicht zum zweitenmal begehen würde. „Sie ſoll ſehr gut geſpielt haben“, fügte ich hinzu. „Ganz vortrefflich!“ ſagte Goethe. „Wohl ſo gut wie Hummel?“ fragte ich. „Sie müſſen bedenken“, ſagte Goethe, „daß ſie nicht allein eine große

Virtuoſin, ſondern zugleich ein ſchönes Weib iſt; da kommt es uns denn vor, als ob alles anmutiger wäre; ſie hat eine meiſterhafte Fertigkeit, man muß erſtaunen!" — „Aber auch in der Kraft groß?" fragte ich. „Ja, auch in der Kraft", ſagte Goethe, „und das iſt eben das Merkwürdigſte an ihr, weil man das ſonſt bei Frauenzimmern gewöhnlich nicht findet." Ich ſagte, daß ich mich ſehr freue, ſie nun doch noch zu hören.

Sekretär Kräuter trat herein und referierte in Bibliotheksangelegenheiten. Als er gegangen war, lobte Goethe ſeine große Tüchtigkeit und Zuverläſſigkeit in Geſchäften.

Ich brachte ſodann das Geſpräch auf die im Jahre 1797 über Frankfurt und Stuttgart gemachte Reiſe in die Schweiz, wovon er mir die Manuſkripte in drei Heften dieſer Tage mitgeteilt und die ich bereits fleißig ſtudiert hatte. Ich erwähnte, wie er damals mit Meyer ſo viel über die Gegenſtände der bildenden Kunſt nachgedacht.

„Ja", ſagte Goethe, „was iſt auch wichtiger als die Gegenſtände, und was iſt die ganze Kunſtlehre ohne ſie! Alles Talent iſt verſchwendet, wenn der Gegenſtand nichts taugt. Und eben weil dem neuern Künſtler die würdigen Gegenſtände fehlen, ſo hapert es auch ſo mit aller Kunſt der neuern Zeit. Darunter leiden wir alle; ich habe auch meine Modernität nicht verleugnen können.

„Die wenigſten Künſtler", fuhr er fort, „ſind über dieſen Punkt im klaren und wiſſen, was zu ihrem Frieden dient. Da malen ſie z. B. meinen ‚Fiſcher' und bedenken nicht, daß ſich das gar nicht malen laſſe. Es iſt ja in dieſer Ballade bloß das Gefühl des Waſſers ausgedrückt, das Anmutige, was uns im Sommer lockt, uns zu baden; weiter liegt nichts darin, und wie läßt ſich das malen!"

Ich erwähnte ferner, daß ich mich freue, wie er auf jener Reiſe an allem Intereſſe genommen und alles aufgefaßt habe: Geſtalt und Lage der Gebirge und ihre Steinarten; Boden, Flüſſe, Wolken, Luft, Wind und Wetter; dann Städte und ihre Entſtehung und ſukzeſſive Bildung; Baukunſt, Malerei, Theater; ſtädtiſche Einrichtung und Verwaltung; Gewerbe, Ökonomie, Straßenbau; Menſchenraſſe, Lebensart, Eigenheiten; dann wieder Politik und Kriegsangelegenheiten, und ſo noch hundert andere Dinge.

Goethe antwortete: „Aber Sie finden kein Wort über Muſik, und zwar deswegen nicht, weil das nicht in meinem Kreiſe lag. Jeder muß wiſſen, worauf er bei einer Reiſe zu ſehen hat und was ſeine Sache iſt.“

Der Herr Kanzler trat herein. Er ſprach einiges mit Goethe und äußerte ſich dann gegen mich ſehr wohlwollend und mit vieler Einſicht über meine kleine Schrift, die er in dieſen Tagen geleſen. Er ging dann bald wieder zu den Damen hinüber, wo, wie ich hörte, der Flügel geſpielt wurde.

Als er gegangen war, ſprach Goethe ſehr gut über ihn und ſagte dann: „Alle dieſe vortrefflichen Menſchen, zu denen Sie nun ein angenehmes Verhältnis haben, das iſt es, was ich eine Heimat nenne, zu der man immer gerne wieder zurückkehrt.“

Ich erwiderte ihm, daß ich bereits den wohltätigen Einfluß meines hieſigen Aufenthaltes zu ſpüren beginne, daß ich aus meinen bisherigen ideellen und theoretiſchen Richtungen nach und nach herauskomme und immer mehr den Wert des augenblicklichen Zuſtandes zu ſchätzen wiſſe.

„Das müßte ſchlimm ſein“, ſagte Goethe, „wenn Sie das nicht ſollten. Beharren Sie nur dabei und halten

Sie immer an der Gegenwart feſt. Jeder Zuſtand, ja jeder Augenblick iſt von unendlichem Wert, denn er iſt der Repräſentant einer ganzen Ewigkeit.“

Es trat eine kleine Pauſe ein; dann brachte ich das Geſpräch auf Tiefurt, und in welcher Art es etwa darzuſtellen. „Es iſt ein mannigfaltiger Gegenſtand“, ſagte ich, „und ſchwer, ihm eine durchgreifende Form zu geben. Am bequemſten wäre es mir, ihn in Proſa zu behandeln.“

„Dazu“, ſagte Goethe, „iſt der Gegenſtand nicht bedeutend genug. Die ſogenannte didaktiſch-beſchreibende Form würde zwar im ganzen die zu wählende ſein, allein auch ſie iſt nicht durchgreifend paſſend. Am beſten iſt es, Sie ſtellen den Gegenſtand in zehn bis zwölf kleinen einzelnen Gedichten dar, in Reimen, aber in mannigfaltigen Versarten und Formen, ſo wie es die verſchiedenen Seiten und Anſichten verlangen, wodurch denn das Ganze wird umſchrieben und beleuchtet ſein.“ Dieſen Rat ergriff ich als zweckmäßig. „Ja, was hindert Sie, dabei auch einmal dramatiſch zu verfahren und ein Geſpräch etwa mit dem Gärtner führen zu laſſen? Und durch dieſe Zerſtückelung macht man es ſich leicht und kann beſſer das Charakteriſtiſche der verſchiedenen Seiten des Gegenſtandes ausdrücken. Ein umfaſſendes größeres Ganze dagegen iſt immer ſchwierig, und man bringt ſelten etwas Vollendetes zuſtande.“

Montag, den 10. November 1823.

Goethe befindet ſich ſeit einigen Tagen nicht zum beſten; eine heftige Erkältung ſcheint in ihm zu ſtecken. Er huſtet viel, obgleich laut und kräftig; doch ſcheint der Huſten ſchmerzlich zu ſein, denn er faßt dabei gewöhnlich mit der Hand nach der Seite des Herzens.

Ich war dieſen Abend vor dem Theater ein halbes Stündchen bei ihm. Er ſaß in einem Lehnſtuhl, mit dem Rücken in ein Kiſſen geſenkt; das Reden ſchien ihm ſchwer zu werden.

Nachdem wir einiges geſprochen, wünſchte er, daß ich ein Gedicht leſen möchte, womit er ein neues jetzt im Werke begriffenes Heft von „Kunſt und Altertum“ eröffnet. Er blieb in ſeinem Stuhle ſitzen und bezeichnete mir den Ort, wo es lag. Ich nahm ein Licht und ſetzte mich ein wenig entfernt von ihm an ſeinen Schreibtiſch, um es zu leſen.

Das Gedicht trug einen wunderbaren Charakter, ſo daß ich mich nach einmaligem Leſen, ohne es jedoch ganz zu verſtehen, davon eigenartig berührt und ergriffen fühlte. Es hatte die Verherrlichung des Paria zum Gegenſtande und war als Trilogie behandelt. Der darin herrſchende Ton war mir wie aus einer fremden Welt herüber, und die Darſtellung der Art, daß mir die Belebung des Gegenſtandes ſehr ſchwer ward. Auch war Goethes perſönliche Nähe einer reinen Vertiefung hinderlich; bald hörte ich ihn huſten, bald hörte ich ihn ſeufzen, und ſo war mein Weſen geteilt: meine eine Hälfte las, und die andere war im Gefühl ſeiner Gegenwart. Ich mußte das Gedicht daher leſen und wieder leſen, um nur einigermaßen hineinzukommen. Je mehr ich aber eindrang, von deſto bedeutenderem Charakter und auf einer deſto höheren Stufe der Kunſt wollte es mir erſcheinen.

Ich ſprach darauf mit Goethe ſowohl über den Gegenſtand als die Behandlung, wo mir denn durch einige ſeiner Andeutungen manches lebendiger entgegentrat.

„Freilich“, ſagte er darauf, „die Behandlung iſt ſehr knapp, und man muß gut eindringen, wenn man es recht

beſitzen will. Es kommt mir ſelber vor wie eine aus Stahldrähten geſchmiedete Damascenerklinge. Ich habe aber auch den Gegenſtand vierzig Jahre mit mir herumgetragen, ſo daß er denn freilich Zeit hatte, ſich von allem Ungehörigen zu läutern."

„Es wird Wirkung tun", ſagte ich, „wenn es beim Publikum hervortritt."

„Ach, das Publikum!" ſeufzte Goethe.

„Sollte es nicht gut ſein", ſagte ich, „wenn man dem Verſtändnis zu Hilfe käme und es machte wie bei der Erklärung eines Gemäldes, wo man durch Vorführung der vorhergegangenen Momente das wirklich Gegenwärtige zu beleben ſucht?"

„Ich bin nicht der Meinung", ſagte Goethe. „Mit Gemälden iſt es ein anderes; weil aber ein Gedicht gleichfalls aus Worten beſteht, ſo hebt ein Wort das andere auf."

Goethe ſcheint mir hierdurch ſehr treffend die Klippe angedeutet zu haben, woran Ausleger von Gedichten gewöhnlich ſcheitern. Es fragt ſich aber, ob es nicht möglich ſei, eine ſolche Klippe zu vermeiden und einem Gedichte dennoch durch Worte zu Hilfe zu kommen, ohne das Zarte ſeines innern Lebens im mindeſten zu verletzen.

Als ich ging, wünſchte er, daß ich die Bogen von „Kunſt und Altertum" mit nach Hauſe nehme, um das Gedicht ferner zu betrachten; desgleichen die „Öſtlichen Roſen" von Rückert, von welchem Dichter er viel zu halten und die beſten Erwartungen zu hegen ſcheint.

Mittwoch, den 12. November 1823.

Ich ging gegen Abend, um Goethe zu beſuchen, hörte aber unten im Hauſe, der preußiſche Staatsminiſter von

Humboldt sei bei ihm, welches mir lieb war, in der Überzeugung, daß dieser Besuch eines alten Freundes ihm die wohltätigste Aufheiterung gewähren würde.

Ich ging darauf ins Theater, wo die „Schwestern von Prag“ bei ganz vollkommener Besetzung musterhaft gegeben wurden, so daß man das ganze Stück hindurch nicht aus dem Lachen kam.

Donnerstag, den 13. November 1823.

Vor einigen Tagen, als ich nachmittags bei schönem Wetter die Straße nach Erfurt hinausging, gesellte sich ein bejahrter Mann zu mir, den ich seinem Äußeren nach für einen wohlhabenden Bürger hielt. Wir hatten nicht lange geredet, als das Gespräch auf Goethe kam. Ich fragte ihn, ob er Goethe persönlich kenne. „Ob ich ihn kenne!“ antwortete er mit einigem Behagen, „ich bin gegen zwanzig Jahre sein Kammerdiener gewesen.“ Und nun ergoß er sich in Lobsprüche über seinen früheren Herrn. Ich ersuchte ihn, mir etwas aus Goethes Jugendzeit zu erzählen, worein er mit Freuden willigte.

„Als ich bei ihn kam“, sagte er, „mochte er etwa 27 Jahre alt sein; er war sehr mager, behende und zierlich, ich hätte ihn leicht tragen können.“

Ich fragte ihn, ob Goethe in jener ersten Zeit seines Hierseins auch sehr lustig gewesen. Allerdings, antwortete er, sei er mit den Fröhlichen fröhlich gewesen, jedoch nie über die Grenze; in solchen Fällen sei er gewöhnlich ernst geworden. Immer gearbeitet und geforscht und seinen Sinn auf Kunst und Wissenschaft gerichtet, das sei im allgemeinen seines Herrn fortwährende Richtung gewesen. Abends habe ihn der Herzog häufig besucht, und da hätten sie oft bis tief in die Nacht hinein über gelehrte Gegen-

stände gesprochen, so daß ihm oft Zeit und Weile lang geworden, und er oft gedacht habe, ob denn der Herzog noch nicht gehen wolle. „Und die Naturforschung", fügte er hinzu, „war schon damals seine Sache."

„Einst klingelte er mitten in der Nacht, und als ich zu ihm in die Kammer trete, hat er sein eisernes Rollbett vom untersten Ende der Kammer herauf bis ans Fenster gerollt und liegt und beobachtet den Himmel. ‚Hast du nichts am Himmel gesehen?' fragte er mich, und als ich dies verneinte: ‚So laufe einmal nach der Wache und frage den Posten, ob der nichts gesehen.' Ich lief hin, der Posten hatte aber nichts gesehen, welches ich meinem Herrn meldete, der noch ebenso lag und den Himmel unverwandt beobachtete. ‚Höre', sagte er dann zu mir, ‚wir sind in einem bedeutenden Moment; entweder wir haben in diesem Augenblick ein Erdbeben, oder wir bekommen eins.' Und nun mußte ich mich zu ihm aufs Bett setzen, und er demonstrierte mir, aus welchen Merkmalen er das abnehme."

Ich fragte den guten Alten, was es für Wetter gewesen.

„Es war sehr wolkig", sagte er, „und dabei regte sich kein Lüftchen, es war sehr still und schwül."

Ich fragte ihn, ob er denn Goethen jenen Ausspruch sogleich aufs Wort geglaubt habe.

„Ja", sagte er, „ich glaubte ihm aufs Wort; denn was er vorhersagte, war immer richtig. Am nächsten Tage", fuhr er fort, „erzählte mein Herr seine Beobachtungen bei Hofe, wobei eine Dame ihrer Nachbarin ins Ohr flüsterte: ‚Höre! Goethe schwärmt!' Der Herzog aber und die übrigen Männer glaubten an Goethe, und es wies sich auch bald aus, daß er recht gesehen; denn nach

einigen Wochen kam die Nachricht, daß in derſelbigen Nacht ein Teil von Meſſina durch ein Erdbeben zerſtört worden."

Freitag, den 14. November 1823.

Gegen Abend ſendete Goethe mir eine Einladung, ihn zu beſuchen. Humboldt ſei an Hof, und ich würde ihm daher um ſo willkommener ſein. Ich fand ihn noch wie vor einigen Tagen in ſeinem Lehnſtuhl ſitzend; er reichte mir freundlich die Hand, indem er mit himmliſcher Sanftmut einige Worte ſprach. Ein großer Ofenſchirm ſtand ihm zur Seite und gab ihm zugleich Schatten vor den Lichtern, die weiterhin auf dem Tiſche ſtanden. Auch der Herr Kanzler trat herein und geſellte ſich zu uns. Wir ſetzten uns in Goethes Nähe und führten leichte Geſpräche, damit er ſich nur zuhörend verhalten könnte. Bald kam auch der Arzt, Hofrat Rehbein. Er fand Goethes Puls, wie er ſich ausdrückte, ganz munter und leichtfertig, worüber wir uns freuten und Goethe einige Scherze machte. „Wenn nur der Schmerz von der Seite des Herzens weg wäre!" klagte er dann. Rehbein ſchlug vor, ihm ein Pflaſter dahin zu legen; wir ſprachen über die guten Wirkungen eines ſolchen Mittels, und Goethe ließ ſich dazu geneigt finden. Rehbein brachte das Geſpräch auf Marienbad, wodurch bei Goethe angenehme Erinnerungen erweckt zu werden ſchienen. Man machte Pläne, nächſten Sommer wieder hinzugehen, und bemerkte, daß auch der Großherzog nicht fehlen würde, durch welche Ausſichten Goethe in die heiterſte Stimmung verſetzt wurde. Auch ſprach man über Madame Szymanowska und gedachte der Tage, wo ſie hier war und die Männer ſich um ihre Gunſt bewarben.

Als Rehbein gegangen war, las der Kanzler die Indischen Gedichte. Goethe sprach derweilen mit mir über seine ‚Elegie' von Marienbad.

Um acht Uhr ging der Kanzler; ich wollte auch gehen, Goethe bat mich aber, noch ein wenig zu bleiben. Ich setzte mich wieder. Das Gespräch kam auf das Theater, und daß morgen der ‚Wallenstein' würde gegeben werden. Dies gab Gelegenheit, über Schiller zu reden.

„Es geht mir mit Schiller eigen", sagte ich; „einige Szenen seiner großen Theaterstücke lese ich mit wahrer Liebe und Bewunderung, dann aber komme ich auf Verstöße gegen die Wahrheit der Natur, und ich kann nicht weiter. Selbst mit dem ‚Wallenstein' geht es mir nicht anders. Ich kann nicht umhin zu glauben, daß Schillers philosophische Richtung seiner Poesie geschadet hat; denn durch sie kam er dahin, die Idee höher zu halten, als alle Natur, ja die Natur dadurch zu vernichten. Was er sich denken konnte, mußte geschehen, es mochte nun der Natur gemäß oder ihr zuwider sein."

„Es ist betrübend", sagte Goethe, „wenn man sieht, wie ein so außerordentlich begabter Mensch sich mit philosophischen Denkweisen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten. Humboldt hat mir Briefe mitgebracht, die Schiller in der unseligen Zeit jener Spekulationen an ihn geschrieben. Man sieht daraus, wie er sich damals mit der Intention plagte, die sentimentale Poesie von der naiven ganz frei zu machen. Aber nun konnte er für jene Dichtart keinen Boden finden, und dies brachte ihn in unsägliche Verwirrung. Und als ob", fügte Goethe lächelnd hinzu, „die sentimentale Poesie ohne einen naiven Grund, aus welchem sie gleichsam hervorwächst, nur irgend bestehen könnte!

„Es war nicht Schillers Sache", fuhr Goethe fort, „mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über jedes, was er tat, reflektieren; woher es auch kam, daß er über seine poetischen Vorsätze nicht unterlassen konnte, sehr viel hin- und herzureden, so daß er alle seine späteren Stücke Szene für Szene mit mir durchgesprochen hat.

„Dagegen war es ganz gegen meine Natur, über das, was ich von poetischen Plänen vorhatte, mit irgend jemandem zu reden, selbst nicht mit Schiller. Ich trug alles still mit mir herum, und niemand erfuhr in der Regel etwas, als bis es vollendet war. Als ich Schillern meinen ‚Hermann und Dorothea' fertig vorlegte, war er verwundert, denn ich hatte ihm vorher mit keiner Silbe gesagt, daß ich dergleichen vorhatte.

„Aber ich bin neugierig, was Sie morgen zum ‚Wallenstein' sagen werden! Sie werden große Gestalten sehen, und das Stück wird auf Sie einen Eindruck machen, wie Sie es sich wahrscheinlich nicht vermuten."

Sonnabend, den 15. November 1823.

Abends war ich im Theater, wo ich zum erstenmal den ‚Wallenstein' sah. Goethe hatte nicht zu viel gesagt; der Eindruck war groß und mein tiefstes Innere aufregend. Die Schauspieler, größtenteils noch aus der Zeit, wo Schiller und Goethe persönlich auf sie einwirkten, brachten mir ein Ensemble bedeutender Personen vor Augen, wie sie beim Lesen meiner Einbildungskraft nicht mit der Individualität erschienen waren, weshalb denn das Stück mit außerordentlicher Kraft an mir vorüberging und ich es sogar während der Nacht nicht aus dem Sinne brachte.

Abends bei Goethe. Er saß noch in seinem Lehnstuhl und schien ein wenig schwach. Seine erste Frage war nach dem ‚Wallenstein'. Ich gab ihm Rechenschaft von dem Eindruck, den das Stück von der Bühne herunter auf mich gemacht; er hörte es mit sichtbarer Freude.

Herr Soret kam, von Frau von Goethe hereingeführt, und blieb ein Stündchen, indem er im Auftrag des Großherzogs goldene Medaillen brachte, deren Vorzeigung und Besprechung Goethen eine angenehme Unterhaltung zu gewähren schien.

Frau von Goethe und Herr Soret gingen an Hof, und so war ich mit Goethe wieder allein gelassen.

Eingedenk seines Versprechens, mir seine ‚Elegie' von Marienbad zu einer passenden Stunde abermals zu zeigen, stand Goethe auf, stellte ein Licht auf seinen Schreibtisch und gab mir das Gedicht. Ich war glücklich, es abermals vor Augen zu haben. Goethe setzte sich wieder in Ruhe und überließ mich einer ungestörten Betrachtung.

Nachdem ich eine Weile gelesen, wollte ich ihm etwas darüber sagen; es kam mir aber vor, als ob er schlief. Ich benutzte daher den günstigen Augenblick und las es aber- und abermals und hatte dabei einen seltenen Genuß. Die jugendlichste Glut der Liebe, gemildert durch die sittliche Höhe des Geistes, das erschien mir im allgemeinen als des Gedichtes durchgreifender Charakter. Übrigens kam es mir vor, als seien die ausgesprochenen Gefühle stärker, als wir sie in anderen Gedichten Goethes anzutreffen gewohnt sind, und ich schloß daraus auf einen Einfluß von Byron, welches Goethe auch nicht ablehnte.

„Sie sehen das Produkt eines höchst leidenschaftlichen

Zuſtandes", fügte er hinzu; „als ich darin befangen war, hätte ich ihn um alles in der Welt nicht entbehren mögen, und jetzt möchte ich um keinen Preis wieder hineingeraten.

„Ich ſchrieb das Gedicht, unmittelbar als ich von Marienbad abreiſte und ich mich noch im vollen friſchen Gefühle des Erlebten befand. Morgens acht Uhr auf der erſten Station ſchrieb ich die erſte Strophe, und ſo dichtete ich im Wagen fort und ſchrieb von Station zu Station das im Gedächtnis Gefaßte nieder, ſo daß es abends fertig auf dem Papiere ſtand. Es hat daher eine gewiſſe Unmittelbarkeit und iſt wie aus einem Guſſe, welches dem Ganzen zugute kommen mag."

„Zugleich", ſagte ich, „hat es in ſeiner ganzen Art viel Eigentümliches, ſo daß es an keins Ihrer anderen Gedichte erinnert."

„Das mag daher kommen", ſagte Goethe, „ich ſetzte auf die Gegenwart, ſo wie man eine bedeutende Summe auf eine Karte ſetzt, und ſuchte ſie ohne Übertreibung ſo hoch zu ſteigern als möglich."

Dieſe Äußerung erſchien mir ſehr wichtig, indem ſie Goethes Verfahren ans Licht ſetzt und uns ſeine allgemein bewunderte Mannigfaltigkeit erklärlich macht.

Es war indes gegen neun Uhr geworden; Goethe bat mich, ſeinen Bedienten Stadelmann zu rufen, welches ich tat.

Er ließ ſich darauf von dieſem das verordnete Pflaſter auf die Bruſt zur Seite des Herzens legen. Ich ſtellte mich derweil ans Fenſter. Hinter meinem Rücken hörte ich nun, wie er gegen Stadelmann klagte, daß ſein Übel ſich gar nicht beſſern wolle, und daß es einen bleibenden Charakter annehme. Als die Operation vorbei war,

ſetzte ich mich noch ein wenig zu ihm. Er klagte nun auch gegen mich, daß er ſeit einigen Nächten gar nicht geſchlafen habe, und daß auch zum Eſſen gar keine Neigung vorhanden. „Der Winter geht nun ſo hin“, ſagte er, „ich kann nichts tun, ich kann nichts zuſammenbringen, der Geiſt hat gar keine Kraft.“ Ich ſuchte ihn zu beruhigen, indem ich ihn bat, nur nicht ſo viel an ſeine Arbeiten zu denken, und daß ja dieſer Zuſtand hoffentlich bald vorübergehen werde. „Ach“, ſagte er darauf, „ungeduldig bin ich auch nicht, ich habe ſchon zu viel ſolcher Zuſtände durchlebt und habe ſchon gelernt zu leiden und zu dulden.“ Er ſaß in einem Schlafrock von weißem Flanell, über ſeine Knie und Füße eine wollene Decke gelegt und gewickelt. „Ich werde gar nicht zu Bette gehen“, ſagte er, „ich werde ſo auf meinem Stuhl die Nacht ſitzen bleiben, denn zum rechten Schlaf komme ich doch nicht.“

Es war indes Zeit geworden, er reichte mir ſeine liebe Hand, und ich ging.

Als ich unten in das Bedientenzimmer trat, um meinen Mantel zu nehmen, fand ich Stadelmann ſehr beſtürzt. Er ſagte, er habe ſich über ſeinen Herrn erſchrocken; wenn er klage, ſo ſei das ein ſchlimmes Zeichen. Auch wären die Füße plötzlich ganz dünn geworden, die bisher ein wenig geſchwollen geweſen. Er wolle morgen in aller Frühe zum Arzt gehen, um ihm die ſchlimmen Zeichen zu melden. Ich ſuchte ihn zu beruhigen, allein er ließ ſich ſeine Furcht nicht ausreden.

Montag, den 17. November 1823.

Als ich dieſen Abend ins Theater kam, drängten viele Perſonen ſich mir entgegen und erkundigten ſich ſehr ängſt-

lich nach Goethes Befinden. Sein Zustand mußte sich in der Stadt schnell verbreitet haben und vielleicht ärger gemacht worden sein, als er wirklich war. Einige sagten mir, er habe die Brustwassersucht. Ich war betrübt den ganzen Abend.

Mittwoch, den 19. November 1823.

Gestern ging ich in Sorgen umher. Es ward außer seiner Familie niemand zu ihm gelassen.

Heute gegen Abend ging ich hin und wurde auch angenommen. Ich fand ihn noch in seinem Lehnstuhl sitzen, er schien dem Äußern nach noch ganz wie ich ihn am Sonntag verlassen, doch war er heiteren Geistes.

Wir sprachen besonders über Zauper und die sehr ungleichen Wirkungen, die aus dem Studium der Literatur der Alten hervorgehen.

Freitag, den 21. November 1823.

Goethe ließ mich rufen. Ich fand ihn zu meiner großen Freude wieder auf, und in seinem Zimmer umhergehen. Er gab mir ein kleines Buch: ‚Ghaselen' des Grafen Platen. „Ich hatte mir vorgenommen", sagte er, „in ‚Kunst und Altertum' etwas darüber zu sagen, denn die Gedichte verdienen es. Mein Zustand läßt mich aber zu nichts kommen. Sehen Sie doch zu, ob es Ihnen gelingen will, einzudringen und den Gedichten etwas abzugewinnen."

Ich versprach, mich daran zu versuchen.

„Es ist bei den ‚Ghaselen' das Eigentümliche", fuhr Goethe fort, „daß sie eine große Fülle von Gehalt verlangen; der stets wiederkehrende gleiche Reim will immer einen Vorrat ähnlicher Gedanken bereit finden. Deshalb

gelingen ſie nicht jedem; dieſe aber werden Ihnen gefallen.“ Der Arzt trat herein, und ich ging.

Montag, den 24. November 1823.

Sonnabend und Sonntag ſtudierte ich die Gedichte. Dieſen Morgen ſchrieb ich meine Anſicht darüber und ſchickte ſie Goethen zu, denn ich hatte erfahren, daß er ſeit einigen Tagen niemand vor ſich laſſe, indem der Arzt ihm alles Reden verboten.

Heute gegen Abend ließ er mich dennoch rufen. Als ich zu ihm hineintrat, fand ich einen Stuhl bereits in ſeine Nähe geſetzt; er reichte mir ſeine Hand entgegen und war äußerſt liebevoll und gut. Er fing ſogleich an, über meine kleine Rezenſion zu reden. „Ich habe mich ſehr darüber gefreut“, ſagte er, „Sie haben eine ſchöne Gabe. Ich will Ihnen etwas ſagen“, fuhr er dann fort, „wenn Ihnen vielleicht von andern Orten her literariſche Anträge gemacht werden ſollten, ſo lehnen Sie ſolche ab oder ſagen es mir wenigſtens zuvor; denn da Sie einmal mit mir verbunden ſind, ſo möchte ich nicht gern, daß Sie auch zu anderen ein Verhältnis hätten.“

Ich antwortete, daß ich mich bloß zu ihm halten wolle, und daß es mir auch vorderhand um anderweitige Verbindungen durchaus nicht zu tun ſei.

Das war ihm lieb, und er ſagte darauf, daß wir dieſen Winter noch manche hübſche Arbeit miteinander machen wollten.

Wir kamen dann auf die ‚Ghaſelen‘ ſelbſt zu ſprechen, und Goethe freute ſich über die Vollendung dieſer Gedichte und daß unſere neueſte Literatur doch manches Tüchtige hervorbringe.

„Ihnen", fuhr er dann fort, „möchte ich unsere neuesten Talente zu einem besonderen Studium und Augenmerk empfehlen. Ich möchte, daß Sie sich von allem, was in unserer Literatur Bedeutendes hervortritt, in Kenntnis setzten und mir das Verdienstliche vor Augen brächten, damit wir in den Heften von ‚Kunst und Altertum' darüber reden und das Gute, Edle und Tüchtige mit Anerkennung erwähnen könnten. Denn mit dem besten Willen komme ich bei meinem hohen Alter und bei meinen tausendfachen Obliegenheiten ohne anderweitige Hilfe nicht dazu."

Ich versprach dieses zu tun, indem ich mich zugleich freute zu sehen, daß unsere neuesten Schriftsteller und Dichter Goethen mehr am Herzen liegen, als ich mir gedacht hatte.

Die Tage darauf sendete Goethe mir die neuesten literarischen Tagesblätter zu dem besprochenen Zwecke. Ich ging einige Tage nicht zu ihm und ward auch nicht gerufen. Ich hörte, sein Freund Zelter sei gekommen, ihn zu besuchen.

Montag, den 1. Dezember 1823.

Heute ward ich bei Goethe zu Tisch geladen. Ich fand Zelter bei ihm sitzen, als ich hereintrat. Sie kamen mir einige Schritte entgegen und gaben mir die Hände. „Hier", sagte Goethe, „haben wir meinen Freund Zelter. Sie machen an ihm eine gute Bekanntschaft; ich werde Sie bald einmal nach Berlin schicken, da sollen Sie denn von ihm auf das beste gepflegt werden." — „In Berlin mag es gut sein", sagte ich. „Ja", sagte Zelter lachend, „es läßt sich darin viel lernen und verlernen."

Wir setzten uns und führten allerlei Gespräche. Ich fragte nach Schubarth. „Er besucht mich wenigstens alle acht Tage", sagte Zelter. „Er hat sich verheiratet, ist aber ohne Anstellung, weil er es in Berlin mit den Philologen verdorben."

Zelter fragte mich darauf, ob ich Immermann kenne. „Seinen Namen", sagte ich, „habe ich bereits sehr oft nennen hören, doch von seinen Schriften kenne ich bis jetzt nichts." „Ich habe seine Bekanntschaft zu Münster gemacht", sagte Zelter; „es ist ein sehr hoffnungsvoller junger Mann, und es wäre ihm zu wünschen, daß seine Anstellung ihm für seine Kunst mehr Zeit ließe." Goethe lobte gleichfalls sein Talent. „Wir wollen sehen", sagte er, „wie er sich entwickelt; ob er sich bequemen mag, seinen Geschmack zu reinigen und hinsichtlich der Form die anerkannt besten Muster zur Richtschnur zu nehmen. Sein originelles Streben hat zwar sein Gutes, allein es führt gar zu leicht in die Irre."

Der kleine Walter kam gesprungen und machte sich an Zelter und seinen Großpapa mit vielen Fragen. „Wenn du kommst, unruhiger Geist", sagte Goethe, „so verdirbst du gleich jedes Gespräch." Übrigens liebte er den Knaben und war unermüdet, ihm alles zu Willen zu tun.

Frau von Goethe und Fräulein Ulrike traten herein; auch der junge Goethe in Uniform und Degen, um an Hof zu gehen. Wir setzten uns zu Tisch. Fräulein Ulrike und Zelter waren besonders munter und neckten sich auf die anmutigste Weise während der ganzen Tafel. Zelters Person und Gegenwart tat mir sehr wohl. Er war als ein glücklicher gesunder Mensch immer ganz dem Augenblick hingegeben, und es fehlte ihm nie am rechten Wort. Dabei war er voller Gutmütigkeit und Behagen

und ſo ungeniert, daß er alles herausſagen mochte und mitunter ſogar ſehr Derbes. Seine eigene geiſtige Freiheit teilte ſich mit, ſo daß alle beengende Rückſicht in ſeiner Nähe ſehr bald wegfiel. Ich tat im ſtillen den Wunſch, eine Zeitlang mit ihm zu leben, und bin gewiß, es würde mir gut tun.

Bald nach Tiſch ging Zelter. Auf den Abend war er zur Großfürſtin gebeten.

Donnerstag, den 4. Dezember 1823.

Dieſen Morgen brachte mir Sekretär Kräuter eine Einladung bei Goethe zu Tiſch. Dabei gab er mir von Goethe den Wink, Zeltern doch ein Exemplar meiner ‚Beiträge zur Poeſie‘ zu verehren. Ich tat ſo und brachte es ihm ins Wirtshaus. Zelter gab mir dagegen die ‚Gedichte‘ von Immermann. „Ich ſchenkte das Exemplar Ihnen gerne“, ſagte er; „allein Sie ſehen, der Verfaſſer hat es mir zugeſchrieben, und ſo iſt es mir ein wertes Andenken, das ich behalten muß.“

Ich machte darauf mit Zelter vor Tiſch einen Spaziergang durch den Park nach Oberweimar. Bei manchen Stellen erinnerte er ſich früherer Zeiten und erzählte mir dabei viel von Schiller, Wieland und Herder, mit denen er ſehr befreundet geweſen, was er als einen hohen Gewinn ſeines Lebens ſchätzte.

Er ſprach darauf viel über Kompoſition und rezitierte dabei mehrere Lieder von Goethe. „Wenn ich ein Gedicht komponieren will“, ſagte er, „ſo ſuche ich zuvor in den Wortverſtand einzudringen und mir die Situation lebendig zu machen. Ich leſe es mir dann laut vor, bis ich es auswendig weiß, und ſo, indem ich es mir immer einmal wieder rezitiere, kommt die Melodie von ſelber.“

Wind und Regen nötigten uns, früher zurückzugehen, als wir gerne wollten. Ich begleitete ihn bis vor Goethes Haus, wo er zu Frau von Goethe hinaufging, um mit ihr vor Tiſch noch einiges zu ſingen.

Darauf um zwei Uhr kam ich zu Tiſch. Ich fand Zelter bereits bei Goethe ſitzen und Kupferſtiche italieniſcher Gegenden betrachten. Frau von Goethe trat herein, und wir gingen zu Tiſche. Fräulein Ulrike war heute abweſend, desgleichen der junge Goethe, welcher bloß hereinkam, um guten Tag zu ſagen, und dann wieder an Hof ging.

Die Tiſchgeſpräche waren heute beſonders mannigfaltig. Sehr viel originelle Anekdoten wurden erzählt, ſowohl von Zelter als Goethe, welche alle dahin gingen, die Eigenſchaften ihres gemeinſchaftlichen Freundes Friedrich Auguſt Wolf zu Berlin ins Licht zu ſetzen. Dann ward über die Nibelungen viel geſprochen, dann über Lord Byron und ſeinen zu hoffenden Beſuch in Weimar, woran Frau von Goethe beſonders teilnahm. Das Rochusfeſt zu Bingen war ferner ein ſehr heiterer Gegenſtand, wobei Zelter ſich beſonders zweier ſchöner Mädchen erinnerte, deren Liebenswürdigkeit ſich ihm tief eingeprägt hatte und deren Andenken ihn noch heute zu beglücken ſchien. Das geſellige Lied ‚Kriegsglück‘ von Goethe ward darauf ſehr heiter beſprochen. Zelter war unerſchöpflich in Anekdoten von bleſſierten Soldaten und ſchönen Frauen, welche alle dahin gingen, um die Wahrheit des Gedichtes zu beweiſen. Goethe ſelber ſagte, er habe nach ſolchen Realitäten nicht weit zu gehen brauchen, er habe alles in Weimar perſönlich erlebt. Frau von Goethe aber hielt immerwährend ein heiteres Widerſpiel, indem ſie nicht zugeben wollte, daß die Frauen ſo wären, als das ‚garſtige‘ Gedicht ſie ſchildere.

Und so vergingen denn auch heute die Stunden bei Tisch sehr angenehm.

Als ich darauf später mit Goethe allein war, fragte er mich über Zelter. „Nun", sagte er, „wie gefällt er Ihnen?" Ich sprach über das durchaus Wohltätige seiner Persönlichkeit. „Er kann", fügte Goethe hinzu, „bei der ersten Bekanntschaft etwas sehr derb, ja mitunter sogar etwas roh erscheinen. Allein das ist nur äußerlich. Ich kenne kaum jemand, der zugleich so zart wäre wie Zelter. Und dabei muß man nicht vergessen, daß er über ein halbes Jahrhundert in Berlin zugebracht hat. Es lebt aber, wie ich an allem merke, dort ein so verwegener Menschenschlag beisammen, daß man mit der Delikatesse nicht weit reicht, sondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob sein muß, um sich über Wasser zu halten."

Mittwoch, den 31. Dezember 1823.

Bei Goethe zu Tisch, in mancherlei Gesprächen. Er zeigte mir ein Portefeuille mit Handzeichnungen, unter denen besonders die Anfänge von Heinrich Füßli merkwürdig.

Wir sprachen sodann über religiöse Dinge und den Mißbrauch des göttlichen Namens.

„Die Leute traktieren ihn", sagte Goethe, „als wäre das unbegreifliche, gar nicht auszudenkende höchste Wesen nicht viel mehr als ihresgleichen. Sie würden sonst nicht sagen: der Herr Gott, der liebe Gott, der gute Gott. Er wird ihnen, besonders den Geistlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie sich auch gar nichts denken. Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen".

Freitag, den 2. Januar 1824.

Bei Goethe zu Tiſch, in heiteren Geſprächen. Eine junge Schönheit der weimariſchen Geſellſchaft kam zur Erwähnung, wobei einer der Anweſenden bemerkte, daß er faſt auf dem Punkte ſtehe ſie zu lieben, obgleich ihr Verſtand nicht eben glänzend zu nennen.

„Pah!“ ſagte Goethe lachend, „als ob die Liebe etwas mit dem Verſtande zu tun hätte! Wir lieben an einem jungen Frauenzimmer ganz andere Dinge als den Verſtand. Wir lieben an ihr das Schöne, das Jugendliche, das Neckiſche, das Zutrauliche, den Charakter, ihre Fehler, ihre Kapricen, und Gott weiß was alles Unausſprechliche ſonſt; aber wir lieben nicht ihren Verſtand. Ihren Verſtand *achten* wir, wenn er glänzend iſt, und ein Mädchen kann dadurch in unſern Augen unendlich an Wert gewinnen.“ Auch mag der Verſtand gut ſein, uns zu feſſeln, wenn wir bereits lieben; allein der Verſtand iſt nicht dasjenige, was fähig wäre, uns zu entzünden und eine Leidenſchaft zu erwecken.“

Man fand an Goethes Worten viel Wahres und Überzeugendes und war ſehr bereit, den Gegenſtand ebenfalls von dieſer Seite zu betrachten.

Nach Tiſche und als die übrigen gegangen waren, blieb ich bei Goethe ſitzen und verhandelte mit ihm noch mancherlei Gutes.

Wir ſprachen über die engliſche Literatur, über die Größe Shakeſpeares, und welch einen ungünſtigen Stand alle engliſchen dramatiſchen Schriftſteller gehabt, die *nach* jenem poetiſchen Rieſen gekommen.

„Ein dramatiſches Talent“, fuhr Goethe fort, „wenn es bedeutend war, konnte nicht umhin von Shakeſpeare

Notiz zu nehmen, ja es konnte nicht umhin ihn zu studieren. Studierte es ihn aber, so mußte ihm bewußt werden, daß Shakespeare die ganze Menschennatur nach allen Richtungen hin und in allen Tiefen und Höhen bereits erschöpft habe, und daß im Grunde für ihn, den Nachkömmling, nichts mehr zu tun übrigbleibe. Und woher hätte einer den Mut nehmen sollen, nur die Feder anzusetzen, wenn er sich solcher bereits vorhandener unergründlicher und unerreichbarer Vortrefflichkeiten in ernster anerkennender Seele bewußt war!

„Da hatte ich es freilich vor fünfzig Jahren in meinem lieben Deutschland besser. Ich konnte mich sehr bald mit dem Vorhandenen abfinden, es konnte mir nicht lange imponieren und mich nicht sehr aufhalten. Ich ließ die deutsche Literatur und das Studium derselben sehr bald hinter mir und wendete mich zum Leben und zur Produktion. So nach und nach vorschreitend, ging ich in meiner natürlichen Entwickelung fort und bildete mich nach und nach zu den Produktionen heran, die mir von Epoche zu Epoche gelangen. Und meine Idee vom Vortrefflichen war auf jeder meiner Lebens- und Entwickelungsstufen nie viel größer, als was ich auch auf jeder Stufe zu machen imstande war. Wäre ich aber als Engländer geboren, und wären alle jene vielfältigen Meisterwerke bei meinem ersten jugendlichen Erwachen mit all ihrer Gewalt auf mich eingedrungen, es hätte mich überwältigt, und ich hätte nicht gewußt, was ich hätte tun wollen. Ich hätte nicht so leichten, frischen Mutes vorschreiten können, sondern mich sicher erst lange besinnen und umsehen müssen, um irgendwo einen neuen Ausweg zu finden."

Ich lenkte das Gespräch auf Shakespeare zurück. „Wenn

man ihn", sagte ich, „aus der englischen Literatur gewissermaßen herausreißt und als einen einzelnen nach Deutschland versetzt und betrachtet, so kann man nicht umhin seine riesenhafte Größe als ein Wunder anzustaunen. Sucht man ihn aber in seiner Heimat auf, versetzt man sich auf den Boden seines Landes und in die Atmosphäre des Jahrhunderts, in dem er lebte, studiert man ferner seine Mitlebenden und unmittelbaren Nachfolger, atmet man die Kraft, die uns aus Ben Jonson, Massinger, Marlow und Beaumont und Fletcher anweht, so bleibt zwar Shakespeare immer noch eine gewaltig hervorragende Größe, aber man kommt doch zu der Überzeugung, daß viele Wunder seines Geistes einigermaßen zugänglich werden, und daß vieles von ihm in der kräftigen produktiven Luft seines Jahrhunderts und seiner Zeit lag."

„Sie haben vollkommen recht", erwiderte Goethe. „Es ist mit Shakespeare wie mit den Gebirgen der Schweiz. Verpflanzen Sie den Montblanc unmittelbar in die große Ebene der Lüneburger Heide, und Sie werden vor Erstaunen über seine Größe keine Worte finden. Besuchen Sie ihn aber in seiner riesigen Heimat, kommen Sie zu ihm über seine großen Nachbarn: die Jungfrau, das Finsteraarhorn, den Eiger, das Wetterhorn, den Gotthard und Monte Rosa, so wird zwar der Montblanc immer ein Riese bleiben, allein er wird uns nicht mehr in ein solches Erstaunen setzen.

„Wer übrigens nicht glauben will", fuhr Goethe fort, „daß vieles von der Größe Shakespeares seiner großen kräftigen Zeit angehört, der stelle sich nur die Frage, ob er denn eine solche staunenerregende Erscheinung in dem heutigen England von 1824, in diesen schlechten Tagen

kritisierender und zersplitternder Journale für möglich halte.

„Jenes ungestörte, unschuldige, nachtwandlerische Schaffen, wodurch allein etwas Großes gedeihen kann, ist gar nicht mehr möglich. Unsere jetzigen Talente liegen alle auf dem Präsentierteller der Öffentlichkeit. Die täglich an fünfzig verschiedenen Orten erscheinenden kritischen Blätter und der dadurch im Publikum bewirkte Klatsch lassen nichts Gesundes aufkommen. Wer sich heutzutage nicht ganz davon zurückhält und sich nicht mit Gewalt isoliert, ist verloren. Es kommt zwar durch das schlechte, größtenteils negative ästhetisierende und kritisierende Zeitungswesen eine Art Halbkultur in die Massen, allein dem hervorbringenden Talent ist es ein böser Nebel, ein fallendes Gift, das den Baum seiner Schöpfungskraft zerstört vom grünen Schmuck der Blätter bis in das tiefste Mark und die verborgenste Faser.

„Und dann, wie zahm und schwach ist seit den lumpigen paar hundert Jahren nicht das Leben selber geworden! Wo kommt uns noch eine originelle Natur unverhüllt entgegen! Und wo hat einer die Kraft, wahr zu sein und sich zu zeigen wie er ist! Das wirkt aber zurück auf den Poeten, der alles in sich selber finden soll, während von außen ihn alles im Stich läßt."

Das Gespräch wendete sich auf den ‚Werther'. „Das ist auch so ein Geschöpf", sagte Goethe, „das ich gleich dem Pelikan mit dem Blute meines eigenen Herzens gefüttert habe. Es ist darin so viel Innerliches aus meiner eigenen Brust, so viel von Empfindungen und Gedanken, um damit wohl einen Roman von zehn solcher Bändchen auszustatten. Übrigens habe ich das Buch, wie ich schon öfter gesagt, seit seinem Erscheinen nur

ein einziges Mal wieder gelesen und mich gehütet, es abermals zu tun. Es sind lauter Brandraketen! Es wird mir unheimlich dabei, und ich fürchte den pathologischen Zustand wieder durchzuempfinden, aus dem es hervorging."

Ich erinnerte an sein Gespräch mit Napoleon, das ich aus der Skizze kenne, die unter seinen ungedruckten Papieren vorhanden und die ich ihn wiederholt ersucht habe weiter auszuführen. ‚Napoleon', sagte ich, „bezeichnet gegen Sie im ‚Werther' eine Stelle, die ihm einer scharfen Prüfung gegenüber nicht Stich zu halten scheint, welches Sie ihm auch zugeben. Ich möchte sehr gern wissen, welche Stelle er gemeint hat." — „Raten Sie!" sagte Goethe mit einem geheimnisvollen Lächeln. — „Nun", sagte ich, „ich dächte fast, es wäre die, wo Lotte Werthern die Pistolen schickt, ohne gegen Albert ein Wort zu sagen und ohne ihm ihre Ahnungen und Befürchtungen mitzuteilen. Sie haben sich zwar alle Mühe gegeben, dieses Schweigen zu motivieren, allein es scheint doch alles gegen die dringende Notwendigkeit, wo es das Leben des Freundes galt, nicht Stich zu halten." — „Ihre Bemerkung", erwiderte Goethe, „ist freilich nicht schlecht. Ob aber Napoleon dieselbe Stelle gemeint hat oder eine andere, halte ich für gut nicht zu verraten. Aber wie gesagt, Ihre Beobachtung ist ebenso richtig wie die seinige."

Ich brachte zur Erwähnung, ob denn die große Wirkung, die der ‚Werther' bei seinem Erscheinen gemacht, wirklich in der Zeit gelegen. „Ich kann mich", sagte ich, „nicht zu dieser allgemein verbreiteten Ansicht bekennen. Der ‚Werther' hat Epoche gemacht, weil er erschien, nicht weil er in einer gewissen Zeit erschien. Es

liegt in jeder Zeit so viel unausgesprochenes Leiden, so viel heimliche Unzufriedenheit und Lebensüberdruß, und in einzelnen Menschen so viele Mißverhältnisse zur Welt, so viele Konflikte ihrer Natur mit bürgerlichen Einrichtungen, daß der ‚Werther' Epoche machen würde und wenn er erst heute erschiene."

„Sie haben wohl recht", erwiderte Goethe, „weshalb denn auch das Buch auf ein gewisses Jünglingsalter noch heute wirkt wie damals. Auch hätte ich kaum nötig gehabt, meinen eigenen jugendlichen Trübsinn aus allgemeinen Einflüssen meiner Zeit und aus der Lektüre einzelner englischer Autoren herzuleiten. Es waren vielmehr individuelle, naheliegende Verhältnisse, die mir auf die Nägel brannten und mir zu schaffen machten, und die mich in jenen Gemütszustand brachten, aus dem der ‚Werther' hervorging. Ich hatte gelebt, geliebt und sehr viel gelitten! Das war es.

„Die vielbesprochene Wertherzeit gehört, wenn man es näher betrachtet, freilich nicht dem Gange der Weltkultur an, sondern dem Lebensgange jedes einzelnen, der mit angeborenem freien Natursinn sich in die beschränkenden Formen einer veralteten Welt finden und schicken lernen soll. Gehindertes Glück, gehemmte Tätigkeit, unbefriedigte Wünsche sind nicht Gebrechen einer besonderen Zeit, sondern jedes einzelnen Menschen, und es müßte schlimm sein, wenn nicht jeder einmal in seinem Leben eine Epoche haben sollte, wo ihm der ‚Werther' käme, als wäre er bloß für ihn geschrieben."

Sonntag, den 4. Januar 1824.

Heute nach Tische ging Goethe mit mir das Portefeuille von Rafael durch. Er beschäftigt sich mit Rafael

sehr oft, um sich immerfort im Verkehr mit dem Besten zu erhalten und sich immerfort zu üben, die Gedanken eines hohen Menschen nachzudenken. Dabei macht es ihm Freude, mich in ähnliche Dinge einzuführen.

Hernach sprachen wir über den ‚Divan', besonders über das ‚Buch des Unmuts', worin manches ausgeschüttet, was er gegen seine Feinde auf dem Herzen hatte.

„Ich habe mich übrigens sehr mäßig gehalten", fügte er hinzu; „wenn ich alles hätte aussprechen wollen, was mich wurmte und mir zu schaffen machte, so hätten die wenigen Seiten wohl zu einem ganzen Bande anwachsen können.

„Man war im Grunde nie mit mir zufrieden und wollte mich immer anders, als es Gott gefallen hatte mich zu machen. Auch war man selten mit dem zufrieden, was ich hervorbrachte. Wenn ich mich Jahr und Tag mit ganzer Seele abgemüht hatte, der Welt mit einem neuen Werke etwas zuliebe zu tun, so verlangte sie, daß ich mich noch obendrein bei ihr bedanken sollte, daß sie es nur erträglich fand. Lobte man mich, so sollte ich das nicht in freudigem Selbstgefühl als einen schuldigen Tribut hinnehmen, sondern man erwartete von mir irgendeine ablehnende bescheidene Phrase, worin ich demütig den völligen Unwert meiner Person und meines Werkes an den Tag lege. Das aber widerstrebte meiner Natur, und ich hätte müssen ein elender Lump sein, wenn ich so hätte heucheln und lügen wollen. Da ich nun aber stark genug war, mich in ganzer Wahrheit so zu zeigen, wie ich fühlte, so galt ich für stolz und gelte noch so bis auf den heutigen Tag.

„In religiösen Dingen, in wissenschaftlichen und politischen, überall machte es mir zu schaffen, daß ich nicht

heuchelte, und daß ich den Mut hatte, mich auszusprechen wie ich empfand.

„Ich glaubte an Gott und die Natur und an den Sieg des Edeln über das Schlechte; aber das war den frommen Seelen nicht genug, ich sollte auch glauben, daß Drei Eins sei und Eins Drei; das aber widerstrebte dem Wahrheitsgefühl meiner Seele; auch sah ich nicht ein, daß mir damit auch nur im mindesten wäre geholfen gewesen.

„Ferner bekam es mir schlecht, daß ich einsah, die Newtonsche Lehre vom Licht und der Farbe sei ein Irrtum, und daß ich den Mut hatte, dem allgemeinen Credo zu widersprechen. Ich erkannte das Licht in seiner Reinheit und Wahrheit, und ich hielt es meines Amtes, dafür zu streiten. Jene Partei aber trachtete in allem Ernst, das Licht zu verfinstern, denn sie behauptete: das Schattige sei ein Teil des Lichtes. Es klingt absurd, wenn ich es so ausspreche, aber doch ist es so. Denn man sagte: die Farben, welche doch ein Schattiges und Durchschattetes sind, seien das Licht selber, oder, was auf eins hinauskommt, sie seien des Lichtes bald so und bald so gebrochene Strahlen."

Goethe schwieg, während auf seinem bedeutenden Gesicht ein ironisches Lächeln verbreitet war. Er fuhr fort:

„Und nun gar in politischen Dingen! Was ich da für Not und was ich da zu leiden gehabt, mag ich gar nicht sagen. Kennen Sie meine ‚Aufgeregten'?"

„Erst gestern", erwiderte ich, „habe ich wegen der neuen Ausgabe Ihrer Werke das Stück gelesen und von Herzen bedauert, daß es unvollendet geblieben. Aber wie es auch ist, so wird sich jeder Wohldenkende zu Ihrer Gesinnung bekennen."

„Ich ſchrieb es zur Zeit der franzöſiſchen Revolution“, fuhr Goethe fort, „und man kann es gewiſſermaßen als mein politiſches Glaubensbekenntnis jener Zeit anſehen. Als Repräſentanten des Adels hatte ich die Gräfin hingeſtellt und mit den Worten, die ich ihr in den Mund gelegt, ausgeſprochen, wie der Adel eigentlich denken ſoll. Die Gräfin kommt ſoeben aus Paris zurück, ſie iſt dort Zeuge der revolutionären Vorgänge geweſen und hat daraus für ſich ſelbſt keine ſchlechte Lehre gezogen. Sie hat ſich überzeugt, daß das Volk wohl zu drücken, aber nicht zu unterdrücken iſt, und daß die revolutionären Aufſtände der unteren Klaſſen eine Folge der Ungerechtigkeit der Großen ſind. Jede Handlung, die mir unbillig ſcheint, ſagt ſie, will ich künftig ſtreng vermeiden, auch werde ich über ſolche Handlungen anderer in der Geſellſchaft und bei Hofe meine Meinung laut ſagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr ſchweigen und wenn ich auch unter dem Namen einer Demokratin verſchrieen werden ſollte!

„Ich dächte“, fuhr Goethe fort, „dieſe Geſinnung wäre durchaus reſpektabel. Sie war damals die meinige und iſt es noch jetzt. Zum Lohne dafür aber belegte man mich mit allerlei Titeln, die ich nicht wiederholen mag.“

„Man braucht nur den ‚Egmont‘ zu leſen“, verſetzte ich, „um zu erfahren, wie Sie denken. Ich kenne kein deutſches Stück, wo der Freiheit des Volkes mehr das Wort geredet würde, als in dieſem.“

„Man beliebt einmal“, erwiderte Goethe, „mich nicht ſo ſehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der, unter uns, weit mehr ein Ariſtokrat war als ich, der aber weit mehr

bedachte, was er ſagte, als ich, das merkwürdige Glück, als beſonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröſte mich damit, daß es anderen vor mir nicht beſſer gegangen.

„Es iſt wahr, ich konnte kein Freund der franzöſiſchen Revolution ſein, denn ihre Greuel ſtanden mir zu nahe und empörten mich täglich und ſtündlich, während ihre wohltätigen Folgen damals noch nicht zu erſehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei ſein, daß man in Deutſchland künſtlicherweiſe ähnliche Szenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Notwendigkeit waren.

„Ebenſo wenig aber war ich ein Freund herriſcher Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des Volkes iſt, ſondern der Regierung. Revolutionen ſind ganz unmöglich, ſobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach ſind, ſo daß ſie ihnen durch zeitgemäße Verbeſſerungen entgegenkommen und ſich nicht ſo lange ſträuben, bis das Notwendige von unten her erzwungen wird.

„Weil ich nun aber die Revolutionen haßte, ſo nannte man mich einen Freund des Beſtehenden. Das iſt aber ein ſehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn das Beſtehende alles vortrefflich, gut und gerecht wäre, ſo hätte ich gar nichts dawider. Da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes beſteht, ſo heißt ein Freund des Beſtehenden oft nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten.

„Die Zeit aber iſt in ewigem Fortſchreiten begriffen, und die menſchlichen Dinge haben alle fünfzig Jahre

eine andere Gestalt, so daß eine Einrichtung, die im Jahre 1800 eine Vollkommenheit war, schon im Jahre 1850 vielleicht ein Gebrechen ist.

„Und wiederum ist für eine Nation nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen, ohne Nachäffung einer anderen. Denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohltätige Nahrung sein kann, erweist sich vielleicht für ein anderes als Gift. Alle Versuche, irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfnis nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher töricht und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfnis zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm und sie gelingt. Er war sichtbar mit Christus und seinen ersten Anhängern, denn die Erscheinung der neuen Lehre der Liebe war den Völkern ein Bedürfnis; er war ebenso sichtbar mit Luther, denn die Reinigung jener durch Pfaffenwesen verunstalteten Lehre war es nicht weniger. Beide genannten großen Kräfte aber waren nicht Freunde des Bestehenden; vielmehr waren beide lebhaft durchdrungen, daß der alte Sauerteig ausgekehrt werden müsse, und daß es nicht ferner im Unwahren, Ungerechten und Mangelhaften so fortgehen und bleiben könne."

Dienstag, den 27. Januar 1824.

Goethe sprach mit mir über die Fortsetzung seiner Lebensgeschichte, mit deren Ausarbeitung er sich gegenwärtig beschäftigt. Es kam zur Erwähnung, daß diese Epoche seines spätern Lebens nicht die Ausführlichkeit

des Details haben könne wie die Jugendepoche von ‚Wahrheit und Dichtung'.

„Ich muß", sagte Goethe, „diese spätern Jahre mehr als Annalen behandeln; es kann darin weniger mein Leben als meine Tätigkeit zur Erscheinung kommen. Überhaupt ist die bedeutendste Epoche eines Individuums die der Entwickelung, welche sich in meinem Fall mit den ausführlichen Bänden von ‚Wahrheit und Dichtung' abschließt. Später beginnt der Konflikt mit der Welt, und dieser hat nur insofern Interesse, als etwas dabei herauskommt.

„Und dann, das Leben eines deutschen Gelehrten, was ist es? Was in meinem Falle daran etwa Gutes sein möchte, ist nicht mitzuteilen, und das Mitteilbare ist nicht der Mühe wert. Und wo sind denn die Zuhörer, denen man mit einigem Behagen erzählen möchte?

„Wenn ich auf mein früheres und mittleres Leben zurückblicke, und nun in meinem Alter bedenke, wie wenige noch von denen übrig sind, die mit mir jung waren, so fällt mir immer der Sommeraufenthalt in einem Bade ein. Sowie man ankommt, schließt man Bekanntschaften und Freundschaften mit solchen, die schon eine Zeitlang dort waren und die in den nächsten Wochen wieder abgehen. Der Verlust ist schmerzlich. Nun hält man sich an die zweite Generation, mit der man eine gute Weile fortlebt und sich auf das innigste verbindet. Aber auch diese geht und läßt uns einsam mit der dritten, die nahe vor unserer Abreise ankommt und mit der man auch gar nichts zu tun hat.

„Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im

Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben sein wollte. Meine Annalen werden es deutlich machen, was hiermit gesagt ist. Der Ansprüche an meine Tätigkeit, sowohl von außen als innen, waren zu viele.

„Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie sehr war dieses durch meine äußere Stellung gestört, beschränkt und gehindert! Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geschäftlichen Wirken und Treiben zurückhalten und mehr in der Einsamkeit leben können, ich wäre glücklicher gewesen und würde als Dichter weit mehr gemacht haben. So aber sollte sich bald nach meinem ‚Götz' und ‚Werther' an mir das Wort eines Weisen bewähren, welcher sagte: wenn man der Welt etwas zu Liebe getan habe, so wisse sie dafür zu sorgen, daß man es nicht zum zweitenmal tue.

„Ein weitverbreiteter Name, eine hohe Stellung im Leben sind gute Dinge. Allein mit all meinem Namen und Stande habe ich es nicht weiter gebracht, als daß ich, um nicht zu verletzen, zu der Meinung anderer schweige. Dieses würde nun in der Tat ein sehr schlechter Spaß sein, wenn ich dabei nicht den Vorteil hätte, daß ich erfahre, wie die anderen denken, aber sie nicht, wie ich."

Sonntag, den 15. Februar 1824.

Heute vor Tisch hatte Goethe mich zu einer Spazierfahrt einladen lassen. Ich fand ihn frühstückend, als ich zu ihm ins Zimmer trat; er schien sehr heiterer Stimmung.

„Ich habe einen angenehmen Besuch gehabt", sagte er mir freudig entgegen; „ein sehr hoffnungsvoller junger

Mann, Meyer aus Westfalen, ist vorhin bei mir gewesen. Er hat Gedichte gemacht, die sehr viel erwarten lassen. Er ist erst achtzehn Jahre alt und schon unglaublich weit.

„Ich freue mich", sagte Goethe darauf lachend, „daß ich jetzt nicht achtzehn Jahre alt bin. Als ich achtzehn war, war Deutschland auch erst achtzehn, da ließ sich noch etwas machen; aber jetzt wird unglaublich viel gefordert, und es sind alle Wege verrannt.

„Deutschland selbst steht in allen Fächern so hoch, daß wir kaum alles übersehen können, und nun sollen wir noch Griechen und Lateiner sein, und Engländer und Franzosen dazu! Ja obendrein hat man die Verrücktheit, auch nach dem Orient zu weisen, und da muß denn ein junger Mensch ganz konfus werden.

„Ich habe ihm zum Trost meine kolossale Juno gezeigt, als ein Symbol, daß er bei den Griechen verharren und dort Beruhigung finden möge. Er ist ein prächtiger junger Mensch! Wenn er sich vor Zersplitterung in acht nimmt, so kann etwas aus ihm werden.

„Aber, wie gesagt, ich danke dem Himmel, daß ich jetzt, in dieser durchaus gemachten Zeit, nicht jung bin. Ich würde nicht zu bleiben wissen. Ja selbst wenn ich nach Amerika flüchten wollte, ich käme zu spät, denn auch dort wäre es schon zu helle."

Sonntag, den 22. Februar 1824.

Zu Tisch mit Goethe und seinem Sohn, welcher letztere uns manches heitere Geschichtchen aus seiner Studentenzeit, namentlich aus seinem Aufenthalt in Heidelberg erzählte. Er hatte mit seinen Freunden in den Ferien manchen Ausflug am Rhein gemacht, wo ihm besonders ein Wirt in gutem Andenken geblieben war, bei dem er

einſt mit zehn anderen Studenten übernachtet und welcher unentgeltlich den Wein hergegeben, bloß damit er einmal ſeine Freude an einem ſogenannten Kommers haben möge.

Nach Tiſch legte Goethe uns kolorierte Zeichnungen italieniſcher Gegenden vor, beſonders des nördlichen Italiens mit den Gebirgen der angrenzenden Schweiz und dem Lago Maggiore. Die Borromäiſchen Inſeln ſpiegelten ſich im Waſſer, man ſah am Ufer Fahrzeuge und Fiſchergerät, wobei Goethe bemerklich machte, daß dies der See aus ſeinen ‚Wanderjahren' ſei. Nordweſtlich, in der Richtung nach dem Monte Roſa, ſtand das den See begrenzende Vorgebirge in dunkeln blauſchwarzen Maſſen, ſo wie es kurz nach Sonnenuntergang zu ſein pflegt.

Ich machte die Bemerkung, daß mir, als einem in der Ebene Geborenen, die düſtere Erhabenheit ſolcher Maſſen ein unheimliches Gefühl errege, und daß ich keineswegs Luſt verſpüre, in ſolchen Schluchten zu wandern.

„Dieſes Gefühl", ſagte Goethe, „iſt in der Ordnung. Denn im Grunde iſt dem Menſchen nur der Zuſtand gemäß, worin und wofür er geboren worden. Wen nicht große Zwecke in die Fremde treiben, der bleibt weit glücklicher zu Hauſe. Die Schweiz machte anfänglich auf mich ſo großen Eindruck, daß ich dadurch verwirrt und beunruhigt wurde; erſt bei wiederholtem Aufenthalt, erſt in ſpäteren Jahren, wo ich die Gebirge bloß in mineralogiſcher Hinſicht betrachtete, konnte ich mich ruhig mit ihnen befaſſen."

Wir beſahen darauf eine große Folge von Kupferſtichen nach Gemälden neuer Künſtler aus einer franzöſiſchen Galerie. Die Erfindung in dieſen Bildern war faſt durchgehends ſchwach, ſo daß wir unter vierzig Stücken kaum vier bis fünf gute fanden. Dieſe guten waren: ein Mädchen, das ſich einen Liebesbrief ſchreiben läßt;

eine Frau in einem maison à vendre, das niemand kaufen will; ein Fiſchfang; Muſikanten vor einem Muttergottesbilde. Auch eine Landſchaft in Pouſſins Manier war nicht übel, wobei Goethe ſich folgendermaßen äußerte: „Solche Künſtler“, ſagte er, „haben den allgemeinen Begriff von Pouſſins Landſchaften aufgefaßt, und mit dieſem Begriff wirken ſie fort. Man kann ihre Bilder nicht gut und nicht ſchlecht nennen. Sie ſind nicht ſchlecht, weil überall ein tüchtiges Muſter hindurchblickt; aber man kann ſie nicht gut heißen, weil den Künſtlern gewöhnlich Pouſſins große Perſönlichkeit fehlt. Es iſt unter den Poeten nicht anders, und es gibt deren, die ſich z. B. in Shakeſpeares großer Manier ſehr unzulänglich ausnehmen würden.“

Zum Schluß Rauchs Modell zu Goethes Statue, für Frankfurt beſtimmt, lange betrachtet und beſprochen.

Dienstag, den 24. Februar 1824.

Heute um ein Uhr zu Goethe. Er legte mir Manuſkripte vor, die er für das erſte Heft des fünften Bandes von ‚Kunſt und Altertum‘ diktiert hatte. Zu meiner Beurteilung des deutſchen ‚Paria‘ fand ich von ihm einen Anhang gemacht, ſowohl in bezug auf das franzöſiſche Trauerſpiel als ſeine eigene lyriſche Trilogie, wodurch denn dieſer Gegenſtand gewiſſermaßen in ſich geſchloſſen war.

„Es iſt gut“, ſagte Goethe, „daß Sie bei Gelegenheit Ihrer Rezenſion ſich die indiſchen Zuſtände zu eigen gemacht haben; denn wir behalten von unſern Studien am Ende doch nur das, was wir praktiſch anwenden.“

Ich gab ihm recht und ſagte, daß ich bei meinem Aufenthalt auf der Akademie dieſe Erfahrung gemacht, indem ich von den Vorträgen der Lehrer nur das behalten, zu

deſſen Anwendung eine praktiſche Richtung in mir gelegen; dagegen hätte ich alles, was nicht ſpäter bei mir zur Ausübung gekommen, durchaus vergeſſen. „Ich habe“, ſagte ich, „bei Heeren alte und neue Geſchichte gehört, aber ich weiß davon kein Wort mehr. Würde ich aber jetzt einen Punkt der Geſchichte in der Abſicht ſtudieren, um ihn etwa dramatiſch darzuſtellen, ſo würde ich ſolche Studien mir ſicher für immer zu eigen machen.“

„Überall“, ſagte Goethe, „treibt man auf Akademien viel zu viel und gar zu viel Unnützes. Auch dehnen die einzelnen Lehrer ihre Fächer zu weit aus, bei weitem über die Bedürfniſſe der Hörer. In früherer Zeit wurde Chemie und Botanik als zur Arzneikunde gehörig vorgetragen, und der Mediziner hatte daran genug. Jetzt aber ſind Chemie und Botanik eigene unüberſehbare Wiſſenſchaften geworden, deren jede ein ganzes Menſchenleben erfordert, und man will ſie dem Mediziner mit zumuten! Daraus aber kann nichts werden; das eine wird über das andere unterlaſſen und vergeſſen. Wer klug iſt, lehnt daher alle zerſtreuende Anforderungen ab und beſchränkt ſich auf ein Fach und wird tüchtig in einem.“

Darauf zeigte mir Goethe eine kurze Kritik, die er über Byrons ‚Kain‘ geſchrieben und die ich mit großem Intereſſe las.

„Man ſieht“, ſagte er, „wie einem freien Geiſte wie Byron die Unzulänglichkeit der kirchlichen Dogmen zu ſchaffen gemacht, und wie er ſich durch ein ſolches Stück von einer ihm aufgedrungenen Lehre zu befreien geſucht. Die engliſche Geiſtlichkeit wird es ihm freilich nicht Dank wiſſen; mich ſoll aber wundern, ob er nicht in Darſtellung nachbarlicher bibliſcher Gegenſtände fortſchreiten wird, und ob er ſich ein Sujet wie den Untergang von Sodom und Gomorrha wird entgehen laſſen.“

Nach dieſen literariſchen Betrachtungen lenkte Goethe mein Intereſſe auf die bildende Kunſt, indem er mir einen antiken geſchnittenen Stein zeigte, von welchem er ſchon tags vorher mit Bewunderung geſprochen. Ich war entzückt bei der Betrachtung der Naivität des dargeſtellten Gegenſtandes. Ich ſah einen Mann, der ein ſchweres Gefäß von der Schulter genommen, um einen Knaben daraus trinken zu laſſen. Dieſem aber iſt es noch nicht bequem, noch nicht mundrecht genug, das Getränk will nicht fließen, und indem er ſeine beiden Händchen an das Gefäß legt, blickt er zu dem Mann hinauf und ſcheint ihn zu bitten, es noch ein wenig zu neigen.

„Nun, wie gefällt Ihnen das?“ ſagte Goethe. „Wir Neueren“, fuhr er fort, „fühlen wohl die große Schönheit eines ſolchen rein natürlichen, rein naiven Motivs, wir haben auch wohl die Kenntnis und den Begriff, wie es zu machen wäre, allein wir machen es nicht, der Verſtand herrſcht vor, und es fehlt immer dieſe entzückende Anmut.“

Wir betrachteten darauf eine Medaille von Brandt in Berlin, den jungen Theſeus darſtellend, wie er die Waffen ſeines Vaters unter dem Steine hervornimmt. Die Stellung der Figur hatte viel Löbliches, jedoch vermißten wir eine genugſame Anſtrengung der Glieder gegen die Laſt des Steines. Auch erſchien es keineswegs gut gedacht, daß der Jüngling ſchon in der einen Hand die Waffen hält, während er noch mit der andern den Stein hebt; denn nach der Natur der Sache wird er zuerſt den ſchweren Stein zur Seite werfen und dann die Waffen aufnehmen. „Dagegen“, ſagte Goethe, „will ich Ihnen eine antike Gemme zeigen, worauf derſelbe Gegenſtand von einem Alten behandelt iſt.“

Er ließ von Stadelmann einen Kasten herbeiholen, worin sich einige hundert Abdrücke antiker Gemmen fanden, die er bei Gelegenheit seiner italienischen Reise sich aus Rom mitgebracht. Da sah ich nun denselbigen Gegenstand von einem alten Griechen behandelt, und zwar wie anders! Der Jüngling stemmt sich mit aller Anstrengung gegen den Stein, auch ist er einer solchen Last gewachsen, denn man sieht das Gewicht schon überwunden und den Stein bereits zu dem Punkt gehoben, um sehr bald zur Seite geworfen zu werden. Seine ganze Körperkraft wendet der junge Held gegen die schwere Masse, und nur seine Blicke richtet er niederwärts auf die unten vor ihm liegenden Waffen.

Wir freuten uns der großen Naturwahrheit dieser Behandlung.

„Meyer pflegt immer zu sagen", fiel Goethe lachend ein, „wenn nur das Denken nicht so schwer wäre! — Das Schlimme aber ist", fuhr er heiter fort, „daß alles Denken zum Denken nichts hilft; man muß von Natur richtig sein, so daß die guten Einfälle immer wie freie Kinder Gottes vor uns dastehen und uns zurufen: da sind wir!"

Mittwoch, den 25. Februar 1824.

Goethe zeigte mir heute zwei höchst merkwürdige Gedichte, beide in hohem Grade sittlich in ihrer Tendenz, in einzelnen Motiven jedoch so ohne allen Rückhalt natürlich und wahr, daß die Welt dergleichen unsittlich zu nennen pflegt, weshalb er sie denn auch geheim hielt und an eine öffentliche Mitteilung nicht dachte.

„Könnten Geist und höhere Bildung", sagte er, „ein Gemeingut werden, so hätte der Dichter ein gutes Spiel;

er könnte immer durchaus wahr sein und brauchte sich nicht zu scheuen, das Beste zu sagen. So aber muß er sich immer in einem gewissen Niveau halten; er hat zu bedenken, daß seine Werke in die Hände einer gemischten Welt kommen, und er hat daher Ursache, sich in acht zu nehmen, daß er der Mehrzahl guter Menschen durch eine zu große Offenheit kein Ärgernis gebe. Und dann ist die Zeit ein wunderlich Ding. Sie ist ein Tyrann, der seine Launen hat, und der zu dem, was einer sagt und tut, in jedem Jahrhundert ein ander Gesicht macht. Was den alten Griechen zu sagen erlaubt war, will uns zu sagen nicht mehr anstehen, und was Shakespeares kräftigen Mitmenschen durchaus anmutete, kann der Engländer von 1820 nicht mehr ertragen, so daß in der neuesten Zeit ein Family-Shakespeare ein gefühltes Bedürfnis wird."

„Auch liegt sehr vieles in der Form", fügte ich hinzu. „Das eine jener beiden Gedichte, in dem Ton und Versmaß der Alten, hat weit weniger Zurückstoßendes. Einzelne Motive sind allerdings an sich widerwärtig, allein die Behandlung wirft über das Ganze so viel Großheit und Würde, daß es uns wird, als hörten wir einen kräftigen Alten, und als wären wir in die Zeit griechischer Heroen zurückversetzt. Das andere Gedicht dagegen, in dem Ton und der Versart von Meister Ariost, ist weit verfänglicher. Es behandelt ein Abenteuer von heute, in der Sprache von heute, und indem es dadurch ohne alle Umhüllung ganz in unsere Gegenwart hereintritt, erscheinen die einzelnen Kühnheiten bei weitem verwegener."

„Sie haben recht", sagte Goethe, „es liegen in den verschiedenen poetischen Formen geheimnisvolle große Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner ‚Römischen Elegien' in den Ton und in die Versart von Byrons

‚Don Juan‘ übertragen wollte, so müßte sich das Gesagte ganz verrucht ausnehmen.“

Die französischen Zeitungen wurden gebracht. Der beendigte Feldzug der Franzosen in Spanien unter dem Herzog von Angoulême hatte für Goethe großes Interesse. „Ich muß die Bourbons wegen dieses Schrittes durchaus loben“, sagte er, „denn erst hierdurch gewinnen sie ihren Thron, indem sie die Armee gewinnen. Und das ist erreicht. Der Soldat kehrt mit Treue für seinen König zurück, denn er hat aus seinen eigenen Siegen sowie aus den Niederlagen der vielköpfig befehligten Spanier die Überzeugung gewonnen, was für ein Unterschied es sei, einem einzelnen gehorchen oder vielen. Die Armee hat den alten Ruhm behauptet und an den Tag gelegt, daß sie fortwährend in sich selber brav sei und daß sie auch ohne Napoleon zu siegen vermöge.“

Goethe wendete darauf seine Gedanken in der Geschichte rückwärts und sprach sehr viel über die preußische Armee im Siebenjährigen Kriege, die durch Friedrich den Großen an ein beständiges Siegen gewöhnt und dadurch verwöhnt worden, so daß sie in späterer Zeit aus zu großem Selbstvertrauen so viele Schlachten verloren. Alle einzelnen Details waren ihm gegenwärtig, und ich hatte sein glückliches Gedächtnis zu bewundern.

„Ich habe den großen Vorteil“, fuhr er fort, „daß ich zu einer Zeit geboren wurde, wo die größten Weltbegebenheiten an die Tagesordnung kamen und sich durch mein langes Leben fortsetzten, so daß ich vom Siebenjährigen Kriege, sodann von der Trennung Amerikas von England, ferner von der französischen Revolution, und endlich von der ganzen Napoleonischen Zeit bis zum Untergange des Helden und den folgenden Ereignissen lebendiger Zeuge

war. Hierdurch bin ich zu ganz anderen Reſultaten und Einſichten gekommen, als allen denen möglich ſein wird, die jetzt geboren werden und die ſich jene großen Begebenheiten durch Bücher aneignen müſſen, die ſie nicht verſtehen.

„Was uns die nächſten Jahre bringen werden, iſt durchaus nicht vorherzuſagen; doch ich fürchte, wir kommen ſo bald nicht zur Ruhe. Es iſt der Welt nicht gegeben, ſich zu beſcheiden: den Großen nicht, daß kein Mißbrauch der Gewalt ſtattfinde, und der Maſſe nicht, daß ſie in Erwartung allmählicher Verbeſſerungen mit einem mäßigen Zuſtande ſich begnüge. Könnte man die Menſchheit vollkommen machen, ſo wäre auch ein vollkommener Zuſtand denkbar; ſo aber wird es ewig herüber- und hinüberſchwanken, der eine Teil wird leiden, während der andere ſich wohlbefindet, Egoismus und Neid werden als böſe Dämonen immer ihr Spiel treiben, und der Kampf der Parteien wird kein Ende haben.

„Das Vernünftigſte iſt immer, daß jeder ſein Metier treibe, wozu er geboren iſt und was er gelernt hat, und daß er den andern nicht hindere, das ſeinige zu tun. Der Schuſter bleibe bei ſeinem Leiſten, der Bauer hinter dem Pfluge, und der Fürſt wiſſe zu regieren. Denn dies iſt auch ein Metier, das gelernt ſein will, und das ſich niemand anmaßen ſoll, der es nicht verſteht.“

Goethe kam darauf wieder auf die franzöſiſchen Zeitungen. „Die Liberalen“, ſagte er, „mögen reden, denn wenn ſie vernünftig ſind, hört man ihnen gerne zu; allein den Royaliſten, in deren Händen die ausübende Gewalt iſt, ſteht das Reden ſchlecht, ſie müſſen handeln. Mögen ſie Truppen marſchieren laſſen und köpfen und hängen, das iſt recht; allein in öffentlichen Blättern Meinungen

bekämpfen und ihre Maßregeln rechtfertigen, das will ihnen nicht kleiden. Gäbe es ein Publikum von Königen, da möchten sie reden.

„In dem, was ich selber zu tun und zu treiben hatte", fuhr Goethe fort, „habe ich mich immer als Royalist behauptet. Die anderen habe ich schwatzen lassen, und ich habe getan, was ich für gut fand. Ich übersah meine Sache und wußte, wohin ich wollte. Hatte ich als einzelner einen Fehler begangen, so konnte ich ihn wieder gut machen; hätte ich ihn aber zu dreien und mehreren begangen, so wäre ein Gutmachen unmöglich gewesen, denn unter vielen ist zu vielerlei Meinung."

Darauf bei Tisch war Goethe von der heitersten Laune. Er zeigte mir das Stammbuch der Frau von Spiegel, worein er sehr schöne Verse geschrieben. Es war ein Platz für ihn zwei Jahre lang offen gelassen, und er war nun froh, daß es ihm gelungen, ein altes Versprechen endlich zu erfüllen. Nachdem ich das Gedicht an Frau von Spiegel gelesen, blätterte ich in dem Buche weiter, wobei ich auf manchen bedeutenden Namen stieß. Gleich auf der nächsten Seite stand ein Gedicht von Tiedge, ganz in der Gesinnung und dem Tone seiner ‚Urania' geschrieben. „In einer Anwandlung von Verwegenheit", sagte Goethe, „war ich im Begriff, einige Verse darunterzusetzen; es freut mich aber, daß ich es unterlassen, denn es ist nicht das erstemal, daß ich durch rückhaltlose Äußerungen gute Menschen zurückgestoßen und die Wirkung meiner besten Sachen verdorben habe.

„Indessen", fuhr Goethe fort, „habe ich von Tiedges ‚Urania' nicht wenig auszustehen gehabt; denn es gab eine Zeit, wo nichts gesungen und nichts deklamiert wurde, als die ‚Urania'. Wo man hinkam, fand man die ‚Urania'

auf allen Tischen; die ‚Urania‘ und die Unsterblichkeit war der Gegenstand jeder Unterhaltung. Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben; ja ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen; allein solche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Spekulation zu sein. Und ferner: wer eine Fortdauer glaubt, der sei glücklich im stillen, aber er hat nicht Ursache sich darauf etwas einzubilden. Bei Gelegenheit von Tiedges ‚Urania‘ indes machte ich die Bemerkung, daß, eben wie der Adel, so auch die Frommen eine gewisse Aristokratie bilden. Ich fand dumme Weiber, die stolz waren, weil sie mit Tiedge an Unsterblichkeit glaubten, und ich mußte es leiden, daß manche mich über diesen Punkt auf eine sehr dünkelhafte Weise examinierte. Ich ärgerte sie aber, indem ich sagte: es könne mir ganz recht sein, wenn nach Ablauf dieses Lebens uns ein abermaliges beglücke; allein ich wolle mir ausbitten, daß mir drüben niemand von denen begegne, die hier daran geglaubt hätten. Denn sonst würde meine Plage erst recht angehen! Die Frommen würden um mich herumkommen und sagen: Haben wir nicht recht gehabt? Haben wir es nicht vorhergesagt? Ist es nicht eingetroffen? Und damit würde denn auch drüben der Langenweile kein Ende sein.

„Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen“, fuhr Goethe fort, „ist für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu tun haben. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen

und iſt tätig und nützlich in dieſer. Ferner ſind Unſterblichkeitsgedanken für ſolche, die in Hinſicht auf Glück hier nicht zum beſten weggekommen ſind, und ich wollte wetten: wenn der gute Tiedge ein beſſeres Geſchick hätte, ſo hätte er auch beſſere Gedanken."

Donnerstag, den 26. Februar 1824.

Mit Goethe zu Tiſch. Nachdem gegeſſen und abgeräumt war, ließ er durch Stadelmann große Portefeuilles mit Kupferſtichen herbeiſchleppen. Auf den Mappen hatte ſich einiger Staub geſammelt, und da keine paſſenden Tücher zum Abwiſchen in der Nähe waren, ſo ward Goethe unwillig und ſchalt ſeinen Diener. „Ich erinnere dich zum letztenmal", ſagte er, „denn gehſt du nicht noch heute, die oft verlangten Tücher zu kaufen, ſo gehe ich morgen ſelbſt, und du ſollſt ſehen, daß ich Wort halte!" Stadelmann ging.

„Ich hatte einmal einen ähnlichen Fall mit dem Schauſpieler Becker", fuhr Goethe gegen mich heiter fort, „der ſich weigerte, einen Reiter im ‚Wallenſtein' zu ſpielen. Ich ließ ihm aber ſagen, wenn er die Rolle nicht ſpielen wolle, ſo würde ich ſie ſelber ſpielen. Das wirkte. Denn ſie kannten mich beim Theater und wußten, daß ich in ſolchen Dingen keinen Spaß verſtand, und daß ich verrückt genug war, mein Wort zu halten und das Tollſte zu tun."

„Und würden Sie im Ernſt die Rolle geſpielt haben?" fragte ich.

„Ja", ſagte Goethe, „ich hätte ſie geſpielt und würde den Herrn Becker heruntergeſpielt haben, denn ich kannte die Rolle beſſer als er."

Wir öffneten darauf die Mappen und ſchritten zur

Betrachtung der Kupfer und Zeichnungen. Goethe verfährt hierbei in bezug auf mich sehr sorgfältig, und ich fühle, daß es seine Absicht ist, mich in der Kunstbetrachtung auf eine höhere Stufe der Einsicht zu bringen. Nur das in seiner Art durchaus Vollendete zeigt er mir und macht mir des Künstlers Intention und Verdienst deutlich, damit ich erreichen möge, die Gedanken der Besten nachzudenken und den Besten gleich zu empfinden. „Dadurch", sagte er heute, „bildet sich das, was wir Geschmack nennen. Denn den Geschmack kann man nicht am Mittelgut bilden, sondern nur am Allervorzüglichsten. Ich zeige Ihnen daher nur das Beste; und wenn Sie sich darin befestigen, so haben Sie einen Maßstab für das übrige, das Sie nicht überschätzen, aber doch schätzen werden. Und ich zeige Ihnen das Beste in jeder Gattung, damit Sie sehen, daß keine Gattung gering zu achten, sondern daß jede erfreulich ist, sobald ein großes Talent darin den Gipfel erreichte. Dieses Bild eines französischen Künstlers z. B. ist galant wie kein anderes und daher ein Musterstück seiner Art."

Goethe reichte mir das Blatt, und ich sah es mit Freuden. In einem reizenden Zimmer eines Sommerpalais, wo man durch offene Fenster und Türen die Aussicht in den Garten hat, sieht man eine Gruppe der anmutigsten Personen. Eine sitzende schöne Frau von etwa dreißig Jahren hält ein Notenbuch, woraus sie soeben gesungen zu haben scheint. Etwas tiefer, an ihrer Seite sitzend, lehnt sich ein junges Mädchen von etwa fünfzehn. Rückwärts am offenen Fenster steht eine andere junge Dame, sie hält eine Laute und scheint noch Töne zu greifen. In diesem Augenblick ist ein junger Herr hereingetreten, auf den die Blicke der Frauen sich richten;

er ſcheint die muſikaliſche Unterhaltung unterbrochen zu haben, und indem er mit einer leichten Verbeugung vor ihnen ſteht, macht er den Eindruck, als ſagte er entſchuldigende Worte, die von den Frauen mit Wohlgefallen gehört werden.

„Das, dächte ich", ſagte Goethe, „wäre ſo galant wie irgend ein Stück von Calderon, und Sie haben nun in dieſer Art das Vorzüglichſte geſehen. Was aber ſagen Sie hierzu?"

Mit dieſen Worten reichte er mir einige radierte Blätter des berühmten Tiermalers Roos, lauter Schafe, und dieſe Tiere in allen ihren Lagen und Zuſtänden. Das Einfältige der Phyſiognomien, das Häßliche, Struppige der Haare, alles mit der äußerſten Wahrheit, als wäre es die Natur ſelber.

„Mir wird immer bange", ſagte Goethe, „wenn ich dieſe Tiere anſehe. Das Beſchränkte, Dumpfe, Träumende, Gähnende ihres Zuſtandes zieht mich in das Mitgefühl desſelben hinein; man fürchtet, zum Tier zu werden, und möchte faſt glauben, der Künſtler ſei ſelber eins geweſen. Auf jeden Fall bleibt es im hohen Grade erſtaunenswürdig, wie er ſich in die Seele dieſer Geſchöpfe hat hineindenken und hineinempfinden können, um den innern Charakter in der äußern Hülle mit ſolcher Wahrheit durchblicken zu laſſen. Man ſieht aber, was ein großes Talent machen kann, wenn es bei Gegenſtänden bleibt, die ſeiner Natur analog ſind."

„Hat denn dieſer Künſtler", ſagte ich, „nicht auch Hunde, Katzen und Raubtiere mit einer ähnlichen Wahrheit gebildet? Ja, hat er, bei der großen Gabe, ſich in einen fremden Zuſtand hineinzufühlen, nicht auch menſchliche Charaktere mit einer gleichen Treue behandelt?"

„Nein“, sagte Goethe, „alles das lag außer seinem Kreise; dagegen die frommen grasfressenden Tiere, wie Schafe, Ziegen, Kühe und dergleichen, ward er nicht müde, ewig zu wiederholen; dies war seines Talentes eigentliche Region, aus der er auch zeitlebens nicht herausging. Und daran tat er wohl! Das Mitgefühl der Zustände dieser Tiere war ihm angeboren, die Kenntnis ihres Psychologischen war ihm gegeben, und so hatte er denn auch für deren Körperliches ein so glückliches Auge. Andere Geschöpfe dagegen waren ihm vielleicht nicht so durchsichtig, und es fehlte ihm daher zu ihrer Darstellung sowohl Beruf als Trieb.“

Durch diese Äußerung Goethes ward manches Analoge in mir aufgeregt, das mir wieder lebhaft vor die Seele trat. So hatte er mir vor einiger Zeit gesagt, daß dem echten Dichter die Kenntnis der Welt angeboren sei, und daß er zu ihrer Darstellung keineswegs vieler Erfahrung und einer großen Empirie bedürfe. „Ich schrieb meinen ‚Götz von Berlichingen‘“, sagte er, „als junger Mensch von zweiundzwanzig und erstaunte zehn Jahre später über die Wahrheit meiner Darstellung. Erlebt und gesehen hatte ich bekanntlich dergleichen nicht, und ich mußte also die Kenntnis mannigfaltiger menschlicher Zustände durch Antizipation besitzen.

„Überhaupt hatte ich nur Freude an der Darstellung meiner innern Welt, ehe ich die äußere kannte. Als ich nachher in der Wirklichkeit fand, daß die Welt so war, wie ich sie mir gedacht hatte, war sie mir verdrießlich, und ich hatte keine Lust mehr, sie darzustellen. Ja, ich möchte sagen: hätte ich mit Darstellung der Welt so lange gewartet, bis ich sie kannte, so wäre meine Darstellung Persiflage geworden.“

„Es liegt in den Charakteren", ſagte er ein andermal, „eine gewiſſe Notwendigkeit, eine gewiſſe Konſequenz, vermöge welcher bei dieſem oder jenem Grundzuge eines Charakters gewiſſe ſekundäre Züge ſtattfinden. Dieſes lehrt die Empirie genugſam, es kann aber auch einzelnen Individuen die Kenntnis davon angeboren ſein. Ob bei mir Angeborenes und Erfahrung ſich vereinige, will ich nicht unterſuchen; aber ſo viel weiß ich: wenn ich jemand eine Viertelſtunde geſprochen habe, ſo will ich ihn zwei Stunden reden laſſen."

So hatte Goethe von Lord Byron geſagt, daß ihm die Welt durchſichtig ſei, und daß ihm ihre Darſtellung durch Antizipation möglich. Ich äußerte darauf einige Zweifel, ob es Byron z. B. gelingen möchte, eine untergeordnete tieriſche Natur darzuſtellen, indem ſeine Individualität mir zu gewaltſam erſcheine, um ſich ſolchen Gegenſtänden mit Liebe hinzugeben. Goethe gab dieſes zu und erwiderte, daß die Antizipation ſich überall nur ſo weit erſtrecke, als die Gegenſtände dem Talent analog ſeien, und wir wurden einig, daß in dem Verhältnis, wie die Antizipation beſchränkt oder umfaſſend ſei, das darſtellende Talent ſelbſt von größerem oder geringerem Umfange befunden werde.

„Wenn Euer Exzellenz behaupten", ſagte ich darauf, „daß dem Dichter die Welt angeboren ſei, ſo haben Sie wohl nur die Welt des Innern dabei im Sinne, aber nicht die empiriſche Welt der Erſcheinung und Konvenienz; und wenn alſo dem Dichter eine wahre Darſtellung derſelben gelingen ſoll, ſo muß doch wohl die Erforſchung des Wirklichen hinzukommen?"

„Allerdings", erwiderte Goethe, „es iſt ſo. Die Region der Liebe, des Haſſes, der Hoffnung, der Verzweif-

lung, und wie die Zustände und Leidenschaften der Seele heißen, ist dem Dichter angeboren, und ihre Darstellung gelingt ihm. Es ist aber nicht angeboren, wie man Gericht hält, oder wie man im Parlament oder bei einer Kaiserkrönung verfährt; und um nicht gegen die Wahrheit solcher Dinge zu verstoßen, muß der Dichter sie aus Erfahrung oder Überlieferung sich aneignen. So konnte ich im ‚Faust' den düstern Zustand des Lebensüberdrusses im Helden, sowie die Liebesempfindungen Gretchens recht gut durch Antizipation in meiner Macht haben; allein um z. B. zu sagen:

Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
Des roten Monds mit später Glut heran —

bedurfte es einiger Beobachtung der Natur."

„Es ist aber", sagte ich, „im ganzen ‚Faust' keine Zeile, die nicht von sorgfältiger Durchforschung der Welt und des Lebens unverkennbare Spuren trüge, und man wird keineswegs erinnert, als sei Ihnen das alles, ohne die reichste Erfahrung, nur so geschenkt worden."

„Mag sein", antwortete Goethe; „allein hätte ich nicht die Welt durch Antizipation bereits in mir getragen, ich wäre mit sehenden Augen blind geblieben, und alle Erforschung und Erfahrung wäre nichts gewesen als ein ganz totes und vergebliches Bemühen. Das Licht ist da, und die Farben umgeben uns; allein trügen wir kein Licht und keine Farben im eigenen Auge, so würden wir auch außer uns dergleichen nicht wahrnehmen."

Sonnabend, den 28. Februar 1824.

„Es gibt vortreffliche Menschen", sagte Goethe, „die nichts aus dem Stegreife, nichts obenhin zu tun vermögen, sondern deren Natur es verlangt, ihre jedes-

maligen Gegenſtände mit Ruhe tief zu durchdringen. Solche Talente machen uns oft ungeduldig, indem man ſelten von ihnen erlangt, was man augenblicklich wünſcht; allein auf dieſem Wege wird das Höchſte geleiſtet."

Ich brachte das Geſpräch auf Ramberg. „Das iſt freilich ein Künſtler ganz anderer Art", ſagte Goethe, „ein höchſt erfreuliches Talent, und zwar ein improviſierendes, das nicht ſeinesgleichen hat. Er verlangte einſt in Dresden von mir eine Aufgabe. Ich gab ihm den Agamemnon, wie er, von Troja in ſeine Heimat zurückkehrend, vom Wagen ſteigt, und wie es ihm unheimlich wird, die Schwelle ſeines Hauſes zu betreten. Sie werden zugeben, daß dies ein Gegenſtand der allerſchwierigſten Sorte iſt, der bei einem anderen Künſtler die reiflichſte Überlegung würde erfordert haben. Ich hatte aber kaum das Wort ausgeſprochen, als Ramberg ſchon an zu zeichnen fing, und zwar mußte ich bewundern, wie er den Gegenſtand ſogleich richtig auffaßte. Ich kann nicht leugnen, ich möchte einige Blätter von Rambergs Hand beſitzen."

Wir ſprachen ſodann über andere Künſtler, die in ihren Werken leichtſinnig verfahren und zuletzt in Manier zugrunde gehen.

„Die Manier", ſagte Goethe, „will immer fertig ſein und hat keinen Genuß an der Arbeit. Das echte, wahrhaft große Talent aber findet ſein höchſtes Glück in der Ausführung. Roos iſt unermüdlich in emſiger Zeichnung der Haare und Wolle ſeiner Ziegen und Schafe, und man ſieht an dem unendlichen Detail, daß er während der Arbeit die reinſte Seligkeit genoß und nicht daran dachte, fertig zu werden.

„Geringeren Talenten genügt nicht die Kunſt als ſolche;

sie haben während der Ausführung immer nur den Gewinn vor Augen, den sie durch ein fertiges Werk zu erreichen hoffen. Bei so weltlichen Zwecken und Richtungen aber kann nichts Großes zustande kommen."

Sonntag, den 29. Februar 1824.

Ich ging um zwölf Uhr zu Goethe, der mich vor Tisch zu einer Spazierfahrt hatte einladen lassen. Ich fand ihn frühstückend, als ich zu ihm hereintrat, und setzte mich ihm gegenüber, indem ich das Gespräch auf die Arbeiten brachte, die uns gemeinschaftlich in bezug auf die neue Ausgabe seiner Werke beschäftigen. Ich redete ihm zu, sowohl seine ‚Götter, Helden und Wieland' als auch seine ‚Briefe des Pastors' in diese neue Edition mit aufzunehmen.

„Ich habe", sagte Goethe, „auf meinem jetzigen Standpunkte über jene jugendlichen Produktionen eigentlich kein Urteil. Da mögt ihr Jüngeren entscheiden. Ich will indes jene Anfänge nicht schelten; ich war freilich noch dunkel und strebte in einem bewußtlosen Drange vor mir hin, aber ich hatte ein Gefühl des Rechten, eine Wünschelrute, die mir anzeigte, wo Gold war."

Ich machte bemerklich, daß dieses bei jedem großen Talent der Fall sein müsse, indem es sonst bei seinem Erwachen in der gemischten Welt nicht das Rechte ergreifen und das Verkehrte vermeiden würde.

Es war indes angespannt, und wir fuhren den Weg nach Jena hinaus. Wir sprachen verschiedene Dinge, Goethe erwähnte die neuen französischen Zeitungen.

„Die Konstitution in Frankreich", sagte er, „bei einem Volke, das so viele verdorbene Elemente in sich hat, ruht auf ganz anderm Fundamente als die in England. Es ist in Frankreich alles durch Bestechungen zu erreichen, ja

die ganze französische Revolution ist durch Bestechungen geleitet worden."

Darauf erzählte mir Goethe die Nachricht von dem Tode Eugen Napoleons, Herzogs von Leuchtenberg, die diesen Morgen eingegangen, welcher Fall ihn tief zu betrüben schien. „Er war einer von den großen Charakteren", sagte Goethe, „die immer seltener werden, und die Welt ist abermals um einen bedeutenden Menschen ärmer. Ich kannte ihn persönlich; noch vorigen Sommer war ich mit ihm in Marienbad zusammen. Er war ein schöner Mann von etwa zweiundvierzig Jahren, aber er schien älter zu sein, und das war kein Wunder, wenn man bedenkt, was er ausgestanden und wie in seinem Leben sich ein Feldzug und eine große Tat auf die andere drängte. Er teilte mir in Marienbad einen Plan mit, über dessen Ausführung er viel mit mir verhandelte. Er ging nämlich damit um, den Rhein mit der Donau durch einen Kanal zu vereinigen. Ein riesenhaftes Unternehmen, wenn man die widerstrebende Lokalität bedenkt. Aber jemandem, der unter Napoleon gedient und mit ihm die Welt erschüttert hat, erscheint nichts unmöglich. Karl der Große hatte schon denselbigen Plan und ließ auch mit der Arbeit anfangen; allein das Unternehmen geriet bald ins Stocken: der Sand wollte nicht Stich halten, die Erdmassen fielen von beiden Seiten immer wieder zusammen."

Montag, den 22. März 1824.

Mit Goethe vor Tisch nach seinem Garten gefahren.

Die Lage dieses Gartens, jenseit der Ilm, in der Nähe des Parks, an dem westlichen Abhange eines Hügelzuges, hat etwas sehr Trauliches. Vor Nord- und Ostwinden

geſchützt, iſt er den erwärmenden und belebenden Einwirkungen des ſüdlichen und weſtlichen Himmels offen, welches ihn beſonders im Herbſt und Frühling zu einem höchſt angenehmen Aufenthalte macht.

Der in nordweſtlicher Richtung liegenden Stadt iſt man ſo nahe, daß man in wenigen Minuten dort ſein kann, und doch, wenn man umherblickt, ſieht man nirgend ein Gebäude oder eine Turmſpitze ragen, die an eine ſolche ſtädtiſche Nähe erinnern könnte; die hohen dichten Bäume des Parks verhüllen alle Ausſicht nach jener Seite. Sie ziehen ſich links, nach Norden zu, unter dem Namen des Sternes ganz nahe an den Fahrweg heran, der unmittelbar vor dem Garten vorüberführt.

Gegen Weſten und Südweſten blickt man frei über eine geräumige Wieſe hin, durch welche in der Entfernung eines guten Pfeilſchuſſes die Ilm in ſtillen Windungen vorbeigeht. Jenſeits des Fluſſes erhebt ſich das Ufer gleichfalls hügelartig, an deſſen Abhängen und auf deſſen Höhe in den mannigfaltigen Laubſchattierungen hoher Erlen, Eſchen, Pappelweiden und Birken der ſich breit hinziehende Park grünt, indem er den Horizont gegen Mittag und Abend in erfreulicher Entfernung begrenzt.

Dieſe Anſicht des Parks über die Wieſe hin, beſonders im Sommer, gewährt den Eindruck, als ſei man in der Nähe eines Waldes, der ſich ſtundenweit ausdehnt. Man denkt, es müſſe jeden Augenblick ein Hirſch, ein Reh auf die Wieſenfläche hervorkommen. Man fühlt ſich in den Frieden tiefer Natureinſamkeit verſetzt, denn die große Stille iſt oft durch nichts unterbrochen als durch die einſamen Töne der Amſel oder durch den pauſenweiſe abwechſelnden Geſang einer Walddroſſel.

Aus solchen Träumen gänzlicher Abgeschiedenheit erweckt uns jedoch das gelegentliche Schlagen der Turmuhr, das Geschrei der Pfauen von der Höhe des Parks herüber, oder das Trommeln und Hörnerblasen des Militärs der Kaserne. Und zwar nicht unangenehm, denn es erwacht mit solchen Tönen das behagliche Nähegefühl der heimatlichen Stadt, von der man sich meilenweit versetzt glaubte.

Zu gewissen Tages- und Jahreszeiten sind diese Wiesenflächen nichts weniger als einsam. Bald sieht man Landleute, die nach Weimar zu Markt oder in Arbeit gehen und von dort zurückkommen, bald Spaziergänger aller Art längs den Krümmungen der Ilm, besonders in der Richtung nach Oberweimar, das zu gewissen Tagen ein sehr besuchter Ort ist. Sodann die Zeit der Heuernte belebt diese Räume auf das heiterste. Hinterdrein sieht man weidende Schafherden, auch wohl die stattlichen Schweizerkühe der nahen Ökonomie.

Heute jedoch war von allen diesen die Sinne erquickenden Sommererscheinungen noch keine Spur. Auf den Wiesen waren kaum einige grünende Stellen sichtbar, die Bäume des Parks standen noch in braunen Zweigen und Knospen; doch verkündigte der Schlag der Finken sowie der hin und wieder vernehmbare Gesang der Amsel und Drossel das Herannahen des Frühlings.

Die Luft war sommerartig, angenehm; es wehte ein sehr linder Südwestwind. Einzelne kleine Gewitterwolken zogen am heitern Himmel herüber; sehr hoch bemerkte man sich auflösende Cirrusstreifen. Wir betrachteten die Wolken genau und sahen, daß sich die ziehenden geballten der untern Region gleichfalls auflösten, woraus Goethe schloß, daß das Barometer im Steigen begriffen sein müsse.

Goethe ſprach darauf ſehr viel über das Steigen und Fallen des Barometers, welches er die Waſſerbejahung und Waſſerverneinung nannte. Er ſprach über das Ein- und Ausatmen der Erde nach ewigen Geſetzen, über eine mögliche Sintflut bei fortwährender Waſſerbejahung. Ferner: daß jeder Ort ſeine eigene Atmoſphäre habe, daß jedoch in den Barometerſtänden von Europa eine große Gleichheit ſtattfinde. Die Natur ſei inkommenſurabel, und bei den großen Irregularitäten ſei es ſchwer, das Geſetzliche zu finden.

Während er mich ſo über höhere Dinge belehrte, gingen wir in dem breiten Sandwege des Gartens auf und ab. Wir traten in die Nähe des Hauſes, das er ſeinem Diener aufzuſchließen befahl, um mir ſpäter das Innere zu zeigen. Die weißabgetünchten Außenſeiten ſah ich ganz mit Roſenſtöcken umgeben, die, von Spalieren gehalten, ſich bis zum Dache hinaufgerankt hatten. Ich ging um das Haus herum und bemerkte zu meinem beſonderen Intereſſe an den Wänden in den Zweigen des Roſengebüſches eine große Zahl mannigfaltiger Vogelneſter, die ſich vom vorigen Sommer her erhalten hatten und jetzt bei mangelndem Laube den Blicken freiſtanden, beſonders Neſter der Hänflinge und verſchiedener Art Grasmücken, wie ſie höher oder niedriger zu bauen Neigung haben.

Goethe führte mich darauf in das Innere des Hauſes, das ich vorigen Sommer zu ſehen verſäumt hatte. Unten fand ich nur ein wohnbares Zimmer, an deſſen Wänden einige Karten und Kupferſtiche hingen, desgleichen ein farbiges Porträt Goethes in Lebensgröße, und zwar von Meyer gemalt bald nach der Zurückkunft beider Freunde aus Italien. Goethe erſcheint hier im kräftigen mittleren Mannesalter, ſehr braun und etwas ſtark. Der Aus-

druck des wenig belebten Gesichtes ist sehr ernst; man glaubt einen Mann zu sehen, dem die Last künftiger Taten auf der Seele liegt.

Wir gingen die Treppe hinauf in die oberen Zimmer; ich fand deren drei und ein Kabinettchen, aber alle sehr klein und ohne eigentliche Bequemlichkeit. Goethe sagte, daß er in früheren Jahren hier eine ganze Zeit mit Freuden gewohnt und sehr ruhig gearbeitet habe.

Die Temperatur dieser Zimmer war etwas kühl, und wir trachteten wieder nach der milden Wärme im Freien. In dem Hauptwege in der Mittagssonne auf- und abgehend, kam das Gespräch auf die neueste Literatur, auf Schelling und unter andern auch auf einige neue Schauspiele von Platen.

Bald jedoch kehrte unsere Aufmerksamkeit auf die uns umgebende nächste Natur zurück. Die Kaiserkronen und Lilien sproßten schon mächtig, auch kamen die Malven zu beiden Seiten des Weges schon grünend hervor.

Der obere Teil des Gartens, am Abhange des Hügels, liegt als Wiese mit einzelnen zerstreut stehenden Obstbäumen. Wege schlängeln sich hinauf, längs der Höhe hin und wieder herunter, welches einige Neigung in mir erregte, mich oben umzusehen. Goethe schritt, diese Wege hinansteigend, mir rasch voran, und ich freute mich über seine Rüstigkeit.

Oben an der Hecke fanden wir eine Pfauhenne, die vom fürstlichen Park herübergekommen zu sein schien; wobei Goethe mir sagte, daß er in Sommertagen die Pfauen durch ein beliebtes Futter herüberzulocken und herzugewöhnen pflege.

An der anderen Seite den sich schlängelnden Weg herabkommend, fand ich von Gebüsch umgeben einen Stein

mit den eingehauenen Verſen des bekannten Gedichtes:

Hier im Stillen gedachte der Liebende ſeiner Geliebten —

und ich hatte das Gefühl, daß ich mich an einer klaſſiſchen Stelle befinde.

Ganz nahe dabei kamen wir auf eine Baumgruppe halbwüchſiger Eichen, Tannen, Birken und Buchen. Unter den Tannen fand ich ein herabgeworfenes Gewölle eines Raubvogels; ich zeigte es Goethen, der mir erwiderte, daß er dergleichen an dieſer Stelle häufig gefunden, woraus ich ſchloß, daß dieſe Tannen ein beliebter Aufenthalt einiger Eulen ſein mögen, die in dieſer Gegend häufig gefunden werden.

Wir traten um die Baumgruppe herum und befanden uns wieder an dem Hauptwege in der Nähe des Hauſes. Die ſoeben umſchrittenen Eichen, Tannen, Birken und Buchen, wie ſie untermiſcht ſtehen, bilden hier einen Halbkreis, den innern Raum grottenartig überwölbend, worin wir uns auf kleinen Stühlen ſetzten, die einen runden Tiſch umgaben. Die Sonne war ſo mächtig, daß der geringe Schatten dieſer blätterloſen Bäume bereits als eine Wohltat empfunden ward. „Bei großer Sommerhitze“, ſagte Goethe, „weiß ich keine beſſere Zuflucht als dieſe Stelle. Ich habe die Bäume vor vierzig Jahren alle eigenhändig gepflanzt, ich habe die Freude gehabt, ſie heranwachſen zu ſehen, und genieße nun ſchon ſeit geraumer Zeit die Erquickung ihres Schattens. Das Laub dieſer Eichen und Buchen iſt der mächtigſten Sonne undurchdringlich; ich ſitze hier gern an warmen Sommertagen nach Tiſche, wo denn auf dieſen Wieſen und auf dem ganzen Park umher oft eine Stille herrſcht, von der die Alten ſagen würden: daß der Pan ſchlafe.“

Indeſſen hörten wir es in der Stadt zwei Uhr ſchlagen und fuhren zurück.

Abends bei Goethe. Ich war alleine mit ihm. Wir sprachen vielerlei und tranken eine Flasche Wein dazu. Wir sprachen über das französische Theater im Gegensatz zum deutschen.

„Es wird schwer halten", sagte Goethe, „daß das deutsche Publikum zu einer Art von reinem Urteil komme, wie man es etwa in Italien und Frankreich findet. Und zwar ist uns besonders hinderlich, daß auf unseren Bühnen alles durcheinander gegeben wird. An derselbigen Stelle, wo wir gestern den ‚Hamlet' sahen, sehen wir heute den ‚Staberle', und wo uns morgen die ‚Zauberflöte' entzückt, sollen wir übermorgen an den Späßen des ‚Neuen Sonntagskindes' Gefallen finden. Dadurch entsteht beim Publikum eine Konfusion im Urteil, eine Vermengung der verschiedenen Gattungen, die es nie gehörig schätzen und begreifen lernt. Und dann hat jeder seine individuellen Forderungen und seine persönlichen Wünsche, mit denen er sich wieder nach der Stelle wendet, wo er sie realisiert fand. An demselbigen Baume, wo er heute Feigen gepflückt, will er sie morgen wieder pflücken, und er würde ein sehr verdrießliches Gesicht machen, wenn etwa über Nacht Schlehen gewachsen wären. Ist aber jemand Freund von Schlehen, der wendet sich an die Dornen.

„Schiller hatte den guten Gedanken, ein eigenes Haus für die Tragödie zu bauen, auch jede Woche ein Stück bloß für Männer zu geben. Allein dies setzte eine sehr große Residenz voraus und war in unsern kleinen Verhältnissen nicht zu realisieren."

Wir sprachen über die Stücke von Iffland und Kotzebue, die Goethe in ihrer Art sehr hoch schätzte. „Eben aus dem gedachten Fehler", sagte er, „daß niemand die

Gattungen gehörig unterſcheidet, ſind die Stücke jener Männer oft ſehr ungerechterweiſe getadelt worden. Man kann aber lange warten, ehe ein paar ſo populäre Talente wiederkommen."

Ich lobte Ifflands ‚Hageſtolzen', die mir von der Bühne herunter ſehr wohl gefallen hatten. „Es iſt ohne Frage Ifflands beſtes Stück", ſagte Goethe; „es iſt das einzige, wo er aus der Proſa ins Ideelle geht."

Er erzählte mir darauf von einem Stück, welches er mit Schiller als Fortſetzung der ‚Hageſtolzen' gemacht, aber nicht geſchrieben, ſondern bloß geſprächsweiſe gemacht. Goethe entwickelte mir die Handlung Szene für Szene; es war ſehr artig und heiter, und ich hatte daran große Freude.

Goethe ſprach darauf über einige neue Schauſpiele von Platen. „Man ſieht", ſagte er, „an dieſen Stücken die Einwirkung Calderons. Sie ſind durchaus geiſtreich und in gewiſſer Hinſicht vollendet, allein es fehlt ihnen ein ſpezifiſches Gewicht, eine gewiſſe Schwere des Gehalts. Sie ſind nicht der Art, um im Gemüt des Leſers ein tiefes und nachwirkendes Intereſſe zu erregen, vielmehr berühren ſie die Saiten unſers Innern nur leicht und vorübereilend. Sie gleichen dem Kork, der auf dem Waſſer ſchwimmend keinen Eindruck macht, ſondern von der Oberfläche ſehr leicht getragen wird.

„Der Deutſche verlangt einen gewiſſen Ernſt, eine gewiſſe Größe der Geſinnung, eine gewiſſe Fülle des Innern, weshalb denn auch Schiller von allen ſo hoch gehalten wird. Ich zweifle nun keineswegs an Platens ſehr tüchtigem Charakter, allein das kommt, wahrſcheinlich aus einer abweichenden Kunſtanſicht, hier nicht zur Erſcheinung. Er entwickelt eine reiche Bildung, Geiſt, treffenden Witz und ſehr viele künſtleriſche Vollendung; allein damit iſt es, beſonders bei uns Deutſchen, nicht getan.

„Überhaupt: der persönliche Charakter des Schriftstellers bringt seine Bedeutung beim Publikum hervor, nicht die Künste seines Talents. Napoleon sagte von Corneille: ‚S'il vivait, je le ferais Prince' — und er las ihn nicht. Den Racine las er, aber von diesem sagte er es nicht. Deshalb steht auch der Lafontaine bei den Franzosen in so hoher Achtung, nicht seines poetischen Verdienstes wegen, sondern wegen der Großheit seines Charakters, der aus seinen Schriften hervorgeht."

Wir kamen sodann auf die ‚Wahlverwandtschaften' zu reden, und Goethe erzählte mir von einem durchreisenden Engländer, der sich scheiden lassen wolle, wenn er nach England zurückkäme. Er lachte über solche Torheit und erwähnte mehrere Beispiele von Geschiedenen, die nachher doch nicht hätten voneinander lassen können.

„Der selige Reinhard in Dresden", sagte er, „wunderte sich oft über mich, daß ich in bezug auf die Ehe so strenge Grundsätze habe, während ich doch in allen übrigen Dingen so läßlich denke."

Diese Äußerung Goethes war mir aus dem Grunde merkwürdig, weil sie ganz entschieden an den Tag legt, wie er es mit jenem so oft gemißdeuteten Romane eigentlich gemeint hat.

Wir sprachen darauf über Tieck und dessen persönliche Stellung zu Goethe.

„Ich bin Tieck herzlich gut", sagte Goethe, „und er ist auch im ganzen sehr gut gegen mich gesinnt; allein es ist in seinem Verhältnis zu mir doch etwas, wie es nicht sein sollte. Und zwar bin ich daran nicht schuld, und er ist es auch nicht, sondern es hat seine Ursachen anderer Art.

„Als nämlich die Schlegel anfingen bedeutend zu wer-

den, war ich ihnen zu mächtig, und um mich zu balancieren, mußten ſie ſich nach einem Talent umſehen, das ſie mir entgegenſtellten. Ein ſolches fanden ſie in Tieck, und damit er mir gegenüber in den Augen des Publikums genugſam bedeutend erſcheine, ſo mußten ſie mehr aus ihm machen, als er war. Dieſes ſchadete unſerm Verhältnis; denn Tieck kam dadurch zu mir, ohne es ſich eigentlich bewußt zu werden, in eine ſchiefe Stellung.

„Tieck iſt ein Talent von hoher Bedeutung, und es kann ſeine außerordentlichen Verdienſte niemand beſſer erkennen als ich ſelber; allein wenn man ihn über ihn ſelbſt erheben und mir gleichſtellen will, ſo iſt man im Irrtum. Ich kann dieſes gerade herausſagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre ebenſo, wenn ich mich mit Shakeſpeare vergleichen wollte, der ſich auch nicht gemacht hat, und der doch ein Weſen höherer Art iſt, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe.“

Goethe war dieſen Abend beſonders kräftig, heiter und aufgelegt. Er holte ein Manuſkript ungedruckter Gedichte herbei, woraus er mir vorlas. Es war ein Genuß ganz einziger Art, ihm zuzuhören, denn nicht allein, daß die originelle Kraft und Friſche der Gedichte mich in hohem Grade anregte, ſondern Goethe zeigte ſich auch beim Vorleſen von einer mir bisher unbekannten, höchſt bedeutenden Seite. Welche Mannigfaltigkeit und Kraft der Stimme! Welcher Ausdruck und welches Leben des großen Geſichtes voller Falten! Und welche Augen!

Mittwoch, den 14. April 1824.

Um ein Uhr mit Goethe ſpazieren gefahren. Wir ſprachen über den Stil verſchiedener Schriftſteller.

„Den Deutschen", sagte Goethe, „ist im ganzen die philosophische Spekulation hinderlich, die in ihren Stil oft ein unsinnliches, unfaßliches, breites und aufdröselndes Wesen hineinbringt. Je näher sie sich gewissen philosophischen Schulen hingegeben, desto schlechter schreiben sie. Diejenigen Deutschen aber, die als Geschäfts- und Lebemenschen bloß aufs Praktische gehen, schreiben am besten. So ist Schillers Stil am prächtigsten und wirksamsten, sobald er nicht philosophiert, wie ich noch heute an seinen höchst bedeutenden Briefen gesehen, mit denen ich mich gerade beschäftige.

„Gleicherweise gibt es unter deutschen Frauenzimmern geniale Wesen, die einen ganz vortrefflichen Stil schreiben, so daß sie sogar manche unserer gepriesenen Schriftsteller darin übertreffen.

„Die Engländer schreiben in der Regel alle gut, als geborene Redner und als praktische, auf das Reale gerichtete Menschen.

„Die Franzosen verleugnen ihren allgemeinen Charakter auch in ihrem Stil nicht. Sie sind geselliger Natur und vergessen als solche nie das Publikum, zu dem sie reden; sie bemühen sich, klar zu sein, um ihren Leser zu überzeugen, und anmutig, um ihm zu gefallen.

„Im ganzen ist der Stil eines Schriftstellers ein treuer Abdruck seines Innern; will jemand einen klaren Stil schreiben, so sei es ihm zuvor klar in seiner Seele; und will jemand einen großartigen Stil schreiben, so habe er einen großartigen Charakter."

Goethe sprach darauf über seine Gegner und daß dieses Geschlecht nie ausstrebe. „Ihre Zahl ist Legion", sagte er, „doch ist es nicht unmöglich, sie einigermaßen zu klassifizieren.

„Zuerst nenne ich meine Gegner aus Dummheit; es sind solche, die mich nicht verstanden und die mich tadelten, ohne mich zu kennen. Die ansehnliche Masse hat mir in meinem Leben viele Langeweile gemacht; doch es soll ihnen verziehen sein, denn sie wußten nicht was sie taten.

„Eine zweite große Menge bilden sodann meine Neider. Diese Leute gönnen mir das Glück und die ehrenvolle Stellung nicht, die ich durch mein Talent mir erworben. Sie zerren an meinem Ruhm und hätten mich gern vernichtet. Wäre ich unglücklich und elend, so würden sie aufhören.

„Ferner kommt eine große Anzahl derer, die aus Mangel an eigenem Sukzeß meine Gegner geworden. Es sind begabte Talente darunter, allein sie können mir nicht verzeihen, daß ich sie verdunkele.

„Viertens nenne ich meine Gegner aus Gründen. Denn da ich ein Mensch bin, und als solcher menschliche Fehler und Schwächen habe, so können auch meine Schriften davon nicht frei sein. Da es mir aber mit meiner Bildung Ernst war und ich an meiner Veredelung unablässig arbeitete, so war ich im beständigen Fortstreben begriffen, und es ereignete sich oft, daß sie mich wegen eines Fehlers tadelten, den ich längst abgelegt hatte. Diese Guten haben mich am wenigsten verletzt; sie schossen nach mir, wenn ich schon meilenweit von ihnen entfernt war. Überhaupt war ein abgemachtes Werk mir ziemlich gleichgültig; ich befaßte mich nicht weiter damit und dachte sogleich an etwas Neues.

„Eine fernere große Masse zeigte sich als meine Gegner aus abweichender Denkungsweise und verschiedenen Ansichten. Man sagt von den Blättern eines Baumes, daß deren kaum zwei vollkommen gleich befunden werden,

und ſo möchten ſich auch unter tauſend Menſchen kaum zwei finden, die in ihrer Geſinnungs- und Denkungsweiſe vollkommen harmonieren. Setze ich dieſes voraus, ſo ſollte ich mich billig weniger darüber wundern, daß die Zahl meiner Widerſacher ſo groß iſt, als vielmehr darüber, daß ich noch ſo viele Freunde und Anhänger habe. Meine ganze Zeit wich von mir ab, denn ſie war ganz in ſubjektiver Richtung begriffen, während ich in meinem objektiven Beſtreben im Nachteile und völlig allein ſtand.

„Schiller hatte in dieſer Hinſicht vor mir große Avantagen. Ein wohlmeinender General gab mir daher einſt nicht undeutlich zu verſtehen, ich möchte es doch machen wie Schiller. Darauf ſetzte ich ihm Schillers Verdienſte erſt recht auseinander, denn ich kannte ſie doch beſſer als er. Ich ging auf meinem Wege ruhig fort, ohne mich um den Sukzeß weiter zu bekümmern, und von allen meinen Gegnern nahm ich ſo wenige Notiz als möglich.“

Wir fuhren zurück und waren darauf bei Tiſche ſehr heiter. Frau von Goethe erzählte viel von Berlin, woher ſie vor kurzem gekommen; ſie ſprach mit beſonderer Wärme von der Herzogin von Cumberland, die ihr viel Freundliches erwieſen. Goethe erinnerte ſich dieſer Fürſtin, die als ſehr junge Prinzeß eine Zeitlang bei ſeiner Mutter gewohnt, mit beſonderer Neigung.

Abends hatte ich bei Goethe einen muſikaliſchen Kunſtgenuß bedeutender Art, indem ich den ‚Meſſias‘ von Händel teilweiſe vortragen hörte, wozu einige treffliche Sänger ſich unter Eberweins Leitung vereinigt hatten. Auch Gräfin Karoline von Egloffſtein, Fräulein von Froriep, ſowie Frau von Pogwiſch und Frau von Goethe hatten ſich den Sängerinnen angeſchloſſen und wirkten dadurch zur Erfüllung eines lange gehegten Wunſches von Goethe auf das freundlichſte mit.

Goethe, in einiger Ferne ſitzend im Zuhören vertieft, verlebte einen glücklichen Abend, voll Bewunderung des großartigen Werks.

Montag, den 19. April 1824.

Der größte Philologe unſerer Zeit, Friedrich Auguſt Wolf aus Berlin, iſt hier, auf ſeiner Durchreiſe nach dem ſüdlichen Frankreich begriffen. Goethe gab ihm zu Ehren heute ein Diner, wobei von weimariſchen Freunden Generalſuperintendent Röhr, Kanzler von Müller, Oberbaudirektor Coudray, Profeſſor Riemer und Hofrat Rehbein außer mir anweſend waren. Über Tiſch ging es äußerſt heiter zu: Wolf gab manchen geiſtreichen Einfall zum beſten; Goethe, in der anmutigſten Laune, ſpielte immer den Gegner. „Ich kann mit Wolf nicht anders auskommen", ſagte Goethe mir ſpäter, „als daß ich immer als Mephiſtopheles gegen ihn agiere. Auch geht er ſonſt mit ſeinen inneren Schätzen nicht hervor."

Die geiſtreichen Scherze über Tiſch waren zu flüchtig und zu ſehr die Frucht des Augenblicks, als daß man ſich ihrer hätte bemächtigen können. Wolf war in witzigen und ſchlagenden Antworten und Wendungen ſehr groß, doch kam es mir vor, als ob Goethe dennoch eine gewiſſe Superiorität über ihn behauptet hätte.

Die Stunden bei Tiſch entſchwanden wie mit Flügeln, und es war ſechs Uhr geworden, ehe man es ſich verſah. Ich ging mit dem jungen Goethe ins Theater, wo man die ‚Zauberflöte' gab. Später ſah ich auch Wolf in der Loge mit dem Großherzog Karl Auguſt.

Wolf blieb bis zum 25. in Weimar, wo er in das ſüdliche Frankreich abreiſte. Der Zuſtand ſeiner Geſund-

heit war derart, daß Goethe die innigste Besorgnis über ihn nicht verhehlte.

Sonntag, den 2. Mai 1824.

Goethe machte mir Vorwürfe, daß ich eine hiesige angesehene Familie nicht besucht. „Sie hätten", sagte er, „im Laufe des Winters dort manchen genußreichen Abend verleben, auch die Bekanntschaft manches bedeutenden Fremden dort machen können; das ist Ihnen nun, Gott weiß durch welche Grille, alles verloren gegangen."

„Bei meiner erregbaren Natur", antwortete ich, „und bei meiner Disposition, vielseitig Interesse zu nehmen und in fremde Zustände einzugehen, hätte mir nichts lästiger und verderblicher sein können, als eine zu große Fülle neuer Eindrücke. Ich bin nicht zu Gesellschaften erzogen und nicht darin hergekommen. Meine früheren Lebenszustände waren der Art, daß es mir ist, als hätte ich erst seit der kurzen Zeit zu leben angefangen, die ich in Ihrer Nähe bin. Nun ist mir alles neu. Jeder Theaterabend, jede Unterredung mit Ihnen macht in meinem Innern Epoche. Was an anders kultivierten und anders gewöhnten Personen gleichgültig vorübergeht, ist bei mir im höchsten Grade wirksam; und da die Begier, mich zu belehren, groß ist, so ergreift meine Seele alles mit einer gewissen Energie und saugt daraus so viele Nahrung als möglich. Bei solcher Lage meines Innern hatte ich daher im Laufe des letzten Winters am Theater und dem Verkehr mit Ihnen vollkommen genug, und ich hätte mich nicht neuen Bekanntschaften und anderem Umgange hingeben können, ohne mich im Innersten zu zerstören."

„Ihr seid ein wunderlicher Christ", sagte Goethe lachend; „tut was Ihr wollt, ich will Euch gewähren lassen."

„Und dann", fuhr ich fort, „trage ich in die Gesellschaft gewöhnlich meine persönlichen Neigungen und Abneigungen und ein gewisses Bedürfnis zu lieben und geliebt zu werden. Ich suche eine Persönlichkeit, die meiner eigenen Natur gemäß sei; dieser möchte ich mich gerne hingeben und mit den anderen nichts zu tun haben."

„Diese Ihre Naturtendenz", erwiderte Goethe, „ist freilich nicht geselliger Art; allein was wäre alle Bildung, wenn wir unsere natürlichen Richtungen nicht wollten zu überwinden suchen! Es ist eine große Torheit, zu verlangen, daß die Menschen zu uns harmonieren sollen. Ich habe es nie getan. Ich habe einen Menschen immer nur als ein für sich bestehendes Individuum angesehen, das ich zu erforschen und das ich in seiner Eigentümlichkeit kennen zu lernen trachtete, wovon ich aber durchaus keine weitere Sympathie verlangte. Dadurch habe ich es nun dahin gebracht, mit jedem Menschen umgehen zu können, und dadurch allein entsteht die Kenntnis mannigfaltiger Charaktere, sowie die nötige Gewandtheit im Leben. Denn gerade bei widerstrebenden Naturen muß man sich zusammennehmen, um mit ihnen durchzukommen, und dadurch werden alle die verschiedenen Seiten in uns angeregt und zur Entwickelung und Ausbildung gebracht, so daß man sich denn bald jedem Vis-à-vis gewachsen fühlt. So sollen Sie es auch machen. Sie haben dazu mehr Anlage, als Sie selber glauben; und das hilft nun einmal nichts, Sie müssen in die große Welt hinein, Sie mögen sich stellen, wie Sie wollen."

Ich merkte mir diese guten Worte und nahm mir vor, soviel wie möglich danach zu handeln.

Gegen Abend hatte Goethe mich zu einer Spazierfahrt

einladen lassen. Unser Weg ging durch Oberweimar über die Hügel, wo man gegen Westen die Ansicht des Parkes hat. Die Bäume blühten, die Birken waren schon belaubt und die Wiesen durchaus ein grüner Teppich, über welche die sinkende Sonne herstreifte. Wir suchten malerische Gruppen und konnten die Augen nicht genug auftun. Es ward bemerkt, daß weißblühende Bäume nicht zu malen, weil sie kein Bild machen, sowie daß grünende Birken nicht im Vordergrunde eines Bildes zu gebrauchen, indem das schwache Laub dem weißen Stamme nicht das Gleichgewicht zu halten vermöge; es bilde keine großen Partien, die man durch mächtige Licht- und Schattenmassen herausheben könne. ‚Ruysdael', sagte Goethe, „hat daher nie belaubte Birken in den Vordergrund gestellt, sondern bloße Birkenstämme, abgebrochene, die kein Laub haben. Ein solcher Stamm paßt vortrefflich in den Vordergrund, denn seine helle Gestalt tritt auf das mächtigste heraus."

Wir sprachen sodann, nach flüchtiger Berührung anderer Gegenstände, über die falsche Tendenz solcher Künstler, welche die Religion zur Kunst machen wollen, während ihnen die Kunst Religion sein sollte. „Die Religion", sagt Goethe, „steht in demselbigen Verhältnis zur Kunst wie jedes andere höhere Lebensinteresse auch. Sie ist bloß als Stoff zu betrachten, der mit allen übrigen Lebensstoffen gleiche Rechte hat. Auch sind Glaube und Unglaube durchaus nicht diejenigen Organe, mit welchen ein Kunstwerk aufzufassen ist, vielmehr gehören dazu ganz andere menschliche Kräfte und Fähigkeiten. Die Kunst aber soll für diejenigen Organe bilden, mit denen wir sie auffassen; tut sie das nicht, so verfehlt sie ihren Zweck und geht ohne die eigentliche Wirkung an uns

vorüber. Ein religiöser Stoff kann indes gleichfalls ein guter Gegenstand für die Kunst sein, jedoch nur in dem Falle, wenn er allgemein menschlich ist. Deshalb ist eine Jungfrau mit dem Kinde ein durchaus guter Gegenstand, der hundertmal behandelt worden und immer gern wieder gesehen wird."

Wir waren indes um das Gehölz, das Webicht, gefahren und bogen in der Nähe von Tiefurt in den Weg nach Weimar zurück, wo wir die untergehende Sonne im Anblick hatten. Goethe war eine Weile in Gedanken verloren, dann sprach er zu mir die Worte eines Alten:

Untergehend sogar ist's immer dieselbige Sonne.

„Wenn einer fünfundsiebzig Jahre alt ist", fuhr er darauf mit großer Heiterkeit fort, „kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet."

Die Sonne war indes hinter dem Ettersberge hinabgegangen; wir spürten in dem Gehölz einige Abendkühle und fuhren desto rascher in Weimar hinein und an seinem Hause vor. Goethe bat mich, noch ein wenig mit hinaufzukommen, welches ich tat. Er war in äußerst guter, liebenswürdiger Stimmung. Er sprach darauf besonders viel über die Farbenlehre, über seine verstockten Gegner, und daß er das Bewußtsein habe, in dieser Wissenschaft etwas geleistet zu haben.

„Um Epoche in der Welt zu machen", sagte er bei dieser Gelegenheit, „dazu gehören bekanntlich zwei Dinge:

erſtens, daß man ein guter Kopf ſei, und zweitens, daß man eine große Erbſchaft tue. Napoleon erbte die franzöſiſche Revolution, Friedrich der Große den ſchleſiſchen Krieg, Luther die Finſternis der Pfaffen, und mir iſt der Irrtum der Newtonſchen Lehre zuteil geworden. Die gegenwärtige Generation hat zwar keine Ahnung, was hierin von mir geleiſtet worden; doch künftige Zeiten werden geſtehen, daß mir keineswegs eine ſchlechte Erbſchaft zugefallen."

Goethe hatte mir heute früh ein Konvolut Papiere in bezug auf das Theater zugeſendet; beſonders fand ich darin zerſtreute einzelne Bemerkungen, die Regeln und Studien enthaltend, die er mit Wolff und Grüner durchgemacht, um ſie zu tüchtigen Schauſpielern zu bilden. Ich fand dieſe Einzelheiten von Bedeutung und für junge Schauſpieler in hohem Grade lehrreich, weshalb ich mir vornahm, ſie zuſammenzuſtellen und daraus eine Art von Theaterkatechismus zu bilden. Goethe billigte dieſes Vorhaben, und wir ſprachen die Angelegenheit weiter durch. Dies gab Veranlaſſung, einiger bedeutender Schauſpieler zu gedenken, die aus ſeiner Schule hervorgegangen, und ich fragte bei dieſer Gelegenheit unter andern auch nach der Frau von Heigendorf. „Ich mag auf ſie gewirkt haben", ſagte Goethe, „allein meine eigentliche Schülerin iſt ſie nicht. Sie war auf den Brettern wie geboren und gleich in allem ſicher und entſchieden, gewandt und fertig, wie die Ente auf dem Waſſer. Sie bedurfte meiner Lehre nicht, ſie tat inſtinktmäßig das Rechte, vielleicht ohne es ſelber zu wiſſen."

Wir ſprachen darauf über die manchen Jahre ſeiner Theaterleitung, und welche unendliche Zeit er damit für ſein ſchriftſtelleriſches Wirken verloren. „Freilich", ſagte

Goethe, „ich hätte indes manches gute Stück schreiben können, doch wenn ich es recht bedenke, gereut es mich nicht. Ich habe all mein Wirken und Leisten immer nur symbolisch angesehen, und es ist mir im Grunde ziemlich gleichgültig gewesen, ob ich Töpfe machte oder Schüsseln."

Mittwoch, den 5. Mai 1824.

Die Papiere, welche die Studien enthalten, die Goethe mit den Schauspielern Wolff und Grüner gemacht, haben mich diese Tage lebhaft beschäftigt, und es ist mir gelungen, diese höchst zerstückelten Notizen in eine Art Form zu bringen, so daß daraus etwas entstanden ist, das wohl für den Anfang eines Katechismus für Schauspieler gelten könnte.

Ich sprach heute mit Goethe über diese Arbeit, und wir gingen die einzelnen Gegenstände durch. Besonders wichtig wollte uns erscheinen, was über die Aussprache und Ablegung von Provinzialismen angedeutet worden.

„Ich habe in meiner langen Praxis", sagte Goethe, „Anfänger aus allen Gegenden Deutschlands kennen gelernt. Die Aussprache der Norddeutschen ließ im ganzen wenig zu wünschen übrig; sie ist rein und kann in mancher Hinsicht als musterhaft gelten. Dagegen habe ich mit geborenen Schwaben, Österreichern und Sachsen oft meine Not gehabt. Auch Eingeborene unserer lieben Stadt Weimar haben mir viel zu schaffen gemacht. Bei diesen entstehen die lächerlichsten Mißgriffe daraus, daß sie in den hiesigen Schulen nicht angehalten werden, das B vom P und das D vom T durch eine markierte Aussprache stark zu unterscheiden. Man sollte kaum glauben, daß sie B, P, D und T überhaupt für vier verschiedene Buchstaben halten, denn sie sprechen nur

immer von einem weichen und einem harten B und von einem weichen und einem harten D und ſcheinen dadurch ſtillſchweigend anzudeuten, daß P und T gar nicht exiſtieren. Aus einem ſolchen Munde klingt dann Pein wie Bein, Paß wie Baß, und Teckel wie Deckel."

„Ein hieſiger Schauſpieler", verſetzte ich, „der das T und D gleichfalls nicht gehörig unterſchied, machte in dieſen Tagen einen Fehler ähnlicher Art, der ſehr auffallend erſchien. Er ſpielte einen Liebhaber, der ſich eine kleine Untreue hatte zu Schulden kommen laſſen, worüber ihm das erzürnte junge Frauenzimmer allerlei heftige Vorwürfe macht. Ungeduldig, hatte er zuletzt auszurufen: ‚O ende!' Er konnte aber das T vom D nicht unterſcheiden und rief: ‚O ente!' (O Ente!), welches denn ein allgemeines Lachen erregte."

„Der Fall iſt ſehr artig", erwiderte Goethe, „und verdiente wohl in unſern Theaterkatechismus mit aufgenommen zu werden."

„Eine hieſige junge Sängerin", fuhr ich fort, „die das T vom D gleichfalls nicht unterſcheiden konnte, hatte neulich zu ſagen: ‚Ich will dich den Eingeweihten übergeben.' Da ſie aber das T wie D ſprach, ſo klang es als ſagte ſie: ‚Ich will dich den Eingeweiden übergeben.'"

„So hatte neulich", fuhr ich fort, „ein hieſiger Schauſpieler, der eine Bedientenrolle ſpielte, einem Fremden zu ſagen: ‚Mein Herr iſt nicht zu Haus, er ſitzt im Rate.' Da er aber das T vom D nicht unterſchied, ſo klang es als ſagte er: ‚Mein Herr iſt nicht zu Haus, er ſitzt im Rade.'"

„Auch dieſe Fälle", ſagte Goethe, „ſind nicht ſchlecht, und wir wollen ſie uns merken. So wenn einer das P und B nicht unterſcheidet und ausrufen ſoll: ‚Packe

ihn an!' aber ſtatt deſſen ruft: ‚Backe ihn an!' ſo iſt es abermals lächerlich.

„Gleicherweiſe", fuhr Goethe fort, „wird hier das Ü häufig wie J ausgeſprochen, wodurch nicht weniger die ſchändlichſten Mißverſtändniſſe veranlaßt werden. So habe ich nicht ſelten ſtatt Küſtenbewohner — Kiſtenbewohner, ſtatt Türſtück — Tierſtück, ſtatt grühndlich — grindlich, ſtatt Trübe — Triebe, und ſtatt Ihr müßt — Ihr mißt vernehmen müſſen, nicht ohne Anwandlung von einigem Lachen."

„Dieſer Art", verſetzte ich, „iſt mir neulich im Theater ein ſehr ſpaßhafter Fall vorgekommen, wo eine Dame in einer mißlichen Lage einem Manne folgen ſoll, den ſie vorher nie geſehen. Sie hatte zu ſagen: ‚Ich kenne dich zwar nicht, aber ich ſetze mein ganzes Vertrauen in den Edelmut deiner Züge.' Da ſie aber das Ü wie J ſprach, ſo ſagte ſie: ‚Ich kenne dich zwar nicht, aber ich ſetze mein ganzes Vertrauen in den Edelmut deiner Ziege.' Es entſtand ein großes Gelächter."

„Dieſer Fall iſt abermals gar nicht ſchlecht", erwiderte Goethe, „und wir wollen ihn uns gleichfalls merken. So auch", fuhr er fort, „wird hier das G und K häufig miteinander verwechſelt und ſtatt G — K und ſtatt K — G geſprochen, wahrſcheinlich abermals aus der Ungewißheit, ob ein Buchſtabe weich oder hart ſei, eine Folge der hier ſo beliebten Lehre. Sie werden im hieſigen Theater wahrſcheinlich ſehr oft Kartenhaus für Gartenhaus, Kaſſe für Gaſſe, klauben für glauben, bekränzen für begrenzen, und Kunſt für Gunſt bereits gehört haben oder noch künftig hören."

„Etwas Ähnliches", erwiderte ich, „iſt mir allerdings vorgekommen. Ein hieſiger Schauſpieler hatte zu ſagen: ‚Dein Gram geht mir zu Herzen.' Er ſprach aber das

G wie K und sagte sehr deutlich: ‚Dein Kram geht mir zu Herzen.‘“

„Dergleichen Verwechslungen von G und K“, versetzte Goethe, „hören wir übrigens nicht bloß von Schauspielern, sondern auch wohl von sehr gelehrten Theologen. Mir passierte einst persönlich ein Fall der Art, den ich Ihnen doch erzählen will.

„Als ich nämlich vor einigen Jahren mich einige Zeit in Jena aufhielt und im Gasthof ‚Zur Tanne‘ logierte, ließ sich eines Morgens ein Studiosus der Theologie bei mir melden. Nachdem er sich eine Weile mit mir ganz hübsch unterhalten, rückte er beim Abschiede gegen mich mit einem Anliegen ganz eigener Art hervor. Er bat mich nämlich, ihm doch am nächsten Sonntage zu erlauben, statt meiner predigen zu dürfen. Ich merkte sogleich, woher der Wind wehte, und daß der hoffnungsvolle Jüngling einer von denen sei, die das G und K verwechseln. Ich erwiderte ihm also mit aller Freundlichkeit, daß ich ihm in dieser Angelegenheit zwar persönlich nicht helfen könne, daß er aber sicher seinen Zweck erreichen würde, wenn er die Güte haben wolle, sich an den Herrn Archidiakonus Koethe zu wenden.“

Donnerstag, den 6. Mai 1824.

Als ich im vorigen Sommer nach Weimar kam, war es, wie gesagt, nicht meine Absicht, hier zu bleiben, ich wollte vielmehr bloß Goethes persönliche Bekanntschaft machen und dann an den Rhein gehen, wo ich an einem passenden Orte längere Zeit zu verweilen gedachte.

Gleichwohl ward ich in Weimar durch Goethes besonderes Wohlwollen gefesselt; auch gestaltete sich mein Verhältnis zu ihm immer mehr zu einem praktischen,

indem er mich immer tiefer in sein Interesse zog und mir als Vorbereitung einer vollständigen Ausgabe seiner Werke manche nicht unwichtige Arbeit übertrug.

So stellte ich im Laufe dieses Winters unter anderm verschiedene Abteilungen ‚Zahmer Xenien' aus den konfusesten Konvoluten zusammen, redigierte einen Band neuer Gedichte sowie den erwähnten Theaterkatechismus und eine skizzierte Abhandlung über den Dilettantismus in den verschiedenen Künsten.

Jener Vorsatz, den Rhein zu sehen, war indes in mir beständig wach geblieben, und damit ich nicht ferner den Stachel einer unbefriedigten Sehnsucht in mir tragen möchte, so riet Goethe selber dazu, einige Monate dieses Sommers auf einen Besuch jener Gegenden zu verwenden.

Es war jedoch sein ganz entschiedener Wunsch, daß ich nach Weimar zurückkehren möchte. Er führte an, daß es nicht gut sei, kaum geknüpfte Verhältnisse wieder zu zerreißen, und daß alles im Leben, wenn es gedeihen wolle, eine Folge haben müsse. Er ließ dabei nicht undeutlich merken, daß er mich in Verbindung mit Riemer dazu ausersehen, ihn nicht allein bei der bevorstehenden neuen Ausgabe seiner Werke tätigst zu unterstützen, sondern auch jenes Geschäft mit gedachtem Freunde allein zu übernehmen, im Fall er bei seinem hohen Alter abgerufen werden sollte.

Er zeigte mir diesen Morgen große Konvolute seiner Korrespondenz, die er im sogenannten Büstenzimmer hatte auseinanderlegen lassen. „Es sind dies alle Briefe", sagte er, „die seit Anno 1780 von den bedeutendsten Männern der Nation an mich eingegangen; es steckt darin ein wahrer Schatz von Ideen, und es soll ihre öffentliche Mitteilung Euch künftig vorbehalten sein. Ich lasse jetzt

einen Schrank machen, wohinein dieſe Briefe nebſt meinem übrigen literariſchen Nachlaſſe gelegt werden. Das ſollen Sie erſt alles in Ordnung und beieinander ſehen, bevor Sie Ihre Reiſe antreten, damit ich ruhig ſei und eine Sorge weniger habe."

Er eröffnete mir ſodann, daß er dieſen Sommer Marienbad abermals zu beſuchen gedenke, daß er jedoch erſt Ende Juli gehen könne, wovon er mir alle Gründe zutraulich entdeckte. Er äußerte den Wunſch, daß ich noch vor ſeiner Abreiſe zurück ſein möchte, um mich vorher noch zu ſprechen.

Dienstag, den 18. Mai 1824.

Abends bei Goethe in Geſellſchaft mit Riemer. Goethe unterhielt uns von einem engliſchen Gedicht, das die Geologie zum Gegenſtande hat. Er machte uns davon erzählungsweiſe eine improviſierte Überſetzung mit ſo vielem Geiſt, Einbildungskraft und guter Laune, daß jede Einzelheit lebendig vor Augen trat, als wäre alles eine im Moment entſtehende Erfindung von ihm ſelber. Man ſah den Helden des Gedichts, den König Coal, in glänzendem Audienzſaal auf ſeinem Throne ſitzen, ſeine Gemahlin Pyrites an ſeiner Seite, in Erwartung der Großen des Reichs. Nach ihrer Rangordnung eintretend, erſchienen nach und nach und wurden dem Könige vorgeſtellt: Herzog Granit, Marquis Schiefer, Gräfin Porphyry, und ſo die übrigen, die alle mit einigen treffenden Beiwörtern und Späßen charakteriſiert wurden. Es tritt ferner ein: Sir Lorenz Urkalk, ein Mann von großen Beſitzungen und bei Hofe wohlgelitten. Er entſchuldigt ſeine Mutter, die Lady Marmor, weil ihre Wohnung etwas entfernt ſei; übrigens wäre ſie eine Dame von

großer Kultur- und Politurfähigkeit. Daß sie heute nicht bei Hofe erscheine, hätte übrigens wohl seinen Grund in einer Intrigue, in welche sie sich mit Canova eingelassen, der ihr sehr schön tue. Tuffstein, mit Eidechsen und Fischen sein Haar verziert, schien etwas betrunken. Hans Mergel und Jakob Thon kommen erst gegen das Ende; letzterer der Königin besonders lieb, weil er ihr eine Muschelsammlung versprochen. Und so ging die Darstellung in dem heitersten Tone eine ganze Weile fort; doch war das Detail zu groß, als daß ich mir den weiteren Verlauf hätte merken können.

„Ein solches Gedicht", sagte Goethe, „ist ganz darauf berechnet, die Weltleute zu amüsieren, indem es zugleich eine Menge nützlicher Kenntnisse verbreitet, die eigentlich niemand fehlen sollten. Es wird dadurch in den höheren Kreisen der Geschmack für die Wissenschaft angeregt, und man weiß immer nicht, wieviel Gutes in der Folge aus einem so unterhaltenden Halbscherz entstehen kann. Mancher gute Kopf wird vielleicht veranlaßt, im Kreise seines persönlichen Bereichs selber zu beobachten; und solche individuelle Wahrnehmungen aus der uns umgebenden nächsten Natur sind oft um so schätzbarer, je weniger der Beobachtende ein eigentlicher Mann vom Fache war."

„Sie scheinen also andeuten zu wollen", versetzte ich, „daß man um so schlechter beobachte, je mehr man wisse?"

„Wenn das überlieferte Wissen mit Irrtümern verbunden", erwiderte Goethe, „allerdings! Sobald man in der Wissenschaft einer gewissen beschränkten Konfession angehört, ist sogleich jede unbefangene treue Auffassung dahin. Der entschiedene Vulkanist wird immer nur durch die Brille des Vulkanisten sehen, sowie der Neptunist und der Bekenner der neuesten Hebungstheorie durch die

seinige. Die Weltanschauung aller solcher in einer einzigen ausschließenden Richtung befangener Theoretiker hat ihre Unschuld verloren, und die Objekte erscheinen nicht mehr in ihrer natürlichen Reinheit. Geben sodann diese Gelehrten von ihren Wahrnehmungen Rechenschaft, so erhalten wir ungeachtet der höchsten persönlichen Wahrheitsliebe des einzelnen dennoch keineswegs die Wahrheit der Objekte; sondern wir empfangen die Gegenstände immer nur mit dem Geschmack einer sehr starken subjektiven Beimischung.

„Weit entfernt aber bin ich, zu behaupten, daß ein unbefangenes *rechtes* Wissen der Beobachtung hinderlich wäre, vielmehr behält die alte Wahrheit ihr Recht, daß wir eigentlich nur Augen und Ohren für das haben, was wir *kennen*. Der Musiker vom Fach hört beim Zusammenspiel des Orchesters jedes Instrument und jeden einzelnen Ton heraus, während der Nichtkenner in der massenhaften Wirkung des Ganzen befangen ist. So sieht ferner der bloß genießende Mensch nur die anmutige Fläche einer grünen oder blumigen Wiese, während dem beobachtenden Botaniker ein unendliches Detail der verschiedenartigsten einzelnen Pflänzchen und Gräser in die Augen fällt.

„Doch hat alles sein Maß und Ziel, und wie es schon in meinem ‚Götz' heißt, daß das Söhnlein vor lauter Gelehrsamkeit seinen eigenen Vater nicht erkennt, so stoßen wir auch in der Wissenschaft auf Leute, die vor lauter Gelehrsamkeit und Hypothesen nicht mehr zum Sehen und Hören kommen. Es geht bei solchen Leuten alles rasch nach innen; sie sind von dem, was sie in sich herumwälzen, so okkupiert, daß es ihnen geht wie einem Menschen in Leidenschaft, der in der Straße seinen liebsten Freun-

den vorbeirennt, ohne sie zu sehen. Es gehört zur Naturbeobachtung eine gewisse ruhige Reinheit des Innern, das von gar nichts gestört und präokkupiert ist. Dem Kinde entgeht der Käfer an der Blume nicht, es hat alle seine Sinne für ein einziges einfaches Interesse beisammen, und es fällt ihm durchaus nicht ein, daß zu gleicher Zeit etwa auch in der Bildung der Wolken sich etwas Merkwürdiges ereignen könne, um seine Blicke zugleich auch dorthin zu wenden."

„Da könnten also", erwiderte ich, „die Kinder und ihresgleichen recht gute Handlanger in der Wissenschaft abgeben."

„Wollte Gott", fiel Goethe ein, „wir wären alle nichts weiter als gute Handlanger! Eben weil wir mehr sein wollen und überall einen großen Apparat von Philosophie und Hypothesen mit uns herumführen, verderben wir es."

Es entstand eine Pause im Gespräch, die Riemer unterbrach, indem er den Lord Byron und dessen Tod zur Erwähnung brachte. Goethe machte darauf eine glänzende Auseinandersetzung seiner Schriften und war voll des höchsten Lobes und der reinsten Anerkennung. „Übrigens", fuhr er fort, „obgleich Byron so jung gestorben ist, so hat doch die Literatur hinsichtlich einer gehinderten weiteren Ausdehnung nicht wesentlich verloren. Byron konnte gewissermaßen nicht weiter gehen. Er hatte den Gipfel seiner schöpferischen Kraft erreicht, und was er auch in der Folge noch gemacht haben würde, so hätte er doch die seinem Talent gezogenen Grenzen nicht erweitern können. In dem unbegreiflichen Gedicht seines ‚Jüngsten Gerichts' hat er das Äußerste getan, was er zu tun fähig war."

Das Gespräch lenkte sich sodann auf den italienischen Dichter Torquato Tasso, und wie sich dieser zu Lord Byron

verhalte; wo denn Goethe die große Überlegenheit des Engländers an Geist, Welt und produktiver Kraft nicht verhehlen konnte. „Man darf", fügte er hinzu, „beide Dichter nicht miteinander vergleichen, ohne den einen durch den anderen zu vernichten. Byron ist der brennende Dornstrauch, der die heilige Zeder des Libanon in Asche legt. Das große Epos des Italieners hat seinen Ruhm durch Jahrhunderte behauptet; aber mit einer einzigen Zeile des ‚Don Juan' könnte man das ganze ‚Befreite Jerusalem' vergiften."

Mittwoch, den 26. Mai 1824.

Ich nahm heute Abschied von Goethe, um meine Lieben in Hannover und sodann den Rhein zu besuchen, wie es längst meine Absicht gewesen. Goethe war sehr herzlich und schloß mich in seine Arme. „Wenn Sie in Hannover bei Rehbergs", sagte er, „vielleicht meine alte Jugendfreundin Charlotte Kestner sehen, so sagen Sie ihr Gutes von mir. In Frankfurt werde ich Sie meinen Freunden Willemers, dem Grafen Reinhard und Schlossers empfehlen. Auch in Heidelberg und Bonn finden Sie Freunde, die mir treu ergeben sind und bei denen Sie die beste Aufnahme finden werden. Ich hatte vor, diesen Sommer wieder einige Zeit in Marienbad zuzubringen, doch werde ich nicht eher gehen, als bis Sie zurück sind."

Der Abschied von Goethe ward mir schwer; doch ging ich mit der festen Zuversicht, ihn nach zwei Monaten gesund und froh wiederzusehen.

Indes war ich am andern Tage glücklich, als der Wagen mich meiner lieben hannoverischen Heimat entgegenführte, nach der meine innigste Sehnsucht fortwährend gerichtet ist.

Ich besuchte darauf nach einigen Wochen meine Lieben zu Hannover, verweilte dann während der Monate Juni und Juli am Rhein, wo ich, besonders zu Frankfurt, Heidelberg und Bonn, unter Goethes Freunden manche werte Bekanntschaft machte.

Dienstag, den 10. August 1824.

Seit etwa acht Tagen bin ich von meiner Rheinreise zurück. Goethe äußerte bei meiner Ankunft eine lebhafte Freude, und ich meinerseits war nicht weniger glücklich, wieder bei ihm zu sein. Er hatte sehr viel zu reden und mitzuteilen, so daß ich die ersten Tage wenig von seiner Seite kam. Seine frühere Absicht, nach Marienbad zu gehen, hat er aufgegeben, er will diesen Sommer gar keine Reise machen. „Nun, da Sie wieder hier sind", sagte er gestern, „kann es noch einen recht hübschen August für mich geben."

Vor einigen Tagen kommunizierte er mir die Anfänge einer Fortsetzung von ‚Wahrheit und Dichtung', ein auf Quartblättern geschriebenes Heft, kaum von der Stärke eines Fingers. Einiges ist ausgeführt, das meiste jedoch nur in Andeutungen enthalten. Doch ist bereits eine Abteilung in fünf Bücher gemacht, und die schematisierten Blätter sind so zusammengelegt, daß man bei einigem Studium den Inhalt des Ganzen wohl übersehen kann.

Das bereits Ausgeführte erscheint mir nun so vortrefflich und der Inhalt des Schematisierten von solcher Bedeutung, daß ich auf das lebhafteste bedauere, eine so viel Belehrung und Genuß versprechende Arbeit ins Stocken geraten zu sehen, und daß ich Goethe auf alle Weise zu einer baldigen Fortsetzung und Vollendung treiben werde.

Die Anlage des Ganzen hat sehr viel vom Roman. Zartes, anmutiges, leidenschaftliches Liebesverhältnis, heiter im Entstehen, idyllisch im Fortgange, tragisch am Ende durch ein stillschweigendes gegenseitiges Entsagen, schlingt sich durch vier Bücher hindurch und verbindet diese zu einem wohlgeordneten Ganzen. Der Zauber von Lilis Wesen, im Detail geschildert, ist geeignet jeden Leser zu fesseln, sowie er den Liebenden selbst dergestalt in Banden hielt, daß er sich nur durch eine wiederholte Flucht zu retten imstande war.

Die dargestellte Lebensepoche ist gleichfalls höchst romantischer Natur, oder sie wird es, indem sie sich an dem Hauptcharakter entwickelt. Von ganz besonderer Bedeutung und Wichtigkeit aber ist sie dadurch, daß sie, als Vorepoche der weimarischen Verhältnisse, für das ganze Leben entscheidet. Wenn also irgend ein Abschnitt aus Goethes Leben Interesse hat und den Wunsch einer detaillierten Darstellung rege macht, so ist es dieser.

Um nun bei Goethe für die unterbrochene und seit Jahren ruhende Arbeit neue Lust und Liebe zu erregen, habe ich diese Angelegenheit nicht allein sogleich mündlich mit ihm besprochen, sondern ich habe ihm auch heute folgende Notizen zugehen lassen, damit es ihm vor die Augen trete, was vollendet ist und welche Stellen noch einer Ausführung und anderweiten Anordnung bedürfen.

Erstes Buch.

Dieses Buch, welches der anfänglichen Absicht gemäß als fertig anzusehen ist, enthält eine Art von Exposition, indem namentlich darin der Wunsch nach Teilnahme an Weltgeschäften ausgesprochen wird, auf dessen Erfüllung das Ende der ganzen Epoche durch die Berufung nach

Weimar abläuft. Damit es sich aber dem Ganzen noch inniger anschließen möge, so rate ich, das durch die folgenden vier Bücher gehende Verhältnis zu Lili schon in diesem ersten Buche anzuknüpfen und fortzuführen bis zu der Ausflucht nach Offenbach. Dadurch würde auch dieses erste Buch an Umfang und Bedeutung gewinnen und ein allzu starkes Anwachsen des zweiten verhütet werden.

Zweites Buch.

Das idyllische Leben zu Offenbach eröffnete sodann dieses zweite Buch und führte das glückliche Liebesverhältnis durch, bis es zuletzt einen bedenklichen, ernsten, ja tragischen Charakter anzunehmen beginnt. Hier ist nun die Betrachtung ernster Dinge, wie sie das Schema in bezug auf Stilling verspricht, wohl am Platze, und es läßt sich aus den nur mit wenigen Worten angedeuteten Intentionen auf viel Belehrendes von hoher Bedeutung schließen.

Drittes Buch.

Das dritte Buch, welches den Plan zu einer Fortsetzung des ‚Faust' u. s. w. enthält, ist als Episode zu betrachten, welche sich durch den noch auszuführenden Versuch der Trennung von Lili den übrigen Büchern gleichfalls anschließt.

Ob nun dieser Plan zu ‚Faust' mitzuteilen oder zurückzuhalten sein wird, dieser Zweifel dürfte sich dann beseitigen lassen, wenn man die bereits fertigen Bruchstücke zur Prüfung vor Augen hat und erst darüber klar ist, ob man überall die Hoffnung einer Fortsetzung des ‚Faust' aufgeben muß oder nicht.

Viertes Buch.

Das dritte Buch schlösse mit dem Versuch einer Trennung von Lili. Dieses vierte beginnt daher sehr passend

mit der Ankunft der Stolberge und Haugwitzens, wodurch die Schweizerreise und mithin die erste Flucht von Lili motiviert wird. Das über dieses Buch vorhandene ausführliche Schema verspricht uns die interessantesten Dinge und erregt den Wunsch nach möglichst detaillierter Ausführung auf das lebendigste. Die immer wieder hervorbrechende, nicht zu unterdrückende Leidenschaft zu Lili durchwärmt auch dieses Buch mit der Glut jugendlicher Liebe und wirft auf den Zustand des Reisenden eine höchst eigene, angenehme, zauberische Beleuchtung.

Fünftes Buch.

Dieses schöne Buch ist gleichfalls beinahe vollendet. Fortgang und Ende, welche an das unerforschliche höchste Schicksalswesen hinanstreifen, ja es aussprechen, sind wenigstens als durchaus fertig anzusehen, und es bedarf nur noch mit wenigem der Einleitung, worüber ja auch bereits ein sehr klares Schema vorliegt. Die Ausführung dieses ist aber um so notwendiger und wünschenswerter, als dadurch die weimarischen Verhältnisse zuerst zur Sprache kommen und das Interesse für sie zuerst rege gemacht wird.

Montag, den 16. August 1824.

Der Verkehr mit Goethe war in diesen Tagen sehr reichhaltig, ich jedoch mit anderen Dingen zu beschäftigt, als daß es mir möglich gewesen, etwas Bedeutendes aus der Fülle seiner Gespräche niederzuschreiben.

Nur folgende Einzelheiten finden sich in meinem Tagebuche notiert, wovon ich die Verbindung und die Anlässe vergessen, aus denen sie hervorgegangen:

„Menſchen ſind ſchwimmende Töpfe, die ſich aneinander ſtoßen.“

„Am Morgen ſind wir am klügſten, aber auch am ſorglichſten; denn auch die Sorge iſt eine Klugheit, wiewohl nur eine paſſive. Die Dummheit weiß von keiner Sorge.“

„Man muß keine Jugendfehler ins Alter hineinnehmen, denn das Alter führt ſeine eigenen Mängel mit ſich.“

„Das Hofleben gleicht einer Muſik, wo jeder ſeine Takte und Pauſen halten muß.“

„Die Hofleute müßten vor Langerweile umkommen, wenn ſie ihre Zeit nicht durch Zeremonie auszufüllen wüßten.“

„Es iſt nicht gut, einem Fürſten zu raten, auch in der geringfügigſten Sache abzudanken.“

„Wer Schauſpieler bilden will, muß unendliche Geduld haben.“

Dienstag, den 9. November 1824.

Abends bei Goethe. Wir ſprachen über Klopſtock und Herder, und ich hörte ihm gerne zu, wie er die großen Verdienſte dieſer Männer gegen mich auseinanderſetzte.

„Unſere Literatur“, ſagte er, „wäre ohne dieſe gewaltigen Vorgänger das nicht geworden, was ſie jetzt iſt. Mit ihrem Auftreten waren ſie der Zeit voran und haben ſie gleichſam nach ſich geriſſen; jetzt aber iſt die Zeit *ihnen* vorangeeilt, und ſie, die einſt ſo notwendig und wichtig waren, haben jetzt aufgehört *Mittel* zu ſein. Ein junger Menſch, der heutzutage ſeine Kultur aus Klopſtock und Herder ziehen wollte, würde ſehr zurückbleiben.“

Wir ſprachen über Klopſtocks ‚Meſſias‘ und ſeine ‚Oden‘ und gedachten ihrer Verdienſte und Mängel. Wir waren

einig, daß Klopstock zur Anschauung und Auffassung der sinnlichen Welt und Zeichnung von Charakteren keine Richtung und Anlage gehabt, und daß ihm also das Wesentlichste zu einem epischen und dramatischen Dichter, ja man könnte sagen, zu einem Dichter überhaupt, gefehlt habe.

„Mir fällt hier jene Ode ein", sagte Goethe, „wo er die deutsche Muse mit der britischen einen Wettlauf machen läßt; und in der Tat, wenn man bedenkt, was es für ein Bild gibt, wenn die beiden Mädchen miteinander laufen und die Beine werfen und den Staub mit ihren Füßen erregen, so muß man wohl annehmen, der gute Klopstock habe nicht lebendig vor Augen gehabt und sich nicht sinnlich ausgebildet, was er machte, denn sonst hätte er sich unmöglich so vergreifen können."

Ich fragte Goethe, wie er in der Jugend zu Klopstock gestanden, und wie er ihn in jener Zeit angesehen.

„Ich verehrte ihn", sagte Goethe, „mit der Pietät, die mir eigen war; ich betrachtete ihn wie meinen Oheim. Ich hatte Ehrfurcht vor dem, was er machte, und es fiel mir nicht ein, darüber denken und daran etwas aussetzen zu wollen. Sein Vortreffliches ließ ich auf mich wirken und ging übrigens meinen eigenen Weg."

Wir kamen auf Herder zurück und ich fragte Goethe, was er für das beste seiner Werke halte. „Seine ‚Ideen zur Geschichte der Menschheit'", antwortete Goethe, „sind unstreitig das vorzüglichste. Später warf er sich auf die negative Seite und da war er nicht erfreulich."

„Bei der großen Bedeutung Herders", versetzte ich, „kann ich nicht mit ihm vereinigen, wie er in gewissen Dingen so wenig Urteil zu haben schien. Ich kann ihm z. B. nicht vergeben, daß er, zumal bei dem damaligen

Stande der deutſchen Literatur, das Manuſkript des ‚Götz von Berlichingen‘ ohne Würdigung ſeines Guten mit ſpöttelnden Anmerkungen zurückſandte. Es mußte ihm doch für gewiſſe Gegenſtände an allen Organen fehlen.“

„In dieſer Hinſicht war es arg mit Herder“, erwiderte Goethe; „ja wenn er als Geiſt in dieſem Augenblick hier gegenwärtig wäre“, fügte er lebhaft hinzu, „er würde uns nicht verſtehen.“

„Dagegen muß ich den Merck loben“, ſagte ich, „daß er Sie trieb, den ‚Götz‘ drucken zu laſſen.“

„Das war freilich ein wunderlicher bedeutender Menſch“, erwiderte Goethe. „‚Laß das Zeug drucken!‘ ſagte er; ‚es taugt zwar nichts, aber laß es nur drucken!‘ Er war nicht für das Umarbeiten, und er hatte recht; denn es wäre wohl anders geworden, aber nicht beſſer.“

Mittwoch, den 24. November 1824.

Ich beſuchte Goethe abends vor dem Theater und fand ihn ſehr wohl und heiter. Er erkundigte ſich nach den hier anweſenden jungen Engländern und ich ſagte ihm, daß ich die Abſicht habe, mit Herrn Doolan eine deutſche Überſetzung des Plutarch zu leſen. Dies führte das Geſpräch auf die römiſche und griechiſche Geſchichte, und Goethe äußerte ſich darüber folgendermaßen:

„Die römiſche Geſchichte“, ſagte er, „iſt für uns eigentlich nicht mehr an der Zeit. Wir ſind zu human geworden, als daß uns die Triumphe des Cäſar nicht widerſtehen ſollten. So auch die griechiſche Geſchichte bietet wenig Erfreuliches. Wo ſich dieſes Volk gegen äußere Feinde wendet, iſt es zwar groß und glänzend, allein die Zerſtückelung der Staaten und der ewige Krieg im Innern, wo der eine Grieche die Waffen gegen den

andern kehrt, ist auch desto unerträglicher. Zudem ist die Geschichte unserer eigenen Tage durchaus groß und bedeutend; die Schlachten von Leipzig und Waterloo ragen so gewaltig hervor, daß jene von Marathon und ähnliche andere nachgerade verdunkelt werden. Auch sind unsere einzelnen Helden nicht zurückgeblieben: die französischen Marschälle und Blücher und Wellington sind denen des Altertums völlig an die Seite zu setzen."

Das Gespräch wendete sich auf die neueste französische Literatur und der Franzosen täglich zunehmendes Interesse an deutschen Werken.

„Die Franzosen", sagte Goethe, „tun sehr wohl, daß sie anfangen, unsere Schriftsteller zu studieren und zu übersetzen; denn beschränkt in der Form und beschränkt in den Motiven, wie sie sind, bleibt ihnen kein anderes Mittel, als sich nach außen zu wenden. Mag man uns Deutschen eine gewisse Formlosigkeit vorwerfen, allein wir sind ihnen doch an Stoff überlegen. Die Theaterstücke von Kotzebue und Iffland sind so reich an Motiven, daß sie sehr lange daran werden zu pflücken haben, bis alles verbraucht sein wird. Besonders aber ist ihnen unsere philosophische Idealität willkommen; denn jedes Ideelle ist dienlich zu revolutionären Zwecken.

„Die Franzosen", fuhr Goethe fort, „haben Verstand und Geist, aber kein Fundament und keine Pietät. Was ihnen im Augenblick dient, was ihrer Partei zugute kommen kann, ist ihnen das Rechte. Sie loben uns daher auch nie aus Anerkennung unserer Verdienste, sondern nur, wenn sie durch unsere Ansichten ihre Partei verstärken können."

Wir sprachen darauf über unsere eigene Literatur, und was einigen unserer neuesten jungen Dichter hinderlich.

„Der Mehrzahl unſerer jungen Poeten", ſagte Goethe, „fehlt weiter nichts, als daß ihre Subjektivität nicht bedeutend iſt, und daß ſie im Objektiven den Stoff nicht zu finden wiſſen. Im höchſten Falle finden ſie einen Stoff, der ihnen ähnlich iſt, der ihrem Subjekte zuſagt; den Stoff aber um ſein ſelbſt willen, weil er ein poetiſcher iſt, auch dann zu ergreifen, wenn er dem Subjekt widerwärtig wäre, daran iſt nicht zu denken.

„Aber, wie geſagt, wären es nur bedeutende Perſonnagen, die durch große Studien und Lebensverhältniſſe gebildet würden, ſo möchte es, wenigſtens um unſere jungen Dichter lyriſcher Art, dennoch ſehr gut ſtehen."

Freitag, den 3. Dezember 1824.

Es war mir in dieſen Tagen ein Antrag zugekommen, für ein engliſches Journal unter ſehr vorteilhaften Bedingungen monatliche Berichte über die neueſten Erzeugniſſe deutſcher Literatur einzuſenden. Ich war ſehr geneigt, das Anerbieten anzunehmen, doch dachte ich, es wäre vielleicht gut, die Angelegenheit zuvor mit Goethe zu bereden.

Ich ging deshalb dieſen Abend zur Zeit des Lichtanzündens zu ihm. Er ſaß bei herabgelaſſenen Rouleaux vor einem großen Tiſch, auf welchem geſpeiſt worden und wo zwei Lichter brannten, die zugleich ſein Geſicht und eine koloſſale Büſte beleuchteten, die vor ihm auf dem Tiſche ſtand und mit deren Betrachtung er ſich beſchäftigte. „Nun", ſagte Goethe, nachdem er mich freundlich begrüßt, auf die Büſte deutend, „wer iſt das?" — „Ein Poet, und zwar ein Italiener ſcheint es zu ſein", ſagte ich. „Es iſt Dante", ſagte Goethe. „Er iſt gut gemacht, es iſt ein ſchöner Kopf, aber er iſt doch nicht

ganz erfreulich. Er iſt ſchon alt, gebeugt, verdrießlich, die Züge ſchlaff und herabgezogen, als wenn er eben aus der Hölle käme. Ich beſitze eine Medaille, die bei ſeinen Lebzeiten gemacht worden, da iſt alles bei weitem ſchöner.“ Goethe ſtand auf und holte die Medaille. „Sehen Sie, was hier die Naſe für Kraft hat, wie die Oberlippe ſo kräftig aufſchwillt, und das Kinn ſo ſtrebend iſt und mit den Knochen der Kinnlade ſo ſchön zuſammenfließt! Die Partie um die Augen, die Stirn iſt in dieſem koloſſalen Bilde faſt dieſelbige geblieben, alles übrige iſt ſchwächer und älter. Doch damit will ich das neue Werk nicht ſchelten, das im ganzen ſehr verdienſtlich und ſehr zu loben iſt.“

Goethe erkundigte ſich ſodann, wie ich in dieſen Tagen gelebt, und was ich gedacht und getrieben. Ich ſagte ihm, daß mir eine Aufforderung zugekommen, unter ſehr vorteilhaften Bedingungen für ein engliſches Journal monatliche Berichte über die neueſten Erzeugniſſe deutſcher ſchöner Proſa einzureichen, und daß ich ſehr geneigt ſei, das Anerbieten anzunehmen.

Goethes Geſicht, das bisher ſo freundlich geweſen, zog ſich bei dieſen Worten ganz verdrießlich, und ich konnte in jeder ſeiner Mienen die Mißbilligung meines Vorhabens leſen.

„Ich wollte“, ſagte er, „Ihre Freunde hätten Sie in Ruhe gelaſſen. Was wollen Sie ſich mit Dingen befaſſen, die nicht in Ihrem Wege liegen und die den Richtungen Ihrer Natur ganz zuwider ſind? Wir haben Gold, Silber und Papiergeld, und jedes hat ſeinen Wert und ſeinen Kurs, aber um jedes zu würdigen, muß man den Kurs kennen. Mit der Literatur iſt es nicht anders. Sie wiſſen wohl die Metalle zu ſchätzen, aber nicht das

Papiergeld, Sie ſind darin nicht hergekommen, und da wird Ihre Kritik ungerecht ſein und Sie werden die Sachen vernichten. Wollen Sie aber gerecht ſein und jedes in ſeiner Art anerkennen und gelten laſſen, ſo müſſen Sie ſich zuvor mit unſerer mittleren Literatur ins Gleichgewicht ſetzen und ſich zu keinen geringen Studien bequemen. Sie müſſen zurückgehen und ſehen, was die Schlegel gewollt und geleiſtet, und dann alle neueſten Autoren: Franz Horn, Hoffmann, Clauren u. ſ. w., alle müſſen Sie leſen. Und das iſt nicht genug. Auch alle Zeitſchriften, vom ‚Morgenblatt‘ bis zur ‚Abendzeitung‘, müſſen Sie halten, damit Sie von allem Neuhervortretenden ſogleich in Kenntnis ſind, und damit verderben Sie Ihre ſchönſten Stunden und Tage. Und dann, alle neuen Bücher, die Sie einigermaßen gründlich anzeigen wollen, müſſen Sie doch auch nicht bloß durchblättern, ſondern ſogar ſtudieren. Wie würde Ihnen das munden! Und endlich, wenn Sie das Schlechte ſchlecht finden, dürfen Sie es nicht einmal ſagen, wenn Sie ſich nicht der Gefahr ausſetzen wollen, mit aller Welt in Krieg zu geraten.

„Nein, wie geſagt, ſchreiben Sie das Anerbieten ab, es liegt nicht in Ihrem Wege. Überhaupt hüten Sie ſich vor Zerſplitterung und halten Sie Ihre Kräfte zuſammen. Wäre ich vor dreißig Jahren ſo klug geweſen, ich würde ganz andere Dinge gemacht haben. Was habe ich mit Schiller an den ‚Horen‘ und ‚Muſenalmanachen‘ nicht für Zeit verſchwendet! Gerade in dieſen Tagen, bei Durchſicht unſerer Briefe iſt mir alles recht lebendig geworden, und ich kann nicht ohne Verdruß an jene Unternehmungen zurückdenken, wobei die Welt uns mißbrauchte und die für uns ſelbſt ganz ohne Folge waren.

Das Talent glaubt freilich, es könne das auch, was es andere Leute tun ſieht; allein es iſt nicht ſo, und es wird ſeine faux-frais bereuen. Was haben wir davon, wenn unſere Haare auf eine Nacht gewickelt ſind? Wir haben Papier in den Haaren, das iſt alles, und am andern Abend ſind ſie doch wieder ſchlicht.

„Es kommt darauf an", fuhr Goethe fort, „daß Sie ſich ein Kapital bilden, das nie ausgeht. Dieſes werden Sie erlangen in dem begonnenen Studium der engliſchen Sprache und Literatur. Halten Sie ſich dazu und benutzen Sie die treffliche Gelegenheit der jungen Engländer zu jeder Stunde. Die alten Sprachen ſind Ihnen in der Jugend größtenteils entgangen, deshalb ſuchen Sie in der Literatur einer ſo tüchtigen Nation, wie die Engländer, einen Halt! Zudem iſt ja unſere eigene Literatur größtenteils aus der ihrigen hergekommen. Unſere Romane, unſere Trauerſpiele, woher haben wir ſie denn als von Goldſmith, Fielding und Shakeſpeare? Und noch heutzutage, wo wollen Sie denn in Deutſchland drei literariſche Helden finden, die dem Lord Byron, Moore und Walter Scott an die Seite zu ſetzen wären? Alſo noch einmal, befeſtigen Sie ſich im Engliſchen, halten Sie Ihre Kräfte zu etwas Tüchtigem zuſammen, und laſſen Sie alles fahren, was für Sie keine Folge hat und Ihnen nicht gemäß iſt!"

Ich freute mich, daß ich Goethe zu reden gebracht, und war in meinem Innern vollkommen beruhigt und entſchloſſen, nach ſeinem Rat in alle Wege zu handeln.

Herr Kanzler von Müller ließ ſich melden und ſetzte ſich zu uns. Und ſo kam das Geſpräch wieder auf die vor uns ſtehende Büſte des Dante und deſſen Leben und Werke. Beſonders ward der Dunkelheit jener Dichtungen

gedacht, wie seine eigenen Landsleute ihn nie verstanden, und daß es einem Ausländer um so mehr unmöglich sei, solche Finsternisse zu durchdringen. „Ihnen", wendete sich Goethe freundlich zu mir, „soll das Studium dieses Dichters von Ihrem Beichtvater hiermit durchaus verboten sein."

Goethe bemerkte ferner, daß der schwere Reim an jener Unverständlichkeit vorzüglich mit schuld sei. Übrigens sprach Goethe von Dante mit aller Ehrfurcht, wobei es mir merkwürdig war, daß ihm das Wort Talent nicht genügte, sondern daß er ihn eine Natur nannte, als womit er ein Umfassenderes, Ahnungsvolleres, tiefer und weiter um sich Blickendes ausdrücken zu wollen schien.

Donnerstag, den 9. Dezember 1824.

Ich ging gegen Abend zu Goethe. Er reichte mir freundlich die Hand entgegen und begrüßte mich mit dem Lobe meines Gedichtes zu Schellhorns Jubiläum. Ich brachte ihm dagegen die Nachricht, daß ich geschrieben und das englische Anerbieten abgelehnt habe.

„Gottlob", sagte er, „daß Sie wieder frei und in Ruhe sind. Nun will ich Sie gleich noch vor etwas warnen. Es werden die Komponisten kommen und eine Oper haben wollen; aber da seien Sie gleichfalls nur standhaft und lehnen Sie ab, denn das ist auch eine Sache, die zu nichts führt und womit man seine Zeit verdirbt."

Goethe erzählte mir darauf, daß er dem Verfasser des ‚Paria' durch Nees von Esenbeck den Komödienzettel nach Bonn geschickt habe, woraus der Dichter sehen möge, daß sein Stück hier gegeben worden. „Das Leben ist kurz", fügte er hinzu, „man muß sich einander einen Spaß zu machen suchen."

Die Berliner Zeitungen lagen vor ihm, und er erzählte mir von der großen Wasserflut in Petersburg. Er gab mir das Blatt, daß ich es lesen möchte. Er sprach dann über die schlechte Lage von Petersburg und lachte beifällig über eine Äußerung Rousseaus, welcher gesagt habe, daß man ein Erdbeben dadurch nicht verhindern könne, daß man in die Nähe eines feuerspeienden Berges eine Stadt baue. „Die Natur geht ihren Gang", sagte er, „und dasjenige, was uns als Ausnahme erscheint, ist in der Regel."

Wir gedachten darauf der großen Stürme, die an allen Küsten gewütet, sowie der übrigen gewaltsamen Naturäußerungen, welche die Zeitungen gemeldet, und ich fragte Goethe, ob man wohl wisse, wie dergleichen zusammenhänge. „Das weiß niemand", antwortete Goethe, „man hat kaum bei sich von solchen geheimen Dingen eine Ahnung, viel weniger könnte man es aussprechen."

Oberbaudirektor Coudray ließ sich melden, desgleichen Professor Riemer; beide gesellten sich zu uns, und so wurde denn die Wassersnot von Petersburg abermals durchgesprochen, wobei Coudray uns durch Zeichnung des Planes jener Stadt die Einwirkungen der Newa und übrige Lokalität deutlich machte.

1825

Montag, den 10. Januar 1825.

Bei seinem großen Interesse für die englische Nation hatte Goethe mich ersucht, die hier anwesenden jungen Engländer ihm nach und nach vorzustellen. Heute um fünf Uhr erwartete er mich mit dem englischen Ingenieur-

offizier Herrn H., von welchem ich ihm vorläufig viel Gutes hatte sagen können. Wir gingen also zur bestimmten Stunde hin und wurden durch den Bedienten in ein angenehm erwärmtes Zimmer geführt, wo Goethe in der Regel nachmittags und abends zu sein pflegt. Drei Lichter brannten auf dem Tische; aber Goethe war nicht darin, wir hörten ihn in dem anstoßenden Saale sprechen.

Herr H. sah sich derweile um und bemerkte außer den Gemälden und einer großen Gebirgskarte an den Wänden ein Repositorium mit vielen Mappen, von welchen ich ihm sagte, daß sie viele Handzeichnungen berühmter Meister und Kupferstiche nach den besten Gemälden aller Schulen enthielten, die Goethe im Leben nach und nach gesammelt habe und deren wiederholte Betrachtung ihm Unterhaltung gewähre.

Nachdem wir einige Minuten gewartet hatten, trat Goethe zu uns herein und begrüßte uns freundlich. „Ich darf Sie geradezu in deutscher Sprache anreden", wendete er sich an Herrn H., „denn ich höre, Sie sind im Deutschen schon recht bewandert." Dieser erwiderte hierauf mit wenigem freundlich, und Goethe bat uns darauf, Platz zu nehmen.

Die Persönlichkeit des Herrn H. mußte auf Goethe einen guten Eindruck machen, denn seine große Liebenswürdigkeit und heitere Milde zeigte sich dem Fremden gegenüber heute in ihrer wahren Schönheit. „Sie haben wohlgetan", sagte er, „daß Sie, um Deutsch zu lernen, zu uns herübergekommen sind, wo Sie nicht allein die Sprache leicht und schnell gewinnen, sondern auch die Elemente, worauf sie ruht, unsern Boden, Klima, Lebensart, Sitten, gesellschaftlichen Verkehr, Verfassung und dergleichen mit nach England im Geiste hinübernehmen."

„Das Interesse für die deutsche Sprache", erwiderte Herr H., „ist jetzt in England groß und wird täglich allgemeiner, so daß jetzt fast kein junger Engländer von guter Familie ist, der nicht Deutsch lernte."

„Wir Deutschen", versetzte Goethe freundlich, „haben es jedoch Ihrer Nation in dieser Hinsicht um ein halbes Jahrhundert zuvorgetan. Ich beschäftige mich seit fünfzig Jahren mit der englischen Sprache und Literatur, so daß ich Ihre Schriftsteller und das Leben und die Einrichtung Ihres Landes sehr gut kenne. Käme ich nach England hinüber, ich würde kein Fremder sein.

„Aber, wie gesagt, Ihre jungen Landsleute tun wohl, daß sie jetzt zu uns kommen und auch unsere Sprache lernen. Denn nicht allein, daß unsere eigene Literatur es an sich verdient, sondern es ist auch nicht zu leugnen, daß wenn einer jetzt das Deutsche gut versteht, er viele andere Sprachen entbehren kann. Von der französischen rede ich nicht, sie ist die Sprache des Umgangs und ganz besonders auf Reisen unentbehrlich, weil sie jeder versteht und man sich in allen Ländern mit ihr statt eines guten Dolmetschers aushelfen kann. Was aber das Griechische, Lateinische, Italienische und Spanische betrifft, so können wir die vorzüglichsten Werke dieser Nationen in so guten deutschen Übersetzungen lesen, daß wir ohne ganz besondere Zwecke nicht Ursache haben, auf die mühsame Erlernung jener Sprachen viele Zeit zu verwenden. Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigentümlichkeit zu bequemen. Dieses und die große Fügsamkeit unserer Sprache macht denn die deutschen Übersetzungen durchaus treu und vollkommen.

„Und dann ist wohl nicht zu leugnen, daß man im

allgemeinen mit einer guten Überſetzung ſehr weit kommt. Friedrich der Große konnte kein Latein, aber er las ſeinen Cicero in der franzöſiſchen Überſetzung ebenſo gut als wir andern in der Urſprache."

Dann das Geſpräch auf das Theater wendend, fragte Goethe Herrn H., ob er es viel beſuche. „Ich beſuche das Theater jeden Abend", antwortete dieſer, „und ich finde, daß der Gewinn für das Verſtehen der Sprache ſehr groß iſt." — „Es iſt merkwürdig", erwiderte Goethe, „daß das Ohr und überall das Vermögen des Verſtehens dem des Sprechens voraufeilt, ſo daß einer bald ſehr gut alles verſtehen, aber keineswegs alles ausdrücken kann." — „Ich finde täglich", entgegnete Herr H., „daß dieſe Bemerkung ſehr wahr iſt; denn ich verſtehe ſehr gut alles, was geſprochen wird, auch ſehr gut alles, was ich leſe, ja ich fühle ſogar, wenn einer im Deutſchen ſich nicht richtig ausdrückt. Allein wenn ich ſpreche, ſo ſtockt es, und ich weiß nicht recht zu ſagen was ich möchte. Eine leichte Konverſation bei Hofe, ein Spaß mit den Damen, eine Unterhaltung beim Tanz und dergleichen gelingt mir ſchon. Will ich aber im Deutſchen über einen höheren Gegenſtand meine Meinung hervorbringen, will ich etwas Eigentümliches und Geiſtreiches ſagen, ſo ſtockt es und ich kann nicht fort." — „Da tröſten und beruhigen Sie ſich nur", erwiderte Goethe; „denn dergleichen Ungewöhnliches auszudrücken wird uns wohl in unſerer eigenen Mutterſprache ſchwer."

Goethe fragte darauf Herrn H., was er von deutſcher Literatur geleſen habe. „Ich habe den ‚Egmont' geleſen", antwortete dieſer, „und habe an dem Buche ſo viele Freude gehabt, daß ich dreimal zu ihm zurückgekehrt bin. So auch hat ‚Torquato Taſſo' mir vielen Genuß gewährt.

Jetzt lese ich den ‚Faust‘; ich finde aber, daß er ein wenig schwer ist.“ Goethe lachte bei diesen letzten Worten. „Freilich“, sagte er, „würde ich Ihnen zum ‚Faust‘ noch nicht geraten haben. Es ist tolles Zeug und geht über alle gewöhnlichen Empfindungen hinaus. Aber da Sie es von selbst getan haben, ohne mich zu fragen, so mögen Sie sehen, wie Sie durchkommen. Faust ist ein so seltsames Individuum, daß nur wenige Menschen seine inneren Zustände nachempfinden können. So der Charakter des Mephistopheles ist durch die Ironie und als lebendiges Resultat einer großen Weltbetrachtung wieder etwas sehr Schweres. Doch sehen Sie zu, was für Lichter sich Ihnen dabei auftun. Der ‚Tasso‘ dagegen steht dem allgemeinen Menschengefühl bei weitem näher, auch ist das Ausführliche seiner Form einem leichteren Verständnis günstig.“ — „Dennoch“, erwiderte Herr H., „hält man in Deutschland den ‚Tasso‘ für schwer, so daß man sich wunderte, als ich sagte, daß ich ihn lese.“ — „Die Hauptsache beim ‚Tasso‘“, sagte Goethe, „ist die, daß man kein Kind mehr sei und gute Gesellschaft nicht entbehrt habe. Ein junger Mann von guter Familie mit hinreichendem Geist und Zartsinn und genugsamer äußeren Bildung, wie sie aus dem Umgange mit vollendeten Menschen der höheren und höchsten Stände hervorgeht, wird den ‚Tasso‘ nicht schwer finden.“

Das Gespräch lenkte sich auf den ‚Egmont‘, und Goethe sagte darüber folgendes: „Ich schrieb den ‚Egmont‘ im Jahre 1775, also vor fünfzig Jahren. Ich hielt mich sehr treu an die Geschichte und strebte nach möglichster Wahrheit. Als ich darauf zehn Jahre später in Rom war, las ich in den Zeitungen, daß die geschilderten revolutionären Szenen in den Niederlanden sich buch-

ſtäblich wiederholten. Ich ſah daraus, daß die Welt immer dieſelbige bleibt, und daß meine Darſtellung einiges Leben haben mußte."

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen war die Zeit des Theaters herangekommen, und wir ſtanden auf und wurden von Goethe freundlich entlaſſen.

Im Nachhauſegehen fragte ich Herrn H., wie ihm Goethe gefallen. „Ich habe nie einen Mann geſehen", antwortete dieſer, „der bei aller liebevollen Milde ſo viel angeborene Würde beſäße. Er iſt immer groß, er mag ſich ſtellen und ſich herablaſſen wie er wolle."

Dienstag, den 18. Januar 1825.

Ich ging heute um fünf Uhr zu Goethe, den ich in einigen Tagen nicht geſehen hatte, und verlebte mit ihm einen ſchönen Abend. Ich fand ihn in ſeiner Arbeitsſtube in der Dämmerung ſitzend, in Geſprächen mit ſeinem Sohn und dem Hofrat Rehbein, ſeinem Arzt. Ich ſetzte mich zu ihnen an den Tiſch. Wir ſprachen noch eine Weile in der Dämmerung; dann ward Licht gebracht, und ich hatte die Freude, Goethe vollkommen friſch und heiter vor mir zu ſehen.

Er erkundigte ſich, wie gewöhnlich, teilnehmend nach dem, was mir in dieſen Tagen Neues begegnet, und ich erzählte ihm, daß ich die Bekanntſchaft einer Dichterin gemacht habe. Ich konnte zugleich ihr nicht gewöhnliches Talent rühmen, und Goethe, der einige ihrer Produkte gleichfalls kannte, ſtimmte in dieſes Lob mit ein. „Eins von ihren Gedichten", ſagte er, „wo ſie eine Gegend ihrer Heimat beſchreibt, iſt von einem höchſt eigentümlichen Charakter. Sie hat eine gute Richtung auf äußere Gegenſtände, auch fehlt es ihr nicht an guten

inneren Eigenſchaften. Freilich wäre auch manches an ihr auszuſetzen, wir wollen ſie jedoch gehen laſſen und ſie auf dem Wege nicht irren, den das Talent ihr zeigen wird."

Das Geſpräch kam nun auf die Dichterinnen im allgemeinen, und der Hofrat Rehbein bemerkte, daß das poetiſche Talent der Frauenzimmer ihm oft als eine Art von geiſtigem Geſchlechtstriebe vorkomme. „Da hören Sie nur", ſagte Goethe lachend, indem er mich anſah, „geiſtigen Geſchlechtstrieb! — wie der Arzt das zurechtlegt!" — „Ich weiß nicht, ob ich mich recht ausdrücke", fuhr dieſer fort, „aber es iſt ſo etwas. Gewöhnlich haben dieſe Weſen das Glück der Liebe nicht genoſſen, und ſie ſuchen nun in geiſtigen Richtungen Erſatz. Wären ſie zu rechter Zeit verheiratet und hätten ſie Kinder geboren, ſie würden an poetiſche Produktionen nicht gedacht haben."

„Ich will nicht unterſuchen", ſagte Goethe, „inwiefern Sie in dieſem Falle recht haben; aber bei Frauenzimmertalenten anderer Art habe ich immer gefunden, daß ſie mit der Ehe aufhörten. Ich habe Mädchen gekannt, die vortrefflich zeichneten, aber ſobald ſie Frauen und Mütter wurden, war es aus; ſie hatten mit den Kindern zu tun und nahmen keinen Griffel mehr in die Hand.

„Doch unſere Dichterinnen", fuhr er ſehr lebhaft fort, „möchten immer dichten und ſchreiben ſo viel ſie wollten, wenn nur unſere Männer nicht wie die Weiber ſchrieben! Aber das iſt es, was mir nicht gefällt. Man ſehe doch nur unſere Zeitſchriften und Taſchenbücher, wie das alles ſo ſchwach iſt und immer ſchwächer wird! Wenn man jetzt ein Kapitel des ‚Cellini' im ‚Morgenblatt' abdrucken ließe, wie würde ſich das ausnehmen!

„Unterdeſſen", fuhr er heiter fort, „wollen wir es gut

ſein laſſen und uns unſeres kräftigen Mädchens in Halle freuen, die uns mit männlichem Geiſte in die ſerbiſche Welt einführt. Die Gedichte ſind vortrefflich! Es ſind einige darunter, die ſich dem ‚Hohen Liede‘ an die Seite ſetzen laſſen, und das will etwas heißen. Ich habe den Aufſatz über dieſe Gedichte beendigt, und er iſt auch bereits abgedruckt.“ Mit dieſen Worten reichte er mir die erſten vier Aushängebogen eines neuen Heftes von ‚Kunſt und Altertum‘ zu, wo ich dieſen Aufſatz fand. „Ich habe die einzelnen Gedichte ihrem Hauptinhalte nach mit kurzen Worten charakteriſiert, und Sie werden ſich über die köſtlichen Motive freuen. Rehbein iſt ja auch der Poeſie nicht unkundig, wenigſtens was den Gehalt und Stoff betrifft, und er hört vielleicht gern mit zu, wenn Sie dieſe Stelle vorleſen.“

Ich las den Inhalt der einzelnen Gedichte langſam. Die angedeuteten Situationen waren ſo ſprechend und ſo zeichnend, daß mir bei einem jeden Worte ein ganzes Gedicht ſich vor den Augen aufbildete. Beſonders anmutig wollten mir die folgenden erſcheinen:

1.

Sittſamkeit eines ſerbiſchen Mädchens, welches die ſchönen Augenwimpern niemals aufſchlägt.

2.

Innerer Streit des Liebenden, der als Brautführer ſeine Geliebte einem Dritten zuführen ſoll.

3.

Beſorgt um den Geliebten, will das Mädchen nicht ſingen, um nicht froh zu ſcheinen.

4.

Klage über Umkehrung der Sitten, daß der Jüngling die Witwe freie, der Alte die Jungfrau.

5.

Klage eines Jünglings, daß die Mutter der Tochter zu viel Freiheit gebe.

6.

Vertraulich-frohes Gespräch des Mädchens mit dem Pferde, das ihr seines Herrn Neigung und Absichten verrät.

7.

Mädchen will den Ungeliebten nicht.

8.

Die schöne Kellnerin; ihr Geliebter ist nicht mit unter den Gästen.

9.

Finden und zartes Aufwecken der Geliebten.

10.

Welches Gewerbes wird der Gatte sein?

11.

Liebesfreuden verschwatzt.

12.

Der Liebende kommt aus der Fremde, beobachtet sie am Tage, überrascht sie zur Nacht.

Ich bemerkte, daß diese bloßen Motive so viel Leben in mir anregten, als läse ich die Gedichte selbst, und daß ich daher nach dem Ausgeführten gar kein Verlangen trage.

„Sie haben ganz recht", sagte Goethe, „es ist so. Aber Sie sehen daraus die große Wichtigkeit der Motive, die niemand begreifen will. Unsere Frauenzimmer haben davon nun vollends keine Ahnung. Dies Gedicht ist schön, sagen sie, und denken dabei bloß an die Empfindungen, an die Worte, an die Verse. Daß aber die wahre Kraft und Wirkung eines Gedichts in der Situation, in den Motiven besteht, daran denkt niemand. Und

aus dieſem Grunde werden denn auch Tauſende von Gedichten gemacht, wo das Motiv durchaus null iſt und die bloß durch Empfindungen und klingende Verſe eine Art von Exiſtenz vorſpiegeln. Überhaupt haben die Dilettanten und beſonders die Frauen von der Poeſie ſehr ſchwache Begriffe. Sie glauben gewöhnlich, wenn ſie nur das Techniſche loshätten, ſo hätten ſie das Weſen und wären gemachte Leute; allein ſie ſind ſehr in der Irre."

Profeſſor Riemer ließ ſich melden; Hofrat Rehbein empfahl ſich. Riemer ſetzte ſich zu uns. Das Geſpräch über die Motive der ſerbiſchen Liebesgedichte ging fort. Riemer kannte ſchon, wovon die Rede war, und er machte die Bemerkung, daß man nach den obigen Inhaltsandeutungen nicht allein Gedichte machen könne, ſondern daß auch jene Motive, ohne ſie aus dem Serbiſchen gekannt zu haben, von deutſcher Seite ſchon wären gebraucht und gebildet worden. Er gedachte hierauf einiger Gedichte von ſich ſelber, ſo wie mir während dem Leſen ſchon einige Gedichte von Goethe eingefallen waren, die ich erwähnte.

„Die Welt bleibt immer dieſelbe", ſagte Goethe, „die Zuſtände wiederholen ſich, das eine Volk lebt, liebt und empfindet wie das andere: warum ſollte denn der eine Poet nicht wie der andere dichten? Die Situationen des Lebens ſind ſich gleich: warum ſollten denn die Situationen der Gedichte ſich nicht gleich ſein?"

„Und eben dieſe Gleichheit des Lebens und der Empfindungen", ſagte Riemer, „macht es ja, daß wir imſtande ſind, die Poeſie anderer Völker zu verſtehen. Wäre dieſes nicht, ſo würden wir ja bei ausländiſchen Gedichten nie wiſſen, wovon die Rede iſt."

„Mir ſind daher", nahm ich das Wort, „immer die Gelehrten höchſt ſeltſam vorgekommen, welche die Meinung zu haben ſcheinen, das Dichten geſchehe nicht vom Leben zum Gedicht, ſondern vom Buche zum Gedicht. Sie ſagen immer: das hat er dort her, und das dort! Finden ſie z. B. beim Shakeſpeare Stellen, die bei den Alten auch vorkommen, ſo ſoll er es auch von den Alten haben! So gibt es unter andern beim Shakeſpeare eine Situation, wo man beim Anblick eines ſchönen Mädchens die Eltern glücklich preiſt, die ſie Tochter nennen, und den Jüngling glücklich, der ſie als Braut heimführen wird. Und weil nun beim Homer dasſelbige vorkommt, ſo ſoll es der Shakeſpeare auch vom Homer haben! Wie wunderlich! Als ob man nach ſolchen Dingen ſo weit zu gehen brauchte, und als ob man dergleichen nicht täglich vor Augen hätte und empfände und ausſpräche!"

„Ach ja", ſagte Goethe, „das iſt höchſt lächerlich."

„So auch", fuhr ich fort, „zeigt ſelbſt Lord Byron ſich nicht klüger, wenn er Ihren ‚Fauſt' zerſtückelt und der Meinung iſt, als hätten Sie dieſes hier her und jenes dort."

„Ich habe", ſagte Goethe, „alle jene von Lord Byron angeführten Herrlichkeiten größtenteils nicht einmal geleſen, viel weniger habe ich daran gedacht, als ich den ‚Fauſt' machte. Aber Lord Byron iſt nur groß, wenn er dichtet; ſobald er reflektiert, iſt er ein Kind. So weiß er ſich auch gegen dergleichen ihn ſelbſt betreffende unverſtändige Angriffe ſeiner eigenen Nation nicht zu helfen; er hätte ſich ſtärker dagegen ausdrücken ſollen. Was da iſt, das iſt mein — hätte er ſagen ſollen, und ob ich es aus dem Leben oder aus dem Buche genommen, das iſt gleichviel, es kam bloß darauf an, daß ich es

recht gebrauchte! Walter Scott benutzte eine Szene meines ‚Egmont', und er hatte ein Recht dazu, und weil es mit Verstand geschah, so ist er zu loben. So auch hat er den Charakter meiner ‚Mignon' in einem seiner Romane nachgebildet; ob aber mit ebenso viel Weisheit, ist eine andere Frage. Lord Byrons verwandelter Teufel ist ein fortgesetzter Mephistopheles, und das ist recht. Hätte er aus origineller Grille ausweichen wollen, er hätte es schlechter machen müssen. So singt mein Mephistopheles ein Lied von Shakespeare, und warum sollte er das nicht? Warum sollte ich mir die Mühe geben, ein eigenes zu erfinden, wenn das von Shakespeare eben recht war und eben das sagte, was es sollte? Hat daher auch die Exposition meines ‚Faust' mit der des ‚Hiob' einige Ähnlichkeit, so ist das wiederum ganz recht, und ich bin deswegen eher zu loben als zu tadeln."

Goethe war in der besten Laune. Er ließ eine Flasche Wein kommen, wovon er Riemern und mir einschenkte; er selbst trank Marienbader Wasser. Der Abend schien bestimmt zu sein, mit Riemern das Manuskript seiner fortgesetzten Selbstbiographie durchzugehen, um vielleicht hinsichtlich des Ausdruckes hin und wieder noch einiges zu verbessern. „Eckermann bleibt wohl bei uns und hört mit zu", sagte Goethe, welches mir sehr lieb war zu vernehmen. Und so legte er denn Riemern das Manuskript vor, der mit dem Jahre 1795 zu lesen anfing.

Ich hatte schon im Laufe des Sommers die Freude gehabt, alle diese noch ungedruckten Lebensjahre bis auf die neueste Zeit herauf wiederholt zu lesen und zu betrachten. Aber jetzt in Goethes Gegenwart sie laut vorlesen zu hören, gewährte mir einen ganz neuen Genuß. Riemer war auf den Ausdruck gerichtet, und ich hatte

Gelegenheit, seine große Gewandtheit und seinen Reichtum an Worten und Wendungen zu bewundern. In Goethen aber war die geschilderte Lebensepoche rege, er schwelgte in Erinnerungen und ergänzte bei Erwähnung einzelner Personen und Vorfälle das Geschriebene durch detaillierte mündliche Erzählung. Es war ein köstlicher Abend! Der bedeutendsten mitlebenden Männer ward wiederholt gedacht; zu Schillern jedoch, der dieser Epoche von 1795 bis 1800 am engsten verflochten war, kehrte das Gespräch immer von neuem zurück. Das Theater war ein Gegenstand ihres gemeinsamen Wirkens gewesen, so auch fallen Goethes vorzüglichste Werke in jene Zeit. Der ‚Wilhelm Meister' wird beendigt, ‚Hermann und Dorothea' gleich hinterher entworfen und geschrieben, ‚Cellini' übersetzt für die ‚Horen', die ‚Xenien' gemeinschaftlich gedichtet für Schillers ‚Musenalmanach'. An täglichen Berührungspunkten war kein Mangel. Dieses alles kam nun diesen Abend zur Sprache, und es fehlte Goethen nicht an Anlaß zu den interessantesten Äußerungen.

„‚Hermann und Dorothea'", sagte er unter anderm, „ist fast das einzige meiner größeren Gedichte, das mir noch Freude macht; ich kann es nie ohne innigen Anteil lesen. Besonders lieb ist es mir in der lateinischen Übersetzung; es kommt mir da vornehmer vor, als wäre es, der Form nach, zu seinem Ursprunge zurückgekehrt."

Auch vom ‚Wilhelm Meister' war wiederholt die Rede. „Schiller", sagte er, „tadelte die Einflechtung des Tragischen, als welches nicht in den Roman gehöre. Er hatte jedoch Unrecht, wie wir alle wissen. In seinen Briefen an mich sind über den ‚Wilhelm Meister' die bedeutendsten Ansichten und Äußerungen. Es gehört dieses

Werk übrigens zu den inkalkulabelsten Produktionen, wozu mir fast selbst der Schlüssel fehlt. Man sucht einen Mittelpunkt, und das ist schwer und nicht einmal gut. Ich sollte meinen, ein reiches mannigfaltiges Leben, das unsern Augen vorübergeht, wäre auch an sich etwas ohne ausgesprochene Tendenz, die doch bloß für den Begriff ist. Will man aber dergleichen durchaus, so halte man sich an die Worte Friedrichs, die er am Ende an unsern Helden richtet, indem er sagt: ‚Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.‘ Hieran halte man sich. Denn im Grunde scheint doch das Ganze nichts anderes sagen zu wollen, als daß der Mensch trotz aller Dummheiten und Verwirrungen, von einer höheren Hand geleitet, doch zum glücklichen Ziele gelange.“

Der großen Kultur der mittleren Stände ward darauf gedacht, die sich seit den letzten funfzig Jahren über Deutschland verbreitet, und Goethe schrieb die Verdienste hierum weniger Lessingen zu, als Herdern und Wieland. „Lessing“, sagte er, „war der höchste Verstand, und nur ein ebenso großer konnte von ihm wahrhaft lernen. Dem Halbvermögen war er gefährlich.“ Er nannte einen Journalisten, der sich nach Lessing gebildet und am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Rolle, aber keine edle gespielt habe, weil er seinem großen Vorgänger so weit nachgestanden.

„Wielanden“, sagte Goethe, „verdankt das ganze obere Deutschland seinen Stil. Es hat viel von ihm gelernt, und die Fähigkeit, sich gehörig auszudrücken, ist nicht das geringste.“

Bei Erwähnung der ‚Xenien‘ rühmte Goethe besonders die von Schiller, die er scharf und schlagend nannte, da-

gegen seine eigenen unschuldig und geringe. „Den ‚Tierkreis'", sagte er, „welcher von Schiller ist, lese ich stets mit Bewunderung. Die guten Wirkungen, die sie zu ihrer Zeit auf die deutsche Literatur ausübten, sind gar nicht zu berechnen." Viele Personen wurden bei dieser Gelegenheit genannt, gegen welche die ‚Xenien' gerichtet waren; ihre Namen sind jedoch meinem Gedächtnis entgangen.

Nachdem nun so, von diesen und hundert andern interessanten Äußerungen und Einflechtungen Goethes unterbrochen, das gedachte Manuskript bis zu Ende des Jahres 1800 vorgelesen und besprochen war, legte Goethe die Papiere an die Seite und ließ an einem Ende des großen Tisches, an dem wir saßen, decken und ein kleines Abendessen bringen. Wir ließen es uns wohl sein; Goethe selbst rührte aber keinen Bissen an, wie ich ihn denn nie abends habe essen sehen. Er saß bei uns, schenkte uns ein, putzte die Lichter und erquickte uns überdies geistig mit den herrlichsten Worten. Das Andenken Schillers war in ihm so lebendig, daß die Gespräche dieser letzten Hälfte des Abends nur ihm gewidmet waren.

Riemer erinnerte an Schillers Persönlichkeit. „Der Bau seiner Glieder, sein Gang auf der Straße, jede seiner Bewegungen", sagte er, „war stolz, nur die Augen waren sanft." — „Ja", sagte Goethe, „alles übrige an ihm war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft. Und wie sein Körper war sein Talent. Er griff in einen großen Gegenstand kühn hinein und betrachtete und wendete ihn hin und her, und sah ihn so an und so, und handhabte ihn so und so. Er sah seinen Gegenstand gleichsam nur von außen an, eine stille Entwickelung aus dem Innern war nicht seine Sache. Sein

Talent war mehr desultorisch. Deshalb war er auch nie entschieden und konnte nie fertig werden. Er wechselte oft noch eine Rolle kurz vor der Probe.

„Und wie er überall kühn zu Werke ging, so war er auch nicht für vieles Motivieren. Ich weiß, was ich mit ihm beim ‚Tell' für Not hatte, wo er geradezu den Geßler einen Apfel vom Baum brechen und vom Kopf des Knaben schießen lassen wollte. Dies war nun ganz gegen meine Natur, und ich überredete ihn, diese Grausamkeit doch wenigstens dadurch zu motivieren, daß er Tells Knaben mit der Geschicklichkeit seines Vaters gegen den Landvogt großtun lasse, indem er sagt, daß er wohl auf hundert Schritte einen Apfel vom Baume schieße. Schiller wollte anfänglich nicht daran, aber er gab doch endlich meinen Vorstellungen und Bitten nach und machte es so, wie ich ihm geraten.

„Daß ich dagegen oft zu viel motivierte, entfernte meine Stücke vom Theater. Meine ‚Eugenie' ist eine Kette von lauter Motiven, und dies kann auf der Bühne kein Glück machen.

„Schillers Talent war recht fürs Theater geschaffen. Mit jedem Stücke schritt er vor und ward er vollendeter; doch war es wunderlich, daß ihm noch von den ‚Räubern' her ein gewisser Sinn für das Grausame anklebte, der selbst in seiner schönsten Zeit ihn nie ganz verlassen wollte. So erinnere ich mich noch recht wohl, daß er im ‚Egmont' in der Gefängnisszene, wo diesem das Urteil vorgelesen wird, den Alba in einer Maske und in einen Mantel gehüllt im Hintergrunde erscheinen ließ, um sich an dem Effekt zu weiden, den das Todesurteil auf Egmont haben würde. Hierdurch sollte sich der Alba als unersättlich in Rache und Schadenfreude darstellen. Ich

proteſtierte jedoch, und die Figur blieb weg. Er war ein wunderlicher großer Menſch.

„Alle acht Tage war er ein anderer und ein vollendeterer; jedesmal wenn ich ihn wiederſah, erſchien er mir vorgeſchritten in Beleſenheit, Gelehrſamkeit und Urteil. Seine Briefe ſind das ſchönſte Andenken, das ich von ihm beſitze, und ſie gehören mit zu dem Vortrefflichſten, was er geſchrieben. Seinen letzten Brief bewahre ich als ein Heiligtum unter meinen Schätzen.“ Goethe ſtand auf und holte ihn. „Da ſehen und leſen Sie“, ſagte er, indem er mir ihn zureichte.

Der Brief war ſchön und mit kühner Hand geſchrieben. Er enthielt ein Urteil über Goethes Anmerkungen zu ‚Rameaus Neffen‘, welche die franzöſiſche Literatur jener Zeit darſtellen, und die er Schillern in Manuſkript zur Anſicht mitgeteilt hatte. Ich las den Brief Riemern vor. „Sie ſehen“, ſagte Goethe, „wie ſein Urteil treffend und beiſammen iſt, und wie die Handſchrift durchaus keine Spur irgend einer Schwäche verrät. Er war ein prächtiger Menſch, und bei völligen Kräften iſt er von uns gegangen. Dieſer Brief iſt vom 24. April 1805 — Schiller ſtarb am 9. Mai.“

Wir betrachteten den Brief wechſelsweiſe und freuten uns des klaren Ausdrucks wie der ſchönen Handſchrift, und Goethe widmete ſeinem Freunde noch manches Wort eines liebevollen Andenkens, bis es ſpät gegen elf Uhr geworden war und wir gingen.

Donnerstag, den 24. Februar 1825.

„Wäre es meine Sache noch, dem Theater vorzuſtehen“, ſagte Goethe dieſen Abend, „ich würde Byrons ‚Dogen von Venedig‘ auf die Bühne bringen. Freilich iſt das

Stück zu lang und es müßte gekürzt werden; aber man müßte nichts daran schneiden und streichen, sondern es so machen: man müßte den Inhalt jeder Szene in sich aufnehmen und ihn bloß kürzer wiedergeben. Dadurch würde das Stück zusammengehen, ohne daß man ihm durch Änderungen schadete, und es würde an kräftiger Wirkung durchaus gewinnen, ohne im wesentlichen von seinem Schönen etwas einzubüßen."

Diese Äußerung Goethes gab mir eine neue Ansicht, wie man beim Theater in hundert ähnlichen Fällen zu verfahren habe, und ich war über diese Maxime, die freilich einen guten Kopf, ja einen Poeten voraussetzt, der seine Sache versteht, höchst erfreut.

Wir sprachen über Lord Byron weiter, und ich erwähnte, wie er in seinen Konversationen mit Medwin es als etwas höchst Schwieriges und Undankbares ausgesprochen habe, für das Theater zu schreiben. „Es kommt darauf an", sagte Goethe, „daß der Dichter die Bahn zu treffen wisse, die der Geschmack und das Interesse des Publikums genommen hat. Fällt die Richtung des Talents mit der des Publikums zusammen, so ist alles gewonnen. Diese Bahn hat Houwald mit seinem ‚Bilde' getroffen, daher der allgemeine Beifall. Lord Byron wäre vielleicht nicht so glücklich gewesen, insofern seine Richtungen von der des Publikums abwichen. Denn es fragt sich hierbei keineswegs, wie groß der Poet sei; vielmehr kann ein solcher, der mit seiner Persönlichkeit aus dem allgemeinen Publikum wenig hervorragt, oft eben dadurch die allgemeinste Gunst gewinnen."

Wir setzten das Gespräch über Lord Byron fort, und Goethe bewunderte sein außerordentliches Talent. „Dasjenige, was ich die Erfindung nenne", sagte er, „ist mir

bei keinem Menschen in der Welt größer vorgekommen als bei ihm. Die Art und Weise, wie er einen dramatischen Knoten löst, ist stets über alle Erwartung und immer besser, als man es sich dachte." — „Mir geht es mit Shakespeare so", erwiderte ich, „namentlich mit dem Falstaff, wenn er sich festgelogen hat und ich mich frage, was ich ihn tun lassen würde, um sich wieder loszuhelfen, wo denn freilich Shakespeare alle meine Gedanken bei weitem übertrifft. Daß aber Sie ein Gleiches von Lord Byron sagen, ist wohl das höchste Lob, das diesem zuteil werden kann. Jedoch", fügte ich hinzu, „steht der Poet, der Anfang und Ende klar übersieht, gegen den befangenen Leser bei weitem im Vorteil."

Goethe gab mir recht und lachte dann über Lord Byron, daß er, der sich im Leben nie gefügt und der nie nach einem Gesetz gefragt, sich endlich dem dümmsten Gesetz der drei Einheiten unterworfen habe. „Er hat den Grund dieses Gesetzes so wenig verstanden", sagte er, „als die übrige Welt. Das Faßliche ist der Grund, und die drei Einheiten sind nur insofern gut, als dieses durch sie erreicht wird. Sind sie aber dem Faßlichen hinderlich, so ist es immer unverständig, sie als Gesetz betrachten und befolgen zu wollen. Selbst die Griechen, von denen diese Regel ausging, haben sie nicht immer befolgt; im ‚Phaëthon' des Euripides und in andern Stücken wechselt der Ort, und man sieht also, daß die gute Darstellung ihres Gegenstandes ihnen mehr galt als der blinde Respekt vor einem Gesetz, das an sich nie viel zu bedeuten hatte. Die Shakespeareschen Stücke gehen über die Einheit der Zeit und des Orts so weit hinaus als nur möglich; aber sie sind faßlich, es ist nichts faßlicher als sie, und deshalb würden auch die Griechen sie untadelig finden.

Die französischen Dichter haben dem Gesetz der drei Einheiten am strengsten Folge zu leisten gesucht, aber sie sündigen gegen das Faßliche, indem sie ein dramatisches Gesetz nicht dramatisch lösen, sondern durch Erzählung."

Ich dachte hierbei an ‚Die Feinde' von Houwald, bei welchem Drama der Verfasser sich auch sehr im Lichte stand, indem er, um die Einheit des Orts zu bewahren, im ersten Akt dem Faßlichen schadete und überhaupt eine mögliche größere Wirkung seines Stückes einer Grille opferte, die ihm niemand Dank weiß. Dagegen dachte ich auch an den ‚Götz von Berlichingen', welches Stück über die Einheit der Zeit und des Orts so weit hinausgeht als nur immer möglich, aber auch so in der Gegenwart sich entwickelnd, alles vor die unmittelbare Anschauung bringend und daher so echt dramatisch und faßlich ist als nur irgend ein Stück in der Welt. Auch dachte ich, daß die Einheit der Zeit und des Orts dann natürlich und im Sinne der Griechen wäre, wenn ein Faktum so wenig Umfang habe, daß es sich in gehöriger Zeit vor unsern Augen im Detail entwickeln könne; daß aber bei einer großen, durch verschiedene Orte sich machenden Handlung kein Grund sei, solche auf einen Ort beschränken zu wollen, um so weniger, als bei unseren jetzigen Bühnen zu beliebiger Verwandlung der Szene durchaus kein Hindernis im Wege stehe.

Goethe fuhr über Lord Byron zu reden fort. „Seinem stets ins Unbegrenzte strebenden Naturell", sagte er, „steht jedoch die Einschränkung, die er sich durch Beobachtung der drei Einheiten auflegte, sehr wohl. Hätte er sich doch auch im Sittlichen so zu begrenzen gewußt! Daß er dieses nicht konnte, war sein Verderben, und es läßt

ſich ſehr wohl ſagen, daß er an ſeiner Zügelloſigkeit zugrunde gegangen iſt.

„Er war gar zu dunkel über ſich ſelbſt. Er lebte immer leidenſchaftlich in den Tag hin und wußte und bedachte nicht, was er tat. Sich ſelber alles erlaubend und an andern nichts billigend, mußte er es mit ſich ſelbſt verderben und die Welt gegen ſich aufregen. Mit ſeinen ‚English Bards and Scotch Reviewers' verletzte er gleich anfänglich die vorzüglichſten Literatoren. Um nachher nur zu leben, mußte er einen Schritt zurücktreten. In ſeinen folgenden Werken ging er in Oppoſition und Mißbilligung fort; Staat und Kirche blieben nicht unangetaſtet. Dieſes rückſichtsloſe Hinwirken trieb ihn aus England und hätte ihn mit der Zeit auch aus Europa getrieben. Es war ihm überall zu enge, und bei der grenzenloſeſten perſönlichen Freiheit fühlte er ſich beklommen; die Welt war ihm ein Gefängnis. Sein Gehen nach Griechenland war kein freiwilliger Entſchluß, ſein Mißverhältnis mit der Welt trieb ihn dazu.

„Daß er ſich vom Herkömmlichen, Patriotiſchen losſagte, hat nicht allein einen ſo vorzüglichen Menſchen perſönlich zugrunde gerichtet, ſondern ſein revolutionärer Sinn und die damit verbundene beſtändige Agitation des Gemüts hat auch ſein Talent nicht zur gehörigen Entwickelung kommen laſſen. Auch iſt die ewige Oppoſition und Mißbilligung ſeinen vortrefflichen Werken ſelbſt, ſo wie ſie daliegen, höchſt ſchädlich. Denn nicht allein, daß das Unbehagen des Dichters ſich dem Leſer mitteilt, ſondern auch alles opponierende Wirken geht auf das Negative hinaus, und das Negative iſt nichts. Wenn ich das Schlechte ſchlecht nenne, was iſt da viel gewonnen? Nenne ich aber gar das Gute ſchlecht, ſo iſt viel ge-

ſchadet. Wer recht wirken will, muß nie ſchelten, ſich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, ſondern nur immer das Gute tun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingeriſſen, ſondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menſchheit reine Freude empfinde."

Ich erquickte mich an dieſen herrlichen Worten und freute mich der köſtlichen Maxime.

„Lord Byron", fuhr Goethe fort, „iſt zu betrachten: als Menſch, als Engländer und als großes Talent. Seine guten Eigenſchaften ſind vorzüglich vom Menſchen herzuleiten; ſeine ſchlimmen, daß er ein Engländer und ein Peer von England war; und ſein Talent iſt inkommenſurabel.

„Alle Engländer ſind als ſolche ohne eigentliche Reflexion; die Zerſtreuung und der Parteigeiſt laſſen ſie zu keiner ruhigen Ausbildung kommen. Aber ſie ſind groß als praktiſche Menſchen.

„So konnte Lord Byron nie zum Nachdenken über ſich ſelbſt gelangen; deswegen auch ſeine Reflexionen überhaupt ihm nicht gelingen wollen, wie ſein Symbolum: Viel Geld und keine Obrigkeit! beweiſt, weil durchaus vieles Geld die Obrigkeit paralyſiert.

„Aber alles, was er produzieren mag, gelingt ihm, und man kann wirklich ſagen, daß ſich bei ihm die Inſpiration an die Stelle der Reflexion ſetzt. Er mußte immer dichten; und da war denn alles, was vom Menſchen, beſonders vom Herzen ausging, vortrefflich. Zu ſeinen Sachen kam er wie die Weiber zu ſchönen Kindern; ſie denken nicht daran und wiſſen nicht wie.

„Er iſt ein großes Talent, ein geborenes, und die eigentlich poetiſche Kraft iſt mir bei niemand größer vorgekommen als bei ihm. In Auffaſſung des Äußern und

klarem Durchblick vergangener Zustände ist er ebenso groß als Shakespeare. Aber Shakespeare ist als reines Individuum überwiegend. Dieses fühlte Byron sehr wohl, deshalb spricht er vom Shakespeare nicht viel, obgleich er ganze Stellen von ihm auswendig weiß. Er hätte ihn gern verleugnet, denn Shakespeares Heiterkeit ist ihm im Wege; er fühlt, daß er nicht dagegen aufkann. Pope verleugnet er nicht, weil er ihn nicht zu fürchten hatte. Er nennt und achtet ihn vielmehr, wo er kann, denn er weiß sehr wohl, daß Pope nur eine Wand gegen ihn ist."

Goethe schien über Byron unerschöpflich, und ich konnte nicht satt werden ihm zuzuhören. Nach einigen kleinen Zwischengesprächen fuhr er fort:

„Der hohe Stand als englischer Peer war Byron sehr nachteilig; denn jedes Talent ist durch die Außenwelt geniert, geschweige eins bei so hoher Geburt und so großem Vermögen. Ein gewisser mittler Zustand ist dem Talent bei weitem zuträglicher; weshalb wir denn auch alle große Künstler und Poeten in den mittleren Ständen finden. Byrons Hang zum Unbegrenzten hätte ihm bei einer geringeren Geburt und niederem Vermögen bei weitem nicht so gefährlich werden können. So aber stand es in seiner Macht, jede Anwandlung in Ausführung zu bringen, und das verstrickte ihn in unzählige Händel. Und wie sollte ferner dem, der selbst aus so hohem Stande war, irgend ein Stand imponieren und Rücksicht einflößen? Er sprach aus, was sich in ihm regte, und das brachte ihn mit der Welt in einen unauflöslichen Konflikt.

„Man bemerkt mit Verwunderung", fuhr Goethe fort, „welcher große Teil des Lebens eines vornehmen reichen Engländers in Entführungen und Duellen zugebracht wird. Lord Byron erzählt selbst, daß sein Vater drei

Frauen entführt habe. Da sei einer einmal ein vernünftiger Sohn!

„Er lebte eigentlich immer im Naturzustande, und bei seiner Art zu sein, mußte ihm täglich das Bedürfnis der Notwehr vorschweben. Deswegen sein ewiges Pistolenschießen. Er mußte jeden Augenblick erwarten, herausgefordert zu werden.

„Er konnte nicht allein leben. Deswegen war er trotz aller seiner Wunderlichkeiten gegen seine Gesellschaft höchst nachsichtig. Er las das herrliche Gedicht über den Tod des Generals Moore einen Abend vor, und seine edlen Freunde wissen nicht, was sie daraus machen sollen. Das rührt ihn nicht, und er steckt es wieder ein. Als Poet beweist er sich wirklich wie ein Lamm. Ein anderer hätte sie dem Teufel übergeben!"

Dienstag, den 22. März 1825.

Diese Nacht, bald nach zwölf Uhr, wurden wir durch Feuerlärm geweckt; man rief: es brenne im Theater! Ich warf mich sogleich in meine Kleider und eilte an Ort und Stelle. Die allgemeine Bestürzung war groß. Noch vor wenigen Stunden waren wir durch das treffliche Spiel von La Roche im ‚Juden' von Cumberland entzückt worden, und Seidel hatte durch gute Laune und Späße allgemeines Lachen erregt. Und jetzt raste an dieser selbigen Stelle kaum genossener geistiger Freuden das schrecklichste Element der Vernichtung!

Das Feuer schien, durch Heizung veranlaßt, im Parterre ausgebrochen zu sein, hatte bald die Bühne und das dürre Lattenwerk der Kulissen ergriffen, und so durch die reichlichste Nahrung brennbarer Stoffe schnell zum Ungeheuer erwachsen, dauerte es nicht lange, bis die

Flamme überall zum Dache herausſchlug und die Sparren zuſammenkrachten.

In den Anſtalten zum Löſchen war kein Mangel. Das Gebäude war nach und nach ganz mit Spritzen umſtellt, die eine Unmaſſe von Waſſer in die Glut goſſen. Allein es war alles ohne Erfolg. Die Flamme raſte nach wie vor aufwärts und trieb unerſchöpflich eine Maſſe glühender Funken und brennende Stücke leichter Stoffe gegen den dunkeln Himmel, die ſodann mit geringem Lufthauche ſeitwärts über die Stadt zogen. Der Lärm und das Rufen und Schreien der an den Feuerleitern und Spritzen arbeitenden Menſchenmaſſe war groß. Alle Kräfte waren in Aufregung, man ſchien mit Gewalt ſiegen zu wollen. Ein wenig ſeitwärts, ſo nahe die Glut es erlaubte, ſtand ein Mann im Mantel und Militärmütze, in der ruhigſten Faſſung eine Zigarre rauchend. Er ſchien beim erſten Anblick ein müßiger Zuſchauer zu ſein; allein er war es nicht. Perſonen gingen von ihm aus, denen er mit wenigen Worten Befehle erteilte, die ſogleich vollzogen wurden. Es war der Großherzog Karl Auguſt. Er hatte bald geſehen, daß das Gebäude ſelbſt nicht zu retten war; er befahl daher, es in ſich zuſammenzuſtürzen und alle nur entbehrlichen Spritzen gegen die Nachbarhäuſer zu wenden, die von der nahen Glut ſehr zu leiden hatten. Er ſchien in fürſtlicher Reſignation zu denken:

Das brenne nieder —
Schöner baut ſich's wieder auf.

Er hatte nicht unrecht. Das Theater war alt, keineswegs ſchön und lange nicht geräumig genug, um ein ſich mit jedem Jahre vergrößerndes Publikum zu faſſen. Allein immerhin war es zu bedauern, gerade dieſes Ge-

bäude, an das sich für Weimar so viele Erinnerungen einer großen und lieben Vergangenheit knüpften, rettungslos verloren zu sehen.

Ich sah in schönen Augen viele Tränen, die seinem Untergange flossen. Nicht weniger rührte mich ein Mitglied der Kapelle; er weinte um seine verbrannte Geige.

Als der Tag anbrach, sah ich viele bleiche Gesichter. Ich bemerkte verschiedene junge Mädchen und Frauen der höheren Stände, die den Verlauf des Brandes die ganze Nacht abgewartet hatten und nun in der kalten Morgenluft einiges Frösteln verspürten. Ich ging nach Hause, um ein wenig zu ruhen, dann im Laufe des Vormittags zu Goethe.

Der Bediente sagte mir, er sei unwohl und im Bette. Doch ließ Goethe mich in seine Nähe rufen. Er streckte mir seine Hand entgegen. „Wir haben alle verloren", sagte er, „allein was ist zu tun! Mein Wölfchen kam diesen Morgen früh an mein Bette; er faßte meine Hand, und indem er mich mit großen Augen ansah, sagte er: ‚So geht's den Menschen!' Was läßt sich weiter sagen als dieses Wort meines lieben Wolf, womit er mich zu trösten suchte. Der Schauplatz meiner fast dreißigjährigen liebevollen Mühe liegt in Schutt und Trümmer. Allein, wie Wolf sagt, so geht's den Menschen! Ich habe die ganze Nacht wenig geschlafen; ich sah aus meinen vorderen Fenstern die Flamme unaufhörlich gegen den Himmel steigen. Sie mögen denken, daß mir mancher Gedanke an die alten Zeiten, an meine vieljährigen Wirkungen mit Schiller und an das Herankommen und Wachsen manches lieben Zöglings durch die Seele gegangen ist, und daß ich nicht ohne einige innere Be-

wegung davongekommen bin. Ich denke mich daher heute auch ganz weislich zu Bette zu halten."

Ich lobte ihn wegen seiner Vorsicht. Doch schien er mir nicht im geringsten schwach und angegriffen, vielmehr ganz behaglich und heiterer Seele. Es schien mir vielmehr dieses im Bette Liegen eine alte Kriegslist zu sein, die er bei irgend einem außerordentlichen Ereignis anzuwenden pflegt, wo er den Zudrang vieler Besuche fürchtet.

Goethe bat mich, auf einem Stuhle vor seinem Bette Platz zu nehmen und ein wenig dazubleiben. „Ich habe viel an Euch gedacht und Euch bedauert", sagte er. „Was wollt Ihr nun mit Euern Abenden anfangen!"

„Sie wissen", erwiderte ich, „wie leidenschaftlich ich das Theater liebe. Als ich vor zwei Jahren hierher kam, kannte ich außer drei bis vier Stücken, die ich in Hannover gesehen, so gut wie gar nichts. Nun war mir alles neu, Personal wie Stücke; und da ich nun nach Ihrem Rat mich ganz den Eindrücken der Gegenstände hingab, ohne darüber viel denken und reflektieren zu wollen, so kann ich in Wahrheit sagen, daß ich diese beiden Winter im Theater die harmlosesten, lieblichsten Stunden verlebt habe, die mir je zuteil geworden. Auch war ich in das Theater so vernarrt, daß ich nicht allein keine Vorstellung versäumte, sondern mir auch Zutritt zu den Proben verschaffte; ja, auch damit noch nicht zufrieden, konnte ich wohl am Tage, wenn ich im Vorbeigehen zufällig die Türen offen fand, mich halbe Stunden lang auf die leeren Bänke des Parterre setzen und mir Szenen imaginieren, die man etwa jetzt spielen könnte."

„Ihr seid eben ein verrückter Mensch", erwiderte Goethe lachend; „aber so hab' ich's gerne. Wollte Gott, das

ganze Publikum bestände aus solchen Kindern! Und im Grunde habt Ihr recht, es ist was. Wer nicht ganz verwöhnt, und hinlänglich jung ist, findet nicht leicht einen Ort, wo es ihm so wohl sein könnte als im Theater. Man macht an Euch gar keine Ansprüche, Ihr braucht den Mund nicht aufzutun, wenn Ihr nicht wollt; vielmehr sitzt Ihr im völligen Behagen wie ein König und laßt Euch alles bequem vorführen und Euch Geist und Sinne traktieren, wie Ihr es nur wünschen könnt. Da ist Poesie, da ist Malerei, da ist Gesang und Musik, da ist Schauspielkunst, und was nicht noch alles! Wenn alle diese Künste und Reize von Jugend und Schönheit an einem einzigen Abend, und zwar auf bedeutender Stufe, zusammenwirken, so gibt es ein Fest, das mit keinem andern zu vergleichen. Wäre aber auch einiges schlecht und nur einiges gut, so ist es immer noch mehr, als ob man zum Fenster hinaussähe oder in irgend einer geschlossenen Gesellschaft beim Dampf von Zigarren eine Partie Whist spielte. Das weimarische Theater ist, wie Sie fühlen, noch keineswegs zu verachten; es ist immer noch ein alter Stamm aus unserer besten Zeit da, dem sich neuere frische Talente zugebildet haben, und wir können immer noch etwas produzieren, das reizt und gefällt und wenigstens den Schein eines Ganzen bietet."

„Ich hätte es vor zwanzig, dreißig Jahren sehen mögen!" versetzte ich.

„Das war freilich eine Zeit", erwiderte Goethe, „die uns mit großen Avantagen zu Hilfe kam. Denken Sie sich, daß die langweilige Periode des französischen Geschmackes damals noch nicht gar lange vorbei und das Publikum noch keineswegs überreizt war, daß Shakespeare noch in seiner ersten Frische wirkte, daß die Opern von

Mozart jung, und endlich, daß die Schillerschen Stücke erst von Jahr zu Jahr hier entstanden und auf dem weimarischen Theater, durch ihn selber einstudiert, in ihrer ersten Glorie gegeben wurden — und Sie können sich vorstellen, daß mit solchen Gerichten Alte und Junge zu traktieren waren, und daß wir immer ein dankbares Publikum hatten."

„Ältere Personen", bemerkte ich, „die jene Zeit erlebt haben, können mir nicht genug rühmen, auf welcher Höhe das weimarische Theater damals gestanden."

„Ich will nicht leugnen", erwiderte Goethe, „es war etwas. Die Hauptsache aber war dieses, daß der Großherzog mir die Hände durchaus frei ließ, und ich schalten und machen konnte wie ich wollte. Ich sah nicht auf prächtige Dekorationen und eine glänzende Garderobe, aber ich sah auf gute Stücke. Von der Tragödie bis zur Posse, mir war jedes Genre recht; aber ein Stück mußte etwas sein, um Gnade zu finden. Es mußte groß und tüchtig, heiter und graziös, auf alle Fälle aber gesund sein und einen gewissen Kern haben. Alles Krankhafte, Schwache, Weinerliche und Sentimentale, sowie alles Schreckliche, Greuelhafte und die gute Sitte Verletzende war ein für allemal ausgeschlossen; ich hätte gefürchtet, Schauspieler und Publikum damit zu verderben.

„Durch die guten Stücke aber hob ich die Schauspieler. Denn das Studium des Vortrefflichen und die fortwährende Ausübung des Vortrefflichen mußte notwendig aus einem Menschen, den die Natur nicht im Stich gelassen, etwas machen. Auch war ich mit den Schauspielern in beständiger persönlicher Berührung. Ich leitete die Leseproben und machte jedem seine Rolle deutlich; ich war

bei den Hauptproben gegenwärtig und besprach mit ihnen, wie etwas besser zu tun; ich fehlte nicht bei den Vorstellungen und bemerkte am andern Tage alles, was mir nicht recht erschienen.

„Dadurch brachte ich sie in ihrer Kunst weiter. Aber ich suchte auch den ganzen Stand in der äußern Achtung zu heben, indem ich die Besten und Hoffnungsvollsten in meine Kreise zog und dadurch der Welt zeigte, daß ich sie eines geselligen Verkehrs mit mir wert achtete. Hierdurch geschah aber, daß auch die übrige höhere weimarische Gesellschaft hinter mir nicht zurückblieb und daß Schauspieler und Schauspielerinnen in die besten Zirkel bald einen ehrenvollen Zutritt gewannen. Durch alles mußte für sie eine große innere wie äußere Kultur hervorgehen. Mein Schüler Wolff in Berlin sowie unser Durand sind Leute von dem feinsten geselligen Takt. Herr Oels und Graff haben hinreichende höhere Bildung, um der besten Gesellschaft Ehre zu machen.

„Schiller verfuhr in demselbigen Sinne wie ich. Er verkehrte mit Schauspielern und Schauspielerinnen sehr viel. Er war gleich mir bei allen Proben gegenwärtig, und nach jeder gelungenen Vorstellung von einem seiner Stücke pflegte er sie zu sich einzuladen und sich mit ihnen einen guten Tag zu machen. Man freute sich gemeinsam an dem, was gelungen, und besprach sich über das, was etwa das nächste Mal besser zu tun sei. Aber schon als Schiller bei uns eintrat, fand er Schauspieler wie Publikum bereits im hohen Grade gebildet vor, und es ist nicht zu leugnen, daß es dem raschen Erfolg seiner Stücke zugute kam."

Es machte mir viel Freude, Goethe so ausführlich über einen Gegenstand sprechen zu hören, der für mich immer

ein großes Interesse hatte und der besonders durch das Unglück dieser Nacht bei mir obenauf war.

„Der heutige Brand des Hauses", sagte ich, „in welchem Sie und Schiller eine lange Reihe von Jahren so viel Gutes gewirkt, beschließt gewissermaßen auch äußerlich eine große Epoche, die für Weimar so bald nicht zurückkommen dürfte. Sie müssen doch in jener Zeit bei Ihrer Leitung des Theaters und bei dem außerordentlichen Erfolge, den es hatte, viel Freude erlebt haben!"

„Auch nicht geringe Last und Not!" erwiderte Goethe mit einem Seufzer.

„Es mag schwer sein", sagte ich, „ein so vielköpfiges Wesen in gehöriger Ordnung zu halten."

„Sehr viel", erwiderte Goethe, „ist zu erreichen durch Strenge, mehr durch Liebe, das meiste aber durch Einsicht und eine unparteiische Gerechtigkeit, bei der kein Ansehen der Person gilt.

„Ich hatte mich vor zwei Feinden zu hüten, die mir hätten gefährlich werden können. Das eine war meine leidenschaftliche Liebe des Talents, die leicht in den Fall kommen konnte, mich parteiisch zu machen. Das andere will ich nicht aussprechen, aber Sie werden es erraten. Es fehlte bei unserm Theater nicht an Frauenzimmern, die schön und jung und dabei von großer Anmut der Seele waren. Ich fühlte mich zu mancher leidenschaftlich hingezogen, auch fehlte es nicht, daß man mir auf halbem Wege entgegenkam. Allein ich faßte mich und sagte: Nicht weiter! Ich kannte meine Stellung und wußte, was ich ihr schuldig war. Ich stand hier nicht als Privatmann, sondern als Chef einer Anstalt, deren Gedeihen mir mehr galt als mein augenblickliches Glück.

Hätte ich mich in irgend einen Liebeshandel eingelaſſen, ſo würde ich geworden ſein wie ein Kompaß, der unmöglich recht zeigen kann, wenn er einen einwirkenden Magnet an ſeiner Seite hat.

„Dadurch aber, daß ich mich durchaus rein erhielt und immer Herr meiner ſelbſt blieb, blieb ich auch Herr des Theaters, und es fehlte mir nie die nötige Achtung, ohne welche jede Autorität bald dahin iſt.“

Dieſes Bekenntnis Goethes war mir ſehr merkwürdig. Ich hatte bereits von andern etwas Ähnliches über ihn vernommen und freute mich, jetzt aus ſeinem eigenen Munde die Beſtätigung zu hören. Ich liebte ihn mehr als je und verließ ihn mit einem herzlichen Händedruck.

Ich ging nach der Brandſtelle zurück, wo aus dem großen Trümmerhaufen noch Flammen und Qualmſäulen emporſtiegen. Man war noch fortwährend mit Löſchen und Auseinanderzerren beſchäftigt. Ich fand in der Nähe angebrannte Stücke einer geſchriebenen Rolle — es waren Stellen aus Goethes ‚Taſſo‘.

Donnerstag, den 24. März 1825.

Bei Goethe zu Tiſch. Der Verluſt des Theaters bildete faſt den ausſchließlichen Gegenſtand des Geſprächs. Frau von Goethe und Fräulein Ulrike lebten in Erinnerung glücklicher Stunden, die ſie in dem alten Hauſe genoſſen. Sie hatten ſich aus dem Schutt einige Reliquien geſucht, die ſie für unſchätzbar hielten; es war aber am Ende weiter nichts als einige Steine und angebrannte Stücke einer Tapete. Aber dieſe Stücke ſollten gerade von der Stelle ſein, wo ſie auf dem Balkon ihre Plätze gehabt!

„Die Hauptſache iſt“, ſagte Goethe, „daß man ſich

schnell fasse und sich so schnell als möglich wieder einrichte. Ich würde schon in nächster Woche wieder spielen lassen, im Fürstenhause, oder im großen Saale des Stadthauses, gleichviel. Nur darf keine zu lange Pause eintreten, damit das Publikum für seine langweiligen Abende sich nicht erst andere Ressourcen suche."

„Aber von Dekorationen ist ja so gut wie gar nichts gerettet!" bemerkte man.

„Es bedarf keiner vielen Dekorationen", erwiderte Goethe. „Auch bedarf es keiner großen Stücke. Auch ist gar nicht nötig, daß man ein Ganzes gebe, noch weniger ein großes Ganze. Die Hauptsache ist, daß man Sachen wählt, bei denen kein großer Ortswechsel stattfindet. Irgend ein einaktiges Lustspiel, oder eine einaktige Posse oder Operette. Dann irgend eine Arie, irgend ein Duett, irgend ein Finale einer beliebten Oper — und ihr werdet schon ganz passabel zufrieden sein. Es ist nur, daß der April leidlich vorübergehe, im Mai habt ihr schon die Sänger des Waldes.

„Indessen", fuhr Goethe fort, „werdet ihr das Schauspiel haben, im Laufe der Sommermonate ein neues Haus hervorsteigen zu sehen. Dieser Brand ist mir sehr merkwürdig. Ich will euch nur verraten, daß ich die langen Abendstunden des Winters mich mit Coudray beschäftigt habe, den Riß eines für Weimar passenden neuen schönen Theaters zu machen. Wir hatten uns von einigen der vorzüglichsten deutschen Theater Grund- und Durchschnittsrisse kommen lassen, und indem wir daraus das Beste benutzten und das uns fehlerhaft Scheinende vermieden, haben wir einen Riß zustande gebracht, der sich wird können sehen lassen. Sobald der Großherzog ihn genehmigt, kann mit dem Bau begonnen werden,

und es ist keine Kleinigkeit, daß dieses Unheil uns sehr merkwürdigerweise so durchaus vorbereitet findet."

Wir begrüßten diese Nachricht Goethes mit großer Freude.

„In dem alten Hause", fuhr Goethe fort, „war für den Adel gesorgt durch den Balkon, und für die dienende Klasse und jungen Handwerker durch die Galerie. Die große Zahl des wohlhabenden und vornehmen Mittelstandes aber war oft übel daran; denn wenn bei gewissen Stücken das Parterre durch die Studenten eingenommen war, so wußten jene nicht wohin. Die paar kleinen Logen hinter dem Parterre und die wenigen Bänke des Parketts waren nicht hinreichend. Jetzt haben wir besser gesorgt. Wir lassen eine ganze Reihe Logen um das Parterre laufen und bringen zwischen Balkon und Galerie noch eine Reihe Logen zweiten Ranges. Dadurch gewinnen wir sehr viel Platz, ohne das Haus sonderlich zu vergrößern."

Wir freuten uns dieser Nachricht und lobten Goethe, daß er es so gut mit dem Theater und Publikum im Sinne habe.

Um auch meinerseits für das hübsche künftige Theater etwas zu tun, ging ich nach Tisch mit meinem Freunde Robert Doolan nach Oberweimar, wo wir in der dortigen Schenke bei einer Tasse Kaffee anfingen nach der ‚Issipile' des Metastasio einen Operntext zu bilden. Unser erstes war, vor allen Dingen den Komödienzettel zu schreiben und das Stück mit den beliebtesten Sängern und Sängerinnen des weimarischen Theaters zu besetzen. Große Freude machte uns dies. Es war fast, als säßen wir schon wieder vor dem Orchester. Dann fingen wir wirklich in allem Ernste an und vollendeten einen großen Teil des ersten Aktes.

Bei Goethe zu Tisch in größerer Gesellschaft. Er zeigte uns den Riß des neuen Theaters. Es war so, wie er uns vor einigen Tagen gesagt hatte, der Riß versprach sowohl für das Äußere als das Innere ein sehr schönes Haus.

Es ward bemerkt, daß ein so hübsches Theater auch schöne Dekorationen und bessere Anzüge als bisher verlange. Auch war man der Meinung, daß auch das Personal anfange, nach und nach lückenhaft zu werden, und daß sowohl für das Schauspiel als die Oper einige ausgezeichnete junge Mitglieder müßten engagiert werden. Zugleich aber verhehlte man sich nicht, daß alles dieses mit einem bedeutenden Kostenaufwande verbunden sei, wozu die bisherigen Mittel der Kasse nicht reichen dürften.

„Ich weiß recht gut", fiel Goethe ein, „man wird, unter dem Vorwande, die Kasse zu schonen, einige Persönchen engagieren, die nicht viel kosten. Aber man denke nur nicht, mit solchen Maßregeln der Kasse zu nützen. Nichts schadet der Kasse mehr, als in solchen wesentlichen Dingen sparen zu wollen. Man muß daran denken, jeden Abend ein volles Haus zu bekommen. Und da tut ein junger Sänger, eine junge Sängerin, ein tüchtiger Held und eine tüchtige junge Heldin von ausgezeichnetem Talent und einiger Schönheit sehr viel. Ja, stände ich noch an der Spitze der Leitung, ich würde jetzt zum Besten der Kasse noch einen Schritt weiter gehen, und ihr solltet erfahren, daß mir das nötige Geld nicht ausbliebe."

Man fragte Goethe, was er zu tun im Sinn habe.

„Ein ganz einfaches Mittel würde ich anwenden", erwiderte er. „Ich würde auch die Sonntage spielen

lassen. Dadurch hätte ich die Einnahme von wenigstens vierzig Theaterabenden mehr, und es müßte schlimm sein, wenn die Kasse dabei nicht jährlich zehn- bis fünfzehntausend Taler gewinnen sollte."

Diesen Ausgang fand man sehr praktisch. Es kam zur Erwähnung, daß die große arbeitende Klasse, die an den Wochentagen gewöhnlich bis spät in die Nacht beschäftigt sei, den Sonntag als einzigen Erholungstag habe, wo sie denn das edlere Vergnügen des Schauspiels dem Tanz und Bier in einer Dorfschenke sicher vorziehen würde. Auch war man der Meinung, daß sämtliche Pächter und Gutsbesitzer sowie die Beamten und wohlhabenden Einwohner der kleinen Städte in der Umgegend den Sonntag als einen erwünschten Tag ansehen würden, um in das weimarische Theater zu fahren. Auch sei bisher der Sonntagabend in Weimar für jeden, der nicht an Hof gehe oder nicht Mitglied eines glücklichen Familienkreises oder einer geschlossenen Gesellschaft sei, sehr schlimm und langweilig; denn der einzelne wisse nicht wohin. Und doch mache man Ansprüche, als müsse am Abend eines Sonntags sich irgend ein Ort finden lassen, wo es einem wohl sei und man die Plage der Woche vergesse.

Goethes Gedanke, auch die Sonntage spielen zu lassen, wie es in den übrigen deutschen Städten üblich, fand also die vollkommenste Zustimmung und ward als ein sehr glücklicher begrüßt. Nur erhob sich ein leiser Zweifel, ob es auch dem Hofe recht sein würde.

„Der weimarische Hof", erwiderte Goethe, „ist zu gut und weise, als daß er eine Maßregel hindern sollte, die zum Wohl der Stadt und einer bedeutenden Anstalt gereicht. Der Hof wird gewiß gern das kleine Opfer bringen

und seine Sonntagssoireen auf einen anderen Tag verlegen. Wäre dies aber nicht annehmlich, so gäbe es ja für die Sonntage Stücke genug, die der Hof ohnedies nicht gern sieht, die aber für das eigentliche Volk durchaus geeignet sind und ganz trefflich die Kasse füllen."

Das Gespräch wendete sich auf die Schauspieler, und es ward über den Gebrauch und Mißbrauch ihrer Kräfte sehr viel hin und wieder geredet.

„Ich habe in meiner langen Praxis", sagte Goethe, „als Hauptsache gefunden, daß man nie ein Stück oder gar eine Oper einstudieren lassen solle, wovon man nicht einen guten Sukzeß auf Jahre hin mit einiger Bestimmtheit voraussieht. Niemand bedenkt hinreichend das Aufgebot von Kräften, die das Einstudieren eines fünfaktigen Stückes oder gar einer Oper von gleicher Länge in Anspruch nimmt. Ja, ihr Lieben, es gehört viel dazu, ehe ein Sänger eine Partie durch alle Szenen und Akte durchaus inne habe, und sehr viel, ehe die Chöre gehen wie sie gehen müssen. Es kann mich gelegentlich ein Grauen überfallen, wenn ich höre, wie leichtsinnig man oft den Befehl zum Einstudieren einer Oper gibt, von deren Sukzeß man eigentlich nichts weiß und wovon man nur durch einige sehr unsichere Zeitungsnachrichten gehört hat. Da wir in Deutschland schon ganz leidliche Posten besitzen, ja sogar anfangen, Schnellposten zu bekommen, so würde ich bei der Nachricht von irgend einer auswärts gegebenen und gepriesenen neuen Oper den Regisseur oder ein anderes zuverlässiges Mitglied der Bühne an Ort und Stelle schicken, damit er sich durch seine persönliche Gegenwart bei einer wirklichen Aufführung überzeuge, inwiefern die gepriesene neue Oper gut und tüchtig, und inwiefern unsere Kräfte dazu hinreichen oder

nicht. Die Kosten einer solchen Reise kommen gar nicht in Betracht im Vergleich der enormen Vorteile, die dadurch erreicht, und der unseligen Mißgriffe, die dadurch verhütet werden.

„Und dann, ist einmal ein gutes Stück oder eine gute Oper einstudiert, so soll man sie in kurzen Zwischenpausen so lange hintereinander geben, als sie irgend zieht und irgend das Haus füllt. Dasselbe gilt von einem guten älteren Stück oder einer guten älteren Oper, die vielleicht seit Jahr und Tag geruht hat und nun gleichfalls eines nicht geringen erneuten Studiums bedurfte, um wieder mit Sukzeß gegeben werden zu können. Eine solche Vorstellung soll man in kurzen Zwischenpausen gleichfalls so oft wiederholen, als das Publikum irgend sein Interesse daran zu erkennen gibt. Die Sucht, immer etwas Neues haben und ein mit unsäglicher Mühe einstudiertes gutes Stück oder Oper nur einmal, höchstens zweimal sehen zu wollen, oder auch zwischen solchen Wiederholungen lange Zeiträume von sechs bis acht Wochen verstreichen zu lassen, wo denn immer wieder ein neues Studium nötig wird, ist ein wahrer Verderb des Theaters und ein Mißbrauch der Kräfte des ausübenden Personals, der gar nicht zu verzeihen ist."

Goethe schien diese Angelegenheit so wichtig zu halten und sie schien ihm so sehr am Herzen zu liegen, daß er darüber in eine Wärme geriet, wie sie ihn bei seiner großen Ruhe selten anwandelt.

„In Italien", fuhr Goethe fort, „gibt man eine und dieselbige Oper vier bis sechs Wochen lang jeden Abend, und die italienischen großen Kinder verlangen darin keineswegs eine Änderung. Der gebildete Pariser sieht die klassischen Stücke seiner großen Dichter so oft, daß

er ſie auswendig weiß und für die Betonung einer jeden Silbe ein geübtes Ohr hat. Hier in Weimar hat man mir wohl die Ehre erzeigt, meine ‚Iphigenie‘ und meinen ‚Taſſo‘ zu geben; allein wie oft? Kaum alle drei bis vier Jahre einmal. Das Publikum findet ſie langweilig. Sehr begreiflich. Die Schauſpieler ſind nicht geübt, die Stücke zu ſpielen, und das Publikum iſt nicht geübt, ſie zu hören. Würden die Schauſpieler durch öftere Wiederholung ſich in ihre Rollen hineinſpielen, daß die Darſtellung ein Leben gewönne, als wäre es nicht eingelernt, ſondern als entquölle alles aus ihrem eigenen Herzen, ſo würde das Publikum ſicher auch nicht ohne Intereſſe und ohne Empfindung bleiben.

„Ich hatte wirklich einmal den Wahn, als ſei es möglich, ein deutſches Theater zu bilden. Ja ich hatte den Wahn, als könne ich ſelber dazu beitragen und als könne ich zu einem ſolchen Bau einige Grundſteine legen. Ich ſchrieb meine ‚Iphigenie‘ und meinen ‚Taſſo‘ und dachte in kindiſcher Hoffnung, ſo würde es gehen. Allein es regte ſich nicht und rührte ſich nicht und blieb alles wie zuvor. Hätte ich Wirkung gemacht und Beifall gefunden, ſo würde ich euch ein ganzes Dutzend Stücke wie die ‚Iphigenie‘ und den ‚Taſſo‘ geſchrieben haben. An Stoff war kein Mangel. Allein, wie geſagt, es fehlten die Schauſpieler, um dergleichen mit Geiſt und Leben darzuſtellen, und es fehlte das Publikum, dergleichen mit Empfindung zu hören und aufzunehmen.“

Mittwoch, den 30. März 1825.

Abends großer Tee bei Goethe, wo ich außer den hieſigen jungen Engländern auch einen jungen Amerikaner fand. Auch hatte ich die Freude, Gräfin Julie

von Egloffstein zu sehen und mit ihr allerlei gute Unterhaltung zu führen.

Mittwoch, den 6. April 1825.

Man hatte Goethes Rat befolgt und spielte heute abend zuerst im großen Saale des Stadthauses, und zwar gab man kleine Sachen und Bruchstücke, wie das beschränkte Lokal und der Mangel an Dekorationen es bedingte. Die kleine Oper ‚Das Hausgesinde' gelang vollkommen so gut wie im Theater. Sodann ein beliebtes Quartett aus der Oper ‚Der Graf von Gleichen' von Eberwein ward mit entschiedenem Beifall aufgenommen. Unser erster Tenor, Herr Moltke, sang darauf ein oft vernommenes Lied aus der ‚Zauberflöte', worauf, nach einer Pause, das große Finale des ersten Aktes von ‚Don Juan' mächtig eintrat und so dieses heutige Surrogat eines Abends im Theater grandios und würdig beschloß.

Sonntag, den 10. April 1825.

Bei Goethe zu Tisch. „Ich habe euch die gute Nachricht zu vermelden", sagte er, „daß der Großherzog unseren Riß des neuen Theaters genehmigt hat, und daß mit Legung des Grundes ungesäumt begonnen wird."

Ich war über diese Eröffnung sehr froh.

„Wir hatten mit allerlei Gegenwirkungen zu kämpfen", fuhr Goethe fort, „allein wir sind zuletzt glücklich durchgedrungen. Wir haben dabei sehr viel dem Geheimrat Schweitzer zu verdanken, der, wie sich von ihm erwarten ließ, mit tüchtiger Gesinnung treu auf unserer Seite stand. Der Riß ist vom Großherzog eigenhändig unterschrieben und erleidet nunmehr keine weitere Änderung. Freuet euch also, denn ihr bekommt ein sehr gutes Theater."

Abends bei Goethe. Da unsere Gespräche über Theater und Theaterleitung einmal an der Zeit waren, so fragte ich ihn, nach welchen Maximen er bei der Wahl eines neuen Mitgliedes verfahren.

„Ich könnte es kaum sagen", erwiderte Goethe. „Ich verfuhr sehr verschieden. Ging dem neuen Schauspieler ein bedeutender Ruf voran, so ließ ich ihn spielen und sah, wie er sich zu den anderen passe, ob seine Art und Weise unser Ensemble nicht störe, und ob durch ihn überhaupt bei uns eine Lücke ausgefüllt werde. War es aber ein junger Mensch, der zuvor noch keine Bühne betreten, so sah ich zunächst auf seine Persönlichkeit, ob ihm etwas für sich Einnehmendes, Anziehendes inwohne, und vor allen Dingen, ob er sich in der Gewalt habe. Denn ein Schauspieler, der keine Selbstbeherrschung besitzt und sich einem Fremden gegenüber nicht so zeigen kann, wie er es für sich am günstigsten hält, hat überhaupt wenig Talent. Sein ganzes Metier verlangt ja ein fortwährendes Verleugnen seiner selbst und ein fortwährendes Eingehen und Leben in einer fremden Maske. —

„Wenn mir nun sein Äußeres und sein Benehmen gefiel, so ließ ich ihn lesen, um sowohl die Kraft und den Umfang seines Organs als auch die Fähigkeiten seiner Seele zu erfahren. Ich gab ihm etwas Erhabenes eines großen Dichters, um zu sehen, ob er das wirklich Große zu empfinden und auszudrücken fähig; dann etwas Leidenschaftliches, Wildes, um seine Kraft zu prüfen. Dann ging ich wohl zu etwas klar Verständigem, Geistreichem, Ironischem, Witzigem über, um zu sehen, wie er sich bei solchen Dingen benehme, und ob er hinlängliche Freiheit des Geistes besitze. Dann gab ich ihm etwas, worin

der Schmerz eines verwundeten Herzens, das Leiden einer großen Seele dargestellt war, damit ich erführe, ob er auch den Ausdruck des Rührenden in seiner Gewalt habe.

„Genügte er mir nun in allen diesen mannigfaltigen Richtungen, so hatte ich gegründete Hoffnung, aus ihm einen sehr bedeutenden Schauspieler zu machen. War er in einigen Richtungen entschieden besser als in anderen, so merkte ich mir das Fach, für welches er sich vorzugsweise eigne. Auch kannte ich jetzt seine schwachen Seiten und suchte bei ihm vor allem dahin zu wirken, daß er diese stärke und ausbilde. Bemerkte ich Fehler des Dialekts und sogenannte Provinzialismen, so drang ich darauf, daß er sie ablege, und empfahl ihm zu geselligem Umgange und freundlicher Übung ein Mitglied der Bühne, das davon durchaus frei war. Dann fragte ich ihn, ob er tanzen und fechten könne, und wenn dieses nicht der Fall, so übergab ich ihn auf einige Zeit dem Tanz- und Fechtmeister.

„War er nun so weit, um auftreten zu können, so gab ich ihm zunächst solche Rollen, die seiner Individualität gemäß waren, und ich verlangte vorläufig nichts weiter, als daß er sich selber spiele. Erschien er mir nun etwas zu feuriger Natur, so gab ich ihm phlegmatische, erschien er mir aber zu ruhig und langsam, so gab ich ihm feurige, rasche Charaktere, damit er lerne sich selber abzulegen und in eine fremde Persönlichkeit einzugehen."

Die Unterhaltung wendete sich auf die Besetzung von Stücken, wobei Goethe unter anderem folgendes aussprach, welches mir merkwürdig erschien.

„Es ist ein großer Irrtum", sagte er, „wenn man denkt, ein mittelmäßiges Stück auch mit mittelmäßigen Schauspielern besetzen zu können. Ein Stück zweiten,

dritten Ranges kann durch Besetzung mit Kräften ersten Ranges unglaublich gehoben und wirklich zu etwas Gutem werden. Wenn ich aber ein Stück zweiten, dritten Ranges auch mit Schauspielern zweiten, dritten Ranges besetze, so wundere man sich nicht, wenn die Wirkung vollkommen null ist.

„Schauspieler sekundärer Art sind ganz vortrefflich in großen Stücken. Sie wirken dann wie in einem Gemälde, wo die Figuren im Halbschatten ganz herrliche Dienste tun, und diejenigen, welche das volle Licht haben, noch mächtiger erscheinen lassen."

Sonnabend, den 16. April 1825.

Bei Goethe zu Tisch mit D'Alton, dessen Bekanntschaft ich vorigen Sommer in Bonn gemacht und welchen wiederzusehen ich große Freude hatte. D'Alton ist ganz ein Mann nach Goethes Sinne; auch findet zwischen beiden ein sehr schönes Verhältnis statt. In seiner Wissenschaft erscheint er von großer Bedeutung, so daß Goethe seine Äußerungen wert hält und jedes seiner Worte beachtet. Dabei ist D'Alton als Mensch liebenswürdig, geistreich und von einer Redegabe und einer Fülle hervorquellender Gedanken, daß er wohl wenige seinesgleichen hat und man nicht satt wird, ihm zuzuhören.

Goethe, der in seinen Bestrebungen, die Natur zu ergründen, gern das All umfassen möchte, steht gleichwohl gegen jeden einzelnen Naturforscher von Bedeutung, der ein ganzes Leben einer speziellen Richtung widmet, im Nachteil. Bei diesem findet sich die Beherrschung eines Reiches unendlichen Details, während Goethe mehr in der Anschauung allgemeiner großer Gesetze lebt. Daher kommt nun, daß Goethe, der immer irgend einer

großen Syntheſe auf der Spur iſt, dem aber aus Mangel an Kenntnis der einzelnen Fakta die Beſtätigung ſeiner Ahnungen fehlt, mit ſo entſchiedener Liebe jedes Verhältnis zu bedeutenden Naturforſchern ergreift und feſthält. Denn bei ihnen findet er, was ihm mangelt; bei ihnen findet er die Ergänzungen deſſen, was bei ihm ſelber lückenhaft geblieben. Er wird nun in wenigen Jahren achtzig Jahre alt, aber des Forſchens und Erfahrens wird er nicht ſatt. In keiner ſeiner Richtungen iſt er fertig und abgetan; er will immer weiter, immer weiter! immer lernen, immer lernen! und zeigt ſich eben dadurch als ein Menſch von einer ewigen, ganz unverwüſtlichen Jugend.

Dieſe Betrachtungen wurden bei mir dieſen Mittag bei ſeiner lebhaften Unterhaltung mit D'Alton angeregt. D'Alton ſprach über die Nagetiere und die Bildungen und Modifikationen ihrer Skelette, und Goethe konnte nicht ſatt werden, immer noch mehr einzelne Fakta zu vernehmen.

Mittwoch, den 20. April 1825.

Goethe zeigte mir dieſen Abend einen Brief eines jungen Studierenden, der ihn um den Plan zum zweiten Teil des ‚Fauſt' bittet, indem er den Vorſatz habe, dieſes Werk ſeinerſeits zu vollenden. Trocken, gutmütig und aufrichtig, geht er mit ſeinen Wünſchen und Abſichten frei heraus und äußert zuletzt ganz unverhohlen, daß es zwar mit allen übrigen neueſten literariſchen Beſtrebungen nichts ſei, daß aber in ihm eine neue Literatur friſch erblühen ſolle.

Wenn ich im Leben auf einen jungen Menſchen ſtieße, der Napoleons Welteroberungen fortzuſetzen ſich rüſtete,

oder auf einen jungen Bau-Dilettanten, der den Kölner Dom zu vollenden ſich anſchickte, ſo würde ich mich über dieſe nicht mehr verwundern und ſie nicht verrückter und lächerlicher finden, als eben dieſen jungen Liebhaber der Poeſie, der Wahn genug beſitzt, aus bloßer Neigung den zweiten Teil des ‚Fauſt‘ machen zu können.

Ja, ich halte es für möglicher, den Kölner Dom auszubauen, als in Goethes Sinne den ‚Fauſt‘ fortzuſetzen! Denn jenem ließe ſich doch allenfalls mathematiſch beikommen, er ſteht uns doch ſinnlich vor Augen und läßt ſich mit Händen greifen. Mit welchen Schnüren und Maßen aber wollte man zu einem unſichtbaren geiſtigen Werke reichen, das durchaus auf dem Subjekt beruht, bei welchem alles auf das Aperçu ankommt, das zum Material ein großes ſelbſtdurchlebtes Leben und zur Ausführung eine jahrelang geübte, zur Meiſterſchaft geſteigerte Technik erfordert?

Wer ein ſolches Unternehmen für leicht, ja nur für möglich hält, hat ſicher nur ein ſehr geringes Talent, eben weil er keine Ahnung vom Hohen und Schwierigen beſitzt; und es ließe ſich ſehr wohl behaupten, daß, wenn Goethe ſeinen ‚Fauſt‘ bis auf eine Lücke von wenigen Verſen ſelbſt vollenden wollte, ein ſolcher Jüngling nicht fähig ſein würde, nur dieſe wenigen Verſe ſchicklich hineinzubringen.

Ich will nicht unterſuchen, woher unſerer jetzigen Jugend die Einbildung gekommen, daß ſie dasjenige als etwas Angeborenes bereits mit ſich bringe, was man bisher nur auf dem Wege vieljähriger Studien und Erfahrungen erlangen konnte, aber ſoviel glaube ich ſagen zu können, daß die in Deutſchland jetzt ſo häufig vorkommenden Äußerungen eines alle Stufen allmählicher

Entwickelung keck überschreitenden Sinnes zu künftigen Meisterwerken wenig Hoffnung machen.

„Das Unglück ist", sagte Goethe, „im Staat, daß niemand leben und genießen, sondern jeder regieren, und in der Kunst, daß niemand sich des Hervorgebrachten freuen, sondern jeder seinerseits selbst wieder produzieren will.

„Auch denkt niemand daran, sich von einem Werk der Poesie auf seinem eigenen Wege fördern zu lassen, sondern jeder will sogleich wieder dasselbige machen.

„Es ist ferner kein Ernst da, der ins Ganze geht, kein Sinn, dem Ganzen etwas zuliebe zu tun, sondern man trachtet nur, wie man sein eigenes Selbst bemerklich mache und es vor der Welt zu möglichster Evidenz bringe. Dieses falsche Bestreben zeigt sich überall, und man tut es den neuesten Virtuosen nach, die nicht sowohl solche Stücke zu ihrem Vortrage wählen, woran die Zuhörer reinen musikalischen Genuß haben, als vielmehr solche, worin der Spielende seine erlangte Fertigkeit könne bewundern lassen. Überall ist es das Individuum, das sich herrlich zeigen will, und nirgends trifft man auf ein redliches Streben, das dem Ganzen und der Sache zuliebe sein eigenes Selbst zurücksetzte.

„Hier kommt sodann, daß die Menschen in ein pfuscherhaftes Produzieren hineinkommen, ohne es selbst zu wissen. Die Kinder machen schon Verse und gehen so fort und meinen als Jünglinge, sie könnten was, bis sie zuletzt als Männer zur Einsicht des Vortrefflichen gelangen, was da ist, und über die Jahre erschrecken, die sie in einer falschen, höchst unzulänglichen Bestrebung verloren haben.

„Ja, viele kommen zur Erkenntnis des Vollendeten und ihrer eigenen Unzulänglichkeit nie und produzieren Halbheiten bis an ihr Ende.

„Gewiß iſt es, daß, wenn jeder früh genug zum Bewußtſein zu bringen wäre, wie die Welt von dem Vortrefflichſten ſo voll iſt, und was dazu gehört, dieſen Werken etwas Gleiches an die Seite zu ſetzen, daß ſodann von jetzigen hundert dichtenden Jünglingen kaum ein einziger Beharren und Talent und Mut genug in ſich fühlen würde, zu Erreichung einer ähnlichen Meiſterſchaft ruhig fortzugehen.

„Viele junge Maler würden nie einen Pinſel in die Hand genommen haben, wenn ſie früh genug gewußt und begriffen hätten, was denn eigentlich ein Meiſter wie Raffael gemacht hat.“

Das Geſpräch lenkte ſich auf die falſchen Tendenzen im allgemeinen und Goethe fuhr fort:

„So war meine praktiſche Tendenz zur bildenden Kunſt eigentlich eine falſche, denn ich hatte keine Naturanlage dazu und konnte ſich alſo dergleichen nicht aus mir entwickeln. Eine gewiſſe Zärtlichkeit gegen die landſchaftlichen Umgebungen war mir eigen und daher meine erſten Anfänge eigentlich hoffnungsvoll. Die Reiſe nach Italien zerſtörte dieſes praktiſche Behagen; eine weite Ausſicht trat an die Stelle, aber die liebevolle Fähigkeit ging verloren, und da ſich ein künſtleriſches Talent weder techniſch noch äſthetiſch entwickeln konnte, ſo zerfloß mein Beſtreben zu nichts.

„Man ſagt mit Recht“, fuhr Goethe fort, „daß die gemeinſame Ausbildung menſchlicher Kräfte zu wünſchen und auch das Vorzüglichſte ſei. Der Menſch aber iſt dazu nicht geboren, jeder muß ſich eigentlich als ein beſonderes Weſen bilden, aber den Begriff zu erlangen ſuchen, was alle zuſammen ſind.“

Ich dachte hierbei an den ‚Wilhelm Meiſter‘, wo gleich-

falls ausgesprochen ist, daß nur alle Menschen zusammengenommen die Menschheit ausmachen, und wir nur insofern zu achten sind, als wir zu schätzen wissen.

So auch dachte ich an die ‚Wanderjahre', wo Jarno immer nur zu einem Handwerk rät und dabei ausspricht, daß jetzt die Zeit der Einseitigkeit sei und man den glücklich zu preisen habe, der dieses begreife und für sich und andere in solchem Sinne wirke.

Nun aber fragt es sich, was jemand für ein Handwerk habe, damit er die Grenzen nicht überschreite, aber auch nicht zu wenig tue.

Wessen Sache es sein wird, viele Fächer zu übersehen, zu beurteilen, zu leiten, der soll auch eine möglichste Einsicht in viele Fächer zu erlangen suchen. So kann ein Fürst, ein künftiger Staatsmann sich nicht vielseitig genug ausbilden, denn die Vielseitigkeit gehört zu seinem Handwerk.

Gleicherweise soll der Poet nach mannigfaltiger Kenntnis streben; denn die ganze Welt ist sein Stoff, den er zu handhaben und auszusprechen verstehen muß.

Aber der Dichter soll kein Maler sein wollen, sondern sich begnügen, die Welt durch das Wort wiederzugeben; so wie er dem Schauspieler überläßt, sie durch persönliche Darstellung uns vor die Augen zu bringen.

Denn Einsicht und Lebenstätigkeit sollen wohl unterschieden werden, und man soll bedenken, daß jede Kunst, sobald es auf die Ausübung ankommt, etwas sehr Schwieriges und Großes ist, worin, es zur Meisterschaft zu bringen, ein eigenes Leben verlangt wird.

So hat Goethe nach vielseitigster Einsicht gestrebt, aber in seiner Lebenstätigkeit hat er sich nur auf eins beschränkt. Nur eine einzige Kunst hat er geübt, und zwar

meiſterhaft geübt, nämlich die: deutſch zu ſchreiben. Daß der Stoff, den er ausſprach, vielſeitiger Natur war, iſt eine andere Sache.

Gleicherweiſe ſoll man Ausbildung von Lebenstätigkeit wohl unterſcheiden.

So gehört zur Ausbildung des Dichters, daß ſein Auge zur Auffaſſung der äußeren Gegenſtände auf alle Weiſe geübt werde. Und wenn Goethe ſeine praktiſche Tendenz zur bildenden Kunſt, inſofern er ſie zu ſeiner Lebenstätigkeit hätte machen wollen, eine falſche nennt, ſo war ſie wiederum ganz am Orte, inſofern es ſeine Ausbildung als Dichter galt.

„Die Gegenſtändlichkeit meiner Poeſie", ſagte Goethe, „bin ich denn doch jener großen Aufmerkſamkeit und Übung des Auges ſchuldig geworden; ſowie ich auch die daraus gewonnene Kenntnis hoch anzuſchlagen habe."

Hüten aber ſoll man ſich, die Grenzen ſeiner Ausbildung zu weit zu ſtecken.

„Die Naturforſcher", ſagte Goethe, „werden am erſten dazu verführt, weil zur Betrachtung der Natur wirklich eine ſehr harmoniſche, allgemeine Ausbildung erfordert wird."

Dagegen aber ſoll ſich jeder, ſobald es die Kenntniſſe betrifft, die zu ſeinem Fache unerläßlich gehören, vor Beſchränkung und Einſeitigkeit zu bewahren ſuchen.

Ein Dichter, der für das Theater ſchreiben will, ſoll Kenntnis der Bühne haben, damit er die Mittel erwäge, die ihm zu Gebote ſtehen, und er überhaupt wiſſe, was zu tun und zu laſſen ſei; ſo wie es dem Opernkomponiſten nicht an Einſicht der Poeſie fehlen darf, damit er das Schlechte vom Guten unterſcheiden könne und ſeine Kunſt nicht an etwas Unzulänglichem verſchwendet werde.

„Karl Maria von Weber", sagte Goethe, „mußte die ‚Euryanthe' nicht komponieren; er mußte gleich sehen, daß dies ein schlechter Stoff sei, woraus sich nichts machen lasse. Diese Einsicht dürfen wir bei jedem Komponisten, als zu seiner Kunst gehörig, voraussetzen."

So soll der Maler Kenntnis in Unterscheidung der Gegenstände haben, denn es gehört zu seinem Fache, daß er wisse, was er zu malen habe und was nicht.

„Im übrigen aber", sagte Goethe, „ist es zuletzt die größte Kunst, sich zu beschränken und zu isolieren."

So hat er die ganze Zeit, die ich in seiner Nähe bin, mich stets vor allen ableitenden Richtungen zu bewahren und mich immer auf ein einziges Fach zu konzentrieren gesucht. Zeigte ich etwa Neigung, mich in Naturwissenschaften umzutun, so war immer sein Rat, es zu unterlassen und mich für jetzt bloß an die Poesie zu halten. Wollte ich ein Buch lesen, wovon er wußte, daß es mich auf meinem jetzigen Wege nicht weiter brächte, so widerriet er es mir stets, indem er sagte, es sei für mich von keinem praktischen Nutzen.

„Ich habe gar zu viele Zeit auf Dinge verwendet", sagte er eines Tages, „die nicht zu meinem eigentlichen Fache gehörten. Wenn ich bedenke, was Lopez de Vega gemacht hat, so kommt mir die Zahl meiner poetischen Werke sehr klein vor. Ich hätte mich mehr an mein eigentliches Metier halten sollen.

„Hätte ich mich nicht so viel mit Steinen beschäftigt", sagte er ein andermal, „und meine Zeit zu etwas Besserem verwendet, ich könnte den schönsten Schmuck von Diamanten haben."

Aus gleicher Ursache schätzt und rühmt er an seinem Freunde Meyer, daß dieser ausschließlich auf das Studium

der Kunſt ſein ganzes Leben verwendet habe, wodurch man ihm denn die höchſte Einſicht in dieſem Fache zugeſtehen müſſe.

„Ich bin auch in ſolcher Richtung frühzeitig hergekommen“, ſagte Goethe, „und habe auch faſt ein halbes Leben an Betrachtung und Studium von Kunſtwerken gewendet, aber Meyern kann ich es denn doch in gewiſſer Hinſicht nicht gleichtun. Ich hüte mich daher auch wohl, ein neues Gemälde dieſem Freunde ſogleich zu zeigen, ſondern ich ſehe zuvor zu, wie weit ich ihm meinerſeits beikommen kann. Glaube ich nun, über das Gelungene und Mangelhafte völlig im klaren zu ſein, ſo zeige ich es Meyern, der denn freilich weit ſchärfer ſieht und dem in manchem Betracht noch ganz andere Lichter dabei aufgehen. Und ſo ſehe ich immer von neuem, was es ſagen will und was dazu gehört, um in einer Sache durchaus groß zu ſein. In Meyern liegt eine Kunſteinſicht von ganzen Jahrtauſenden.“

Nun aber könnte man fragen, warum denn Goethe, wenn er ſo lebhaft durchdrungen ſei, daß der Menſch nur ein Einziges tun ſolle, warum denn gerade er ſelbſt ſein Leben an ſo höchſt vielſeitige Richtungen verwendet habe.

Hierauf antworte ich, daß, wenn Goethe jetzt in die Welt käme und er die poetiſchen und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen ſeiner Nation bereits auf der Höhe vorfände, auf welche ſie jetzt, und zwar größtenteils durch ihn, gebracht ſind, er ſodann ſicher zu ſo mannigfaltigen Richtungen keine Veranlaſſung finden und ſich gewiß auf ein einziges Fach beſchränken würde.

So aber lag es nicht allein in ſeiner Natur, nach allen Seiten hin zu forſchen und ſich über die irdiſchen

Dinge klar zu machen, sondern es lag auch im Bedürfnis der Zeit, das Wahrgenommene auszusprechen.

Er machte bei seinem Erscheinen zwei große Erbschaften: der Irrtum und die Unzulänglichkeit fielen ihm zu, daß er sie hinwegräume, und verlangten seine lebenslänglichen Bemühungen nach vielen Seiten.

Wäre die Newtonsche Theorie Goethen nicht als ein großer, dem menschlichen Geiste höchst schädlicher Irrtum erschienen, glaubt man denn, daß es ihm je eingefallen sein würde, eine ‚Farbenlehre' zu schreiben und vieljährige Bemühungen einer solchen Nebenrichtung zu widmen? Keineswegs! Sondern sein Wahrheitsgefühl im Konflikt mit dem Irrtnm war es, das ihn bewog, sein reines Licht auch in diesen Dunkelheiten leuchten zu lassen.

Ein Gleiches ist von seiner ‚Metamorphosenlehre' zu sagen, worin wir ihm jetzt ein Muster wissenschaftlicher Behandlung verdanken, welches Werk zu schreiben Goethen aber gewiß nie eingefallen sein würde, wenn er seine Zeitgenossen bereits auf dem Wege zu einem solchen Ziele erblickt hätte.

Ja sogar von seinen vielseitigen poetischen Bestrebungen möchte solches gelten. Denn es ist sehr die Frage, ob Goethe je einen Roman würde geschrieben haben, wenn ein Werk wie der ‚Wilhelm Meister' bei seiner Nation bereits wäre vorhanden gewesen. Und sehr die Frage, ob er in solchem Falle sich nicht vielleicht ganz ausschließlich der dramatischen Poesie gewidmet hätte.

Was er in solchem Fall einer einseitigen Richtung alles hervorgebracht und gewirkt haben würde, ist gar nicht abzusehen; so viel ist jedoch gewiß, daß, sobald man aufs Ganze sieht, kein Verständiger wünschen wird, daß Goethe eben nicht alles dasjenige möchte hervor-

gebracht haben, wozu ihn zu treiben nun einmal seinem Schöpfer gefallen hat.

Mittwoch, den 27. April 1825.

Gegen Abend bei Goethe, der mich zu einer Spazierfahrt in den unteren Garten hatte einladen lassen. „Ehe wir fahren", sagte er, „will ich Ihnen doch einen Brief von Zelter geben, den ich gestern erhalten und worin er auch unsere Theaterangelegenheit berührt."

„Daß Du der Mann nicht bist", schreibt Zelter unter anderem, „dem Volk in Weimar ein Theater zu bauen, hätte ich Dir schon eher angesehen. Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen. Das möchten nur auch andere Hoheiten bedenken, die den Wein in der Gohre pfropfen wollen. Freunde, wir haben's erlebt, ja erleben es."

Goethe sah mich an, und wir lachten. „Zelter ist brav und tüchtig", sagte er, „aber er kommt mitunter in den Fall, mich nicht ganz zu verstehen und meinen Worten eine falsche Auslegung zu geben.

„Ich habe dem Volk und dessen Bildung mein ganzes Leben gewidmet, warum sollte ich ihm nicht auch ein Theater bauen! Allein hier in Weimar, in dieser kleinen Residenz, die, wie man scherzhafterweise sagt, zehntausend Poeten und einige Einwohner hat, wie kann da viel von Volk die Rede sein — und nun gar von einem Volkstheater! Weimar wird ohne Zweifel einmal eine recht große Stadt werden, allein wir können immer noch einige Jahrhunderte warten, bis das weimarische Volk eine hinlängliche Masse bildet, um ein Theater bauen und erhalten zu können."

Es war indessen angespannt, und wir fuhren in den unteren Garten. Der Abend war still und milde, fast

etwas ſchwül, und es zeigten ſich große Wolken, die ſich gewitterhaft zu Maſſen zuſammenzogen. Wir gingen in dem trockenen Sandwege auf und ab, Goethe ſtill neben mir, ſcheinbar von allerlei Gedanken bewegt. Ich horchte indes auf die Töne der Amſel und Droſſel, die auf den Spitzen der noch unbelaubten Eſchen jenſeit der Ilm dem ſich bildenden Gewitter entgegenſangen.

Goethe ließ ſeine Blicke umherſchweifen, bald an den Wolken, bald über das Grün hin, das überall an den Seiten des Weges und auf der Wieſe wie an Büſchen und Hecken mächtig hervorquoll. „Ein warmer Gewitterregen, wie der Abend es verſpricht", ſagte er, „und der Frühling wird in der ganzen Pracht und Fülle abermals wieder da ſein."

Indeſſen ward das Gewölk drohender, man hörte ein dumpfes Donnern, auch einige Tropfen fielen, und Goethe fand es geraten, wieder in die Stadt zurückzufahren. „Wenn Sie nichts vorhaben", ſagte er, als wir an ſeiner Wohnung abſtiegen, „ſo gehen Sie wohl mit hinauf und bleiben noch ein Stündchen bei mir." Welches denn mit großer Freude von mir geſchah.

Zelters Brief lag noch auf dem Tiſche. „Es iſt wunderlich, gar wunderlich", ſagte Goethe, „wie leicht man zu der öffentlichen Meinung in eine falſche Stellung gerät! Ich wüßte nicht, daß ich je gegen das Volk geſündigt, aber ich ſoll nun ein für allemal kein Freund des Volkes ſein. Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht und hinter dem falſchen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinſten egoiſtiſchen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund ſolcher Leute, ebenſowenig als ich ein Freund eines Ludwig des Fünfzehnten bin.

Ich haſſe jeden gewaltſamen Umſturz, weil dabei ebenſoviel Gutes vernichtet als gewonnen wird. Ich haſſe die, welche ihn ausführen, wie die, welche dazu Urſache geben. Aber bin ich darum kein Freund des Volkes? Denkt denn jeder rechtlich geſinnte Mann etwa anders?

„Sie wiſſen, wie ſehr ich mich über jede Verbeſſerung freue, welche die Zukunft uns etwa in Ausſicht ſtellt. Aber, wie geſagt, jedes Gewaltſame, Sprunghafte iſt mir in der Seele zuwider, denn es iſt nicht naturgemäß.

„Ich bin ein Freund der Pflanze, ich liebe die Roſe als das Vollkommenſte, was unſere deutſche Natur als Blume gewähren kann; aber ich bin nicht Tor genug, um zu verlangen, daß mein Garten ſie mir ſchon jetzt, Ende April, gewähren ſoll. Ich bin zufrieden, wenn ich jetzt die erſten grünen Blätter finde, zufrieden, wenn ich ſehe, wie ein Blatt nach dem andern den Stengel von Woche zu Woche weiter bildet; ich freue mich, wenn ich im Mai die Knoſpe ſehe, und bin glücklich, wenn endlich der Juni mir die Roſe ſelbſt in aller Pracht und in allem Duft entgegenreicht. Kann aber jemand die Zeit nicht erwarten, der wende ſich an die Treibhäuſer.

„Nun heißt es wieder, ich ſei ein Fürſtendiener, ich ſei ein Fürſtenknecht. Als ob damit etwas geſagt wäre! Diene ich denn etwa einem Tyrannen? einem Deſpoten? Diene ich denn etwa einem ſolchen, der auf Koſten des Volkes nur ſeinen eigenen Lüſten lebt? Solche Fürſten und ſolche Zeiten liegen gottlob längſt hinter uns. Ich bin dem Großherzog ſeit einem halben Jahrhundert auf das innigſte verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm geſtrebt und gearbeitet; aber lügen müßte ich, wenn ich ſagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hatte, etwas zu

tun und auszuführen, das dem Lande zum Wohl gereichte, und das geeignet wäre, den Zustand des einzelnen zu verbessern. Für sich persönlich, was hatte er denn von seinem Fürstenstande als Last und Mühe! Ist seine Wohnung, seine Kleidung und seine Tafel etwa besser bestellt als die eines wohlhabenden Privatmannes? Man gehe nur in unsere Seestädte und man wird Küche und Keller eines angesehenen Kaufmannes besser bestellt finden als die seinigen.

„Wir werden", fuhr Goethe fort, „diesen Herbst den Tag feiern, an welchem der Großherzog seit fünfzig Jahren regiert und geherrscht hat. Allein, wenn ich es recht bedenke, dieses sein Herrschen, was war es weiter als ein beständiges Dienen! Was war es, als ein Dienen in Erreichung großer Zwecke, ein Dienen zum Wohl seines Volkes! Soll ich denn also mit Gewalt ein Fürstenknecht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines solchen bin, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist."

Freitag, den 29. April 1825.

Der Bau des neuen Theaters war diese Zeit her rasch vorgeschritten, die Grundmauern stiegen schon überall empor und ließen ein baldiges, sehr schönes Gebäude hoffen.

Heute aber, als ich den Bauplatz besuchte, sah ich zu meinem Schrecken, daß die Arbeit eingestellt war; auch hörte ich gerüchtweise, daß eine andere Partei gegen Goethes und Coudrays Plan noch endlich obgesiegt habe, daß Coudray von der Leitung des Baues zurücktrete, und daß ein anderer Architekt nach einem neuen Riß den Bau ausführen und den bereits gelegten Grund danach ändern werde.

Dieſes zu ſehen und zu hören, betrübte mich tief; denn ich hatte mich mit vielen darauf gefreut, in Weimar ein Theater entſtehen zu ſehen, das nach Goethes praktiſcher Anſicht von einer zweckmäßigen inneren Einrichtung ausgeführt und hinſichtlich der Schönheit ſeinem hochgebildeten Geſchmack gemäß ſein würde.

Aber auch wegen Goethe und Coudray betrübte es mich, die durch dieſes weimariſche Ereignis ſich beide mehr oder weniger verletzt fühlen mußten.

Sonntag, den 1. Mai 1825.

Bei Goethe zu Tiſch. Es iſt zu denken, daß der veränderte Theaterbau das erſte war, das zwiſchen uns zur Sprache kam. Ich hatte, wie geſagt, gefürchtet, daß die höchſt unerwartete Maßregel Goethe tief verletzen würde. Allein keine Spur! Ich fand ihn in der mildeſten, heiterſten Stimmung, durchaus über jede kleine Empfindlichkeit erhaben.

„Man hat“, ſagte er, „dem Großherzog von ſeiten des Koſtenpunktes und großer Erſparungen, die bei dem veränderten Bauplan zu machen, beizukommen geſucht, und es iſt ihnen gelungen. Mir kann es ganz recht ſein. Ein neues Theater iſt am Ende doch immer nur ein neuer Scheiterhaufen, den irgend ein Ungefähr über kurz oder lang wieder in Brand ſteckt. Damit tröſte ich mich. Übrigens ein bißchen mehr oder weniger, ein bißchen auf oder ab iſt nicht der Rede wert. Ihr werdet immerhin ein ganz leidliches Haus bekommen, wenn auch nicht gerade ſo, wie ich es mir gewünſcht und gedacht hatte. Ihr werdet hineingehen, und ich werde auch hineingehen, und es wird am Ende alles ganz artig ausfallen.

„Der Großherzog“, fuhr Goethe fort, „äußerte gegen

mich die Meinung, ein Theater brauche keineswegs ein architektoniſches Prachtwerk zu ſein; wogegen im ganzen freilich nichts einzuwenden. Er meinte ferner, es ſei doch immer nur ein Haus, das den Zweck habe, Geld zu verdienen. Dieſe Anſicht klingt beim erſten Anhören etwas materiell; allein es fehlt ihr, recht bedacht, auch keineswegs eine höhere Seite. Denn will ein Theater nicht bloß zu ſeinen Koſten kommen, ſondern obendrein noch Geld erübrigen und Geld verdienen, ſo muß eben alles durchaus ganz vortrefflich ſein. Es muß die beſte Leitung an der Spitze haben, die Schauſpieler müſſen durchweg zu den beſten gehören, und man muß fortwährend ſo gute Stücke geben, daß nie die Anziehungskraft ausgehe, welche dazu gehört, um jeden Abend ein volles Haus zu machen. Das iſt aber mit wenigen Worten ſehr viel geſagt, und faſt das Unmögliche."

„Die Anſicht des Großherzogs", ſagte ich, „mit dem Theater Geld verdienen zu wollen, ſcheint alſo eine durchaus praktiſche zu ſein, indem in ihr eine Nötigung liegt, ſich fortwährend auf der Höhe des Vortrefflichen zu erhalten."

„Shakeſpeare und Molière", erwiderte Goethe, „hatten auch keine andere. Beide wollten auch vor allen Dingen mit ihren Theatern Geld verdienen. Damit ſie aber dieſen ihren Hauptzweck erreichten, mußten ſie dahin trachten, daß fortwährend alles im beſten Stande und neben dem alten Guten immer von Zeit zu Zeit etwas tüchtiges Neues da ſei, das reize und anlocke. Das Verbot des ‚Tartuffe' war für Molière ein Donnerſchlag — aber nicht ſowohl für den Poeten als für den Direktor Molière, der für das Wohl einer bedeutenden Truppe zu ſorgen hatte, und der ſehen mußte, wie er für ſich und die Seinigen Brot ſchaffte.

„Nichts“, fuhr Goethe fort, „ist für das Wohl eines Theaters gefährlicher, als wenn die Direktion so gestellt ist, daß eine größere oder geringere Einnahme der Kasse sie persönlich nicht weiter berührt und sie in der sorglosen Gewißheit hinleben kann, daß dasjenige, was im Laufe des Jahres an der Einnahme der Theaterkasse gefehlt hat, am Ende desselben aus irgend einer anderen Quelle ersetzt wird. Es liegt einmal in der menschlichen Natur, daß sie leicht erschlafft, wenn persönliche Vorteile oder Nachteile sie nicht nötigen. Nun ist zwar nicht zu verlangen, daß ein Theater in einer Stadt wie Weimar sich selbst erhalten solle und daß kein jährlicher Zuschuß aus der fürstlichen Kasse nötig sei. Allein es hat doch alles sein Ziel und seine Grenze, und einige tausend Taler jährlich mehr oder weniger sind doch keineswegs eine gleichgültige Sache, besonders da die geringere Einnahme und das Schlechterwerden des Theaters natürliche Gefährten sind, und also nicht bloß das Geld verloren geht, sondern die Ehre zugleich.

„Wäre ich der Großherzog, so würde ich künftig, bei einer etwa eintretenden Veränderung der Direktion, als jährlichen Zuschuß ein für allemal eine feste Summe bestimmen; ich würde etwa den Durchschnitt der Zuschüsse der letzten zehn Jahre ermitteln lassen und danach eine Summe ermäßigen, die zu einer anständigen Erhaltung als hinreichend zu achten wäre. Mit dieser Summe müßte man haushalten. Dann würde ich aber einen Schritt weiter gehen und sagen: wenn der Direktor mit seinen Regisseuren durch eine kluge und energische Leitung es dahin bringt, daß die Kasse am Ende des Jahres einen Überschuß hat, so soll von diesem Überschuß dem Direktor, den Regisseuren und den vorzüglichen Mitgliedern der

Bühne eine Remuneration zuteil werden. Da ſolltet Ihr einmal ſehen, wie es ſich regen, und wie die Anſtalt aus dem Halbſchlafe, in welchen ſie nach und nach geraten muß, erwachen würde.

„Unſere Theatergeſetze“, fuhr Goethe fort, „haben zwar allerlei Strafbeſtimmungen, allein ſie haben kein einziges Geſetz, das auf Ermunterung und Belohnung ausgezeichneter Verdienſte ginge. Dies iſt ein großer Mangel. Denn wenn mir bei jedem Verſehen ein Abzug von meiner Gage in Ausſicht ſteht, ſo muß mir auch eine Ermunterung in Ausſicht ſtehen, wenn ich mehr tue, als man eigentlich von mir verlangen kann. Dadurch aber, daß alle mehr tun, als zu erwarten und zu verlangen, kommt ein Theater in die Höhe.“

Frau von Goethe und Fräulein Ulrike traten herein, beide wegen des ſchönen Wetters ſehr anmutig ſommerhaft gekleidet. Die Unterhaltung über Tiſch war leicht und heiter. Man ſprach über allerlei Vergnügungspartien der vergangenen Woche ſowie über Ausſichten ähnlicher Art für die nächſte.

„Wenn wir die ſchönen Abende behalten“, ſagte Frau von Goethe, „ſo hätte ich große Luſt, in dieſen Tagen im Park beim Geſang der Nachtigallen einen Tee zu geben. Was ſagen Sie, lieber Vater?“ — „Das könnte ſehr artig ſein!“ erwiderte Goethe. — „Und Sie, Eckermann“, ſagte Frau von Goethe, „wie ſteht's mit Ihnen? Darf man Sie einladen?“ — „Aber Ottilie!“ fiel Fräulein Ulrike ein, „wie kannſt du nur den Doktor einladen! Er kommt ja doch nicht; und wenn er kommt, ſo ſitzt er wie auf Kohlen, und man ſieht es ihm an, daß ſeine Seele wo anders iſt und daß er je eher je lieber wieder fort möchte.“ — „Wenn ich ehrlich ſagen ſoll“, erwiderte

ich, „ſo ſtreife ich freilich lieber mit Doolan im Felde umher. Tee und Teegeſellſchaft und Teegeſpräch widerſtrebt meiner Natur ſo ſehr, daß es mir ſchon unheimlich wird, wenn ich nur daran denke.“ — „Aber, Eckermann“, ſagte Frau von Goethe, „bei einem Tee im Park ſind Sie ja im Freien und ganz in Ihrem Element.“ — „Im Gegenteil“, ſagte ich. „Wenn ich der Natur ſo nahe bin, daß ich alle Düfte wittere und doch nicht eigentlich hinein kann, ſo wird es mir ungeduldig wie einer Ente, die man in die Nähe des Waſſers bringt, aber am Hineintauchen hindert.“ — „Sie könnten auch ſagen“, bemerkte Goethe lachend, „es würde Ihnen zu Sinne wie einem Pferde, das ſeinen Kopf zum Stalle hinausſtreckt und auf einer gedehnten Weidefläche vor ſich andere Pferde frei umherjagen ſieht. Es riecht zwar alle Wonne und Freiheit der friſchen Natur, aber es kann nicht hinein. Doch laßt nur den Eckermann, er iſt wie er iſt, und ihr macht ihn nicht anders. Aber ſagen Sie, mein Allerbeſter, was treiben Sie denn mit ihrem Doolan die ſchönen langen Nachmittage im freien Felde?“ — „Wir ſuchen irgend ein einſames Tal“, ſagte ich, „und ſchießen mit Pfeil und Bogen.“ — „Hm!“ ſagte Goethe, „das mag kein ſchlechtes Vergnügen ſein.“ — „Es iſt herrlich“, ſagte ich, „um die Gebrechen des Winters los zu werden.“ — „Wie aber in aller Welt“, ſagte Goethe, „ſind Sie hier in Weimar zu Pfeil und Bogen gekommen?“ — „Zu den Pfeilen“, erwiderte ich, „habe ich mir in dem Feldzuge von 1814 ein Modell aus Brabant mitgebracht. Das Schießen mit Pfeil und Bogen iſt dort allgemein. Es iſt keine Stadt ſo gering, die nicht ihre Bogengeſellſchaften hätte. Sie haben ihren Stand in irgend einer Schenke, ähnlich unſeren Kegel-

bahnen, und vereinigen ſich gewöhnlich ſpät am Nachmittage, wo ich ihnen oft mit dem größten Vergnügen zugeſehen. Was waren das für wohlgewachſene Männer! und was für maleriſche Stellungen, wenn ſie die Senne zogen! Wie waren die Kräfte entwickelt und wie waren ſie geſchickte Treffer! Sie ſchoſſen gewöhnlich in einer Entfernung von ſechzig bis achtzig Schritt nach einer Papierſcheibe auf einer naſſen Lehmwand; ſie ſchoſſen raſch hintereinander und ließen die Pfeile ſtecken, und da war es nicht ſelten, daß von fünfzehn Pfeilen fünf im Zentrum ſtaken, von der Größe eines Talers, und die übrigen in der Nähe umher. Wenn alle geſchoſſen hatten, gingen ſie hin und jeder zog ſeinen Pfeil aus der weichen Wand, und das Spiel ging von vorne. Ich war damals für dieſes Bogenſchießen ſo begeiſtert, daß ich dachte, es ſei etwas Großes, es in Deutſchland einzuführen, und ich war ſo dumm, daß ich glaubte, es ſei möglich. Ich handelte wiederholt auf einen Bogen; allein unter zwanzig Franken war keiner zu haben, und wie ſollte ich armer Feldjäger ſo viel Geld auftreiben! Ich beſchränkte mich daher auf einen Pfeil, als das Wichtigere und Künſtlichere, den ich in einer Fabrik zu Brüſſel für einen Franken kaufte und neben einer Zeichnung als meine einzige Eroberung mit in meine Heimat brachte."

„Das ſieht Ihnen ähnlich", erwiderte Goethe. „Aber denken Sie nur nicht, man könnte etwas Natürliches und Schönes populär machen. Zum wenigſten will es Zeit haben und verlangt verzweifelte Künſte. Aber ich kann mir denken, es mag ſchön ſein dieſes Brabanter Schießen. Unſer deutſches Kegelbahnvergnügen erſcheint dagegen roh und ordinär und hat ſehr viel vom Philiſter."

„Das Schöne beim Bogenſchießen iſt", erwiderte ich

„daß es den Körper gleichmäßig entwickelt und die Kräfte gleichmäßig in Anſpruch nimmt. Da iſt der linke Arm, der den Bogen hinaushält, ſtraff, ſtark und ohne Wanken; da iſt der rechte, der mit dem Pfeil die Senne zieht und nicht weniger kräftig ſein muß. Zugleich beide Füße und Schenkel ſtrack zum Boden geſtreckt, dem Oberkörper als feſte Baſis. Das zielende Auge, die Muskeln des Halſes und Nackens, alles in hoher Spannung und Tätigkeit. Und nun das Gefühl und die Freude, wenn der Pfeil hinausziſcht und im erwünſchten Ziele ſteckt! Ich kenne keine körperliche Übung, die nur irgend damit zu vergleichen.“

„Es wäre etwas für unſere Turnanſtalten“, verſetzte Goethe. „Und da ſollte es mich nicht wundern, wenn wir nach zwanzig Jahren in Deutſchland tüchtige Bogenſchützen zu Tauſenden hätten. Überhaupt mit einer erwachſenen Generation iſt nie viel zu machen, in körperlichen Dingen wie in geiſtigen, in Dingen des Geſchmacks wie des Charakters; ſeid aber klug und fanget in den Schulen an, und es wird gehen.“

„Aber unſere deutſchen Turnlehrer“, erwiderte ich, „wiſſen mit Pfeil und Bogen nicht umzugehen.“

„Nun“, antwortete Goethe, „da mögen ſich einige Turnanſtalten vereinigen und einen tüchtigen Schützen aus Flandern oder Brabant kommen laſſen. Oder ſie mögen auch einige hübſche, wohlgewachſene junge Turner nach Brabant ſchicken, daß ſie ſich dort zu guten Schützen ausbilden und auch lernen, wie man die Bogen ſchnitze und die Pfeile mache. Dieſe könnten dann in deutſchen Turnanſtalten als Lehrer eintreten, als wandernde Lehrer, die ſich bald bei dieſer Anſtalt eine Zeitlang aufhielten und bald bei einer andern.

„Ich bin“, fuhr Goethe fort, „den deutschen Turnübungen durchaus nicht abgeneigt. Um so mehr hat es mir leid getan, daß sich sehr bald allerlei Politisches dabei einschlich, so daß die Behörden sich genötigt sahen, sie zu beschränken oder wohl gar zu verbieten und aufzuheben. Dadurch ist nun das Kind mit dem Bade verschüttet. Aber ich hoffe, daß man die Turnanstalten wieder herstelle, denn unsere deutsche Jugend bedarf es, besonders die studierende, der bei dem vielen geistigen und gelehrten Treiben alles körperliche Gleichgewicht fehlt und somit jede nötige Tatkraft zugleich. Aber sagen Sie mir noch etwas von Ihrem Pfeil und Bogen. Also einen Pfeil haben Sie sich aus Brabant mitgebracht? Ich möchte ihn sehen.“

„Er ist längst verloren“, erwiderte ich. „Aber ich hatte ihn so gut in Gedanken, daß es mir gelungen ist, ihn wieder herzustellen, und zwar statt des einen ein ganzes Dutzend. Das war aber gar nicht so leicht, als ich mir dachte, und ich habe dabei allerlei vergebliche Versuche gemacht und allerlei Mißgriffe getan, aber eben dadurch endlich auch allerlei gelernt. Zuerst kam es auf den Schaft an, und zwar, daß dieser gerade sei und nach einiger Zeit sich nicht werfe; sodann, daß er leicht sei und zugleich so fest, daß er bei dem Anprallen an einen harten Gegenstand nicht zersplittere. Ich machte Versuche mit dem Holz der Pappel, dann der Fichte, dann der Birke; aber es erwies sich alles in einer oder der andern Hinsicht als mangelhaft und war nicht das, was es sein sollte. Dann machte ich Versuche mit dem Holz der Linde, und zwar aus einem schlanken, gerade gewachsenen Stammende, und ich fand durchaus, was ich wünschte und suchte. Ein solcher Pfeilschaft war leicht, gerade

und feſt wegen ſehr feiner Faſer. Nun war das Nächſte, das untere Ende mit einer Hornſpitze zu verſehen; aber es zeigte ſich bald, daß nicht jedes Horn tauglich, und daß es aus dem Kerne geſchnitten ſein müſſe, um beim Schuß auf einen harten Gegenſtand nicht zu zerſplittern. Das Schwierigſte und Künſtlichſte war aber jetzt noch zu tun, nämlich den Pfeil zu befiedern. Was habe ich da gepfuſcht und für Mißgriffe getan, ehe es mir gelang und ich es darin zu einiger Geſchicklichkeit brachte!"

„Nicht wahr", ſagte Goethe, „die Federn werden nicht in den Schaft eingelaſſen, ſondern aufgeleimt?"

„Sie werden aufgeleimt", erwiderte ich; „aber das muß ſo feſt, zierlich und gut geſchehen, daß es ausſieht, als wären ſie mit dem Schafte eins und aus ihm hervorgewachſen. Auch iſt es nicht gleichgültig, welchen Leim man nimmt. Ich habe gefunden, daß Hauſenblaſe, einige Stunden in Waſſer eingeweicht und dann mit etwas hinzugegoſſenem Spiritus über gelindem Kohlenfeuer ſchleimartig aufgelöſt, das Beſte war; auch ſind die aufzuleimenden Federn nicht von einerlei Brauchbarkeit. Zwar ſind die abgezogenen Fahnen der Schwungfedern jedes großen Vogels gut, doch habe ich die roten Flügelfedern des Pfaus, die großen Federn des Truthahns, beſonders aber die ſtarken und prächtigen von Adler und Trappe als die vorzüglichſten gefunden."

„Ich höre dieſes alles mit großem Intereſſe", ſagte Goethe. „Wer Sie nicht kennt, ſollte kaum glauben, daß Ihre Richtungen ſo lebendig wären. Aber ſagen Sie mir nun auch, wie Sie zu einem Bogen gekommen."

„Ich habe mir ſelber einige gemacht", erwiderte ich, „aber dabei anfänglich auch wieder ganz entſetzlich gepfuſcht. Dann habe ich mich mit Tiſchlern und Wagnern

beraten, alle Holzarten der hieſigen Gegend durchprobiert, und bin nun endlich zu ganz guten Reſultaten gekommen. Ich hatte bei der Wahl des Holzes dahin zu trachten, daß der Bogen ſich weich aufziehe, daß er raſch und ſtark zurückſchnelle und daß die Federkraft von Dauer. Ich machte zuerſt Verſuche mit der Eſche, und zwar dem aſtloſen Stamm einer etwa zehnjährigen von der Dicke eines mäßigen Armes. Ich kam aber beim Ausarbeiten auf den Kern, welches nicht gut war und wo ich das Holz grob und loſe fand. Man riet mir darauf, einen Stamm zu nehmen, der ſtark genug ſei, um ihn ſchlachten zu können, und zwar zu vier Teilen."

„Schlachten", fragte Goethe, „was iſt das?"

„Es iſt ein Kunſtausdruck der Wagner", erwiderte ich, „und heißt ſoviel als ſpalten, und zwar wird dabei ein Keil durch den Stamm der Länge nach von einem Ende bis zum andern durchgetrieben. War nun der Stamm gerade gewachſen, ich meine: ſtrebte die Faſer in gerader Richtung aufwärts, ſo werden auch die geſchlachteten Stücke gerade ſein und ſich durchaus zum Bogen eignen. War aber der Stamm gewunden, ſo werden die geſchlachteten Stücke, indem der Keil der Faſer nachgeht, eine gekrümmte, gewundene Richtung haben und zum Bogen nicht zu gebrauchen ſein."

„Wie wäre es aber", ſagte Goethe, „wenn man einen ſolchen Stamm mit der Säge in vier Teile ſchnitte? da bekäme man doch auf jeden Fall gerade Stücke."

„Man würde", erwiderte ich, „bei einem Stamm mit etwas gewundener Richtung die Faſer durchſchneiden, und das würde die Teile zu einem Bogen durchaus unbrauchbar machen."

„Ich begreife", ſagte Goethe, „ein Bogen mit durch-

ſchnittener Faſer würde brechen. Doch erzählen Sie weiter, die Sache intereſſiert mich.“

„Ich machte alſo“, fuhr ich fort, „meinen zweiten Bogen aus einem Stück geſchlachteter Eſche. Es war an der Rückſeite keine Faſer durchſchnitten, der Bogen war ſtark und feſt, aber es zeigte ſich der Fehler, daß er beim Aufziehen nicht weich, ſondern hart war. ‚Sie werden‘, ſagte der Wagner, ‚ein Stück Sameneſche genommen haben, welches immer ein ſehr ſteifes Holz iſt; nehmen Sie aber von der zähen, wie ſie bei Hopfgarten und Zimmern wächſt, ſo wird es beſſer gehen. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich, daß zwiſchen Eſche und Eſche ein großer Unterſchied, und daß bei allen Holzarten ſehr viel auf den Ort und auf den Boden ankomme, wo ſie gewachſen. Ich erfuhr, daß das Holz des Ettersberges als Nutzholz weniger Wert habe, daß dagegen das Holz aus der Umgegend von Nohra eine beſondere Feſtigkeit beſitze, weshalb denn die weimariſchen Fuhrleute zu Wagenreparaturen, die in Nohra gemacht, ein ganz beſonderes Vertrauen hätten. Ich machte im Lauf meiner weiteren Bemühungen die Erfahrung, daß alles auf der Winterſeite eines Abhanges gewachſene Holz feſter und von geraderer Faſer befunden wird als das auf der Sommerſeite gewachſene. Auch iſt es begreiflich. Denn ein junger Stamm, der an der ſchattigen Nordſeite eines Abhanges aufwächſt, hat nur Licht und Sonne nach oben zu ſuchen, weshalb er denn, ſonnenbegierig, fortwährend aufwärts ſtrebt und die Faſer in gerader Richtung mit emporzieht. Auch iſt ein ſchattiger Stand der Bildung einer feineren Faſer günſtig, welches ſehr auffallend an ſolchen Bäumen zu ſehen iſt, die einen ſo freien Stand hatten, daß ihre Südſeite lebenslänglich der Sonne aus-

geſetzt war, während ihre Nordſeite fortwährend im Schatten blieb. Liegt ein ſolcher Stamm in Teile zerſägt vor uns da, ſo bemerkt man, daß der Punkt des Kernes ſich keineswegs in der Mitte befindet, ſondern bedeutend nach der einen Seite zu. Und dieſe Verſchiebung des Mittelpunktes rührt daher, daß die Jahresringe der Südſeite durch fortwährende Sonnenwirkung ſich bedeutend ſtärker entwickelt haben und daher breiter ſind als die Jahresringe der ſchattigen Nordſeite. Tiſchler und Wagner, wenn es ihnen um ein feſtes, feines Holz zu tun iſt, wählen daher lieber die feiner entwickelte Nordſeite eines Stammes, welches ſie die Winterſeite nennen und dazu ein beſonderes Vertrauen haben."

„Sie können denken", ſagte Goethe, „daß Ihre Beobachtungen für mich, der ſich ein halbes Leben mit dem Wachstum der Pflanzen und Bäume beſchäftigt hat, von beſonderem Intereſſe ſind. Doch erzählen Sie weiter! Sie machten alſo wahrſcheinlich darauf einen Bogen von der zähen Eſche."

„Ich tat ſo", erwiderte ich, „und zwar nahm ich ein gutgeſchlachtetes Stück von der Winterſeite, wo ich auch eine ziemlich feine Faſer fand. Auch war der Bogen weich im Aufziehen und von guter Schnellkraft. Allein nachdem er einige Monate im Gebrauch geweſen, zeigte ſich bereits eine merkliche Krümmung, und es war deutlich, daß die Spannkraft nicht Stich halte. Ich machte dann Verſuche mit dem Stamm einer jungen Eiche, welches auch ganz gutes Holz war, wobei ich aber nach einiger Zeit denſelbigen Fehler fand; dann mit dem Stamm der Walnuß, welches beſſer, und zuletzt mit dem Stamme des feinblätterigen Ahorns, des ſogenannten Maßholder, welches das beſte war und nichts weiter zu wünſchen übrig ließ."

„Ich kenne das Holz", erwiderte Goethe, „man findet es auch häufig in Hecken. Ich kann mir denken, daß es gut iſt. Doch habe ich ſelten einen jungen Stamm gefunden, der ohne Äſte war, und Sie bedürfen doch wohl zum Bogen ein Holz, das ganz frei von Äſten iſt?"

„Ein junger Stamm", erwiderte ich, „iſt freilich nicht ohne Äſte; doch wenn man ihn zum Baume aufzieht, ſo werden ihm die Äſte genommen; oder wenn er im Dickicht aufwächſt, ſo verlieren ſie ſich mit der Zeit von ſelber. War nun ein Stamm, als man ihm die Äſte nahm, etwa drei bis vier Zoll im Durchmeſſer, und läßt man ihn nun fortwachſen und jährlich neues Holz von außen ſich anbilden, ſo wird nach Verlauf von fünfzig bis achtzig Jahren das aſtreiche Innere mit mehr als einem halben Fuß geſunden aſtfreien Holzes überwachſen ſein. Ein ſolcher Stamm ſteht dann mit der glatteſten Außenſeite vor uns; aber man weiß freilich nicht, was er im Innern für Tücke hat. Man wird daher auf jeden Fall ſicher gehen, wenn man bei einer aus ſolchem Stamm geſägten Bohle ſich gleichfalls an die Außenſeite hält und einige Zoll von demjenigen Stück ſich abſchneiden läßt, was zunächſt unter der Rinde war, alſo den Splint und was ihm folgt, welches überhaupt das jüngſte, zäheſte und zu einem Bogen das tauglichſte Holz iſt."

„Ich meinte", verſetzte Goethe, „das Holz zu einem Bogen dürfte nicht geſägt, ſondern müſſe geſpalten oder, wie Sie es nennen, geſchlachtet werden."

„Wenn es ſich ſchlachten läßt", erwiderte ich, „allerdings. Die Eſche, die Eiche, auch wohl der Walnuß läßt ſich ſchlachten, weil es Holz von großer Faſer iſt. Der Maßholder aber nicht; denn es iſt ein Holz von ſo feiner, feſt ineinander gewachſener Faſer, daß es ſich in der

Faſerrichtung durchaus nicht trennt, ſondern herüber und hinüber reißt, ganz gegen alle Faſer und alle natürlich gewachſene Richtung. Das Holz des Maßholder muß daher mit der Säge getrennt werden, und zwar ohne alle Gefahr für die Kraft des Bogens."

„Hm! Hm!" ſagte Goethe. „Sie ſind übrigens durch Ihre Bogentendenz zu ganz hübſchen Kenntniſſen gekommen, und zwar zu lebendigen, die man nur auf praktiſchem Wege erlangt. Das iſt aber immer der Vorteil irgend einer leidenſchaftlichen Richtung, daß ſie uns in das Innere der Dinge treibt. Auch iſt das Suchen und Irren gut, denn durch Suchen und Irren lernt man. Und zwar lernt man nicht bloß die Sache, ſondern den ganzen Umfang. Was wüßte ich von der Pflanze und der Farbe, wenn man meine Theorie mir fertig überliefert und ich beides auswendig gelernt hätte! Aber daß ich eben alles ſelber ſuchen und finden und auch gelegentlich irren mußte, dadurch kann ich ſagen, daß ich von beiden Dingen etwas weiß, und zwar mehr als auf dem Papiere ſteht. Aber ſagen Sie mir noch eins von Ihrem Bogen. Ich habe ſchottiſche geſehen, die bis zu den Spitzen hinaus ganz gerade, andere dagegen, deren Spitzen gekrümmt waren. Welche halten Sie für die beſten?"

„Ich halte dafür", erwiderte ich, „daß bei einem Bogen mit rückwärts geſchweiften Enden die Federkraft bei weitem mächtiger iſt. Anfangs machte ich ſie gerade, weil ich nicht verſtand, die Enden zu biegen. Nachdem ich aber gelernt, damit umzugehen, mache ich die Enden geſchweift, und ich finde, daß der Bogen dadurch nicht allein ein ſchöneres Anſehen, ſondern auch eine größere Gewalt erlangt."

„Nicht wahr", ſagte Goethe, „man bewirkt die Krümmung durch Hitze?"

„Durch feuchte Hitze", erwiderte ich. „Wenn der Bogen ſo weit fertig, daß die Spannkraft gleichmäßig verteilt und er nirgendwo mehr ſchwächer oder ſtärker iſt, als er ſein ſoll, ſo ſtelle ich ihn mit dem einen Ende in kochendes Waſſer, etwa ſechs bis acht Zoll tief, und laſſe ihn eine Stunde kochen. Dieſes erweichte Ende ſchraube ich dann in voller Hitze zwiſchen zwei kleine Klötze, deren innere Linie die Form der Biegung hat, die ich dem Bogen zu geben wünſche. In ſolcher Klemme laſſe ich ihn ſodann wenigſtens einen ganzen Tag und eine Nacht ſtehen, damit er völlig austrockne, und verfahre darauf mit dem anderen Ende auf gleiche Weiſe. So behandelte Spitzen ſtehen ſodann unverwüſtlich, als wären ſie in ſolcher Krümmung gewachſen."

„Wiſſen Sie was?" verſetzte Goethe mit einem geheimnisvollen Lächeln. „Ich glaube, ich habe etwas für Sie, das Ihnen nicht unlieb wäre. Was dächten Sie, wenn wir zuſammen hinuntergingen und ich Ihnen einen echten Baſchkirenbogen in die Hände legte!"

„Einen Baſchkirenbogen?" rief ich voll Begeiſterung, „und einen echten?"

„Ja, närriſcher Kerl, einen echten!" ſagte Goethe. „Kommen Sie nur."

Wir gingen hinab in den Garten. Goethe öffnete das untere Zimmer eines kleinen Nebengebäudes, das auf den Tiſchen und an den Wänden umher mit Seltenheiten und Merkwürdigkeiten aller Art vollgepfropft erſchien. Ich überlief alle dieſe Schätze nur flüchtig, meine Augen ſuchten den Bogen. „Hier haben Sie ihn", ſagte Goethe, indem er ihn in einem Winkel aus einem Haufen von

allerlei seltsamen Gerätschaften hervornahm. „Ich sehe, er ist noch in demselbigen Stande, wie er im Jahre 1814 von einem Baschkirenhäuptling mir verehrt wurde. Nun, was sagen Sie?“

Ich war voller Freude, die liebe Waffe in meinen Händen zu halten. Es schien alles unversehrt und auch die Senne noch vollkommen brauchbar. Ich probierte ihn in meinen Händen und fand ihn auch noch von leidlicher Schnellkraft. „Es ist ein guter Bogen“, sagte ich. Besonders aber gefällt mir die Form, die mir künftig als Modell dienen soll.“

„Von welchem Holz, denken Sie, ist er gemacht?“ sagte Goethe.

„Er ist, wie Sie sehen“, erwiderte ich, „mit feiner Birkenschale so überdeckt, daß von dem Holz wenig sichtbar und nur die gekrümmten Enden frei geblieben. Und auch diese sind durch die Zeit so angebräunt, daß man nicht recht sehen kann, was es ist. Auf den ersten Anblick sieht es aus wie junge Eiche, und dann wieder wie Nußbaum. Ich denke, es ist Nußbaum, oder ein Holz, das dem ähnlich. Ahorn oder Maßholder ist es nicht. Es ist ein Holz von grober Faser, auch sehe ich Merkmale, daß es geschlachtet worden.“

„Wie wäre es“, sagte Goethe, „wenn Sie ihn einmal probierten! Hier haben Sie auch einen Pfeil. Doch hüten Sie sich vor der eisernen Spitze, sie könnte vergiftet sein.“

Wir gingen wieder in den Garten, und ich spannte den Bogen. „Nun wohin?“ sagte Goethe. — „Ich dächte, erst einmal in die Luft“, erwiderte ich. — „Nur zu!“ sagte Goethe. Ich schoß hoch gegen die sonnigen Wolken in blauer Luft. Der Pfeil hielt sich gut, dann bog er

ſich und ſauſte wieder herab und fuhr in die Erde. „Nun laſſen Sie mich einmal“, ſagte Goethe. Ich war glücklich, daß er auch ſchießen wollte. Ich gab ihm den Bogen und holte den Pfeil. Goethe ſchob die Kerbe des Pfeiles in die Senne, auch faßte er den Bogen richtig, doch dauerte es ein Weilchen, bis er damit zurechtkam. Nun zielte er nach oben und zog die Senne. Er ſtand da wie der Apoll, mit unverwüſtlicher innerer Jugend, doch alt an Körper. Der Pfeil erreichte nur eine ſehr mäßige Höhe und ſenkte ſich wieder zur Erde. Ich lief und holte den Pfeil. „Noch einmal!“ ſagte Goethe. Er zielte jetzt in horizontaler Richtung den ſandigen Weg des Gartens hinab. Der Pfeil hielt ſich etwa dreißig Schritt ziemlich gut, dann ſenkte er ſich und ſchwirrte am Boden hin. Goethe gefiel mir bei dieſem Schießen mit Pfeil und Bogen über die Maßen. Ich dachte an die Verſe:

Läßt mich das Alter im Stich?
Bin ich wieder ein Kind?

Ich brachte ihm den Pfeil zurück. Er bat mich, auch einmal in horizontaler Richtung zu ſchießen, und gab mir zum Ziel einen Fleck im Fenſterladen ſeines Arbeitszimmers. Ich ſchoß. Der Pfeil war nicht weit vom Ziele, aber ſo tief in das weiche Holz gefahren, daß es mir nicht gelang, ihn wieder herauszubringen. „Laſſen Sie ihn ſtecken“, ſagte Goethe, „er ſoll mir einige Tage als eine Erinnerung an unſere Späße dienen.“

Wir gingen bei dem ſchönen Wetter im Garten auf und ab; dann ſetzten wir uns auf eine Bank, mit dem Rücken gegen das junge Laub einer dicken Hecke. Wir ſprachen über den Bogen des Odyſſeus, über die Helden des Homer, dann über die griechiſchen Tragiker, und

endlich über die vielverbreitete Meinung, daß das griechische Theater durch Euripides in Verfall geraten. Goethe war dieser Meinung keineswegs.

„Überhaupt", sagte er, „bin ich nicht der Ansicht, daß eine Kunst durch irgend einen einzelnen Mann in Verfall geraten könne. Es muß dabei sehr vieles zusammenwirken, was aber nicht so leicht zu sagen. Die tragische Kunst der Griechen konnte so wenig durch Euripides in Verfall geraten, als die bildende Kunst durch irgend einen großen Bildhauer, der neben Phidias lebte, aber geringer war. Denn die Zeit, wenn sie groß ist, geht auf dem Wege des Besseren fort, und das Geringere bleibt ohne Folge.

„Was war aber die Zeit des Euripides für eine große Zeit! Es war nicht die Zeit eines rückschreitenden, sondern die Zeit eines vorschreitenden Geschmackes. Die Bildhauerei hatte ihren höchsten Gipfel noch nicht erreicht, und die Malerei war noch im früheren Werden.

„Hatten die Stücke des Euripides, gegen die des Sophokles gehalten, große Fehler, so war damit nicht gesagt, daß die nachkommenden Dichter diese Fehler nachahmen und an diesen Fehlern zugrunde gehen mußten. Hatten sie aber große Tugenden, so daß man einige sogar den Stücken des Sophokles vorziehen mochte, warum strebten denn die nachkommenden Dichter nicht diesen Tugenden nach, und warum wurden sie denn nicht wenigstens so groß als Euripides selber?

„Erschien aber nach den bekannten drei großen Tragikern dennoch kein ebenso großer vierter, fünfter und sechster, so ist das freilich eine Sache, die nicht so leicht zu beantworten ist, worüber man jedoch seine Vermutungen haben und der man wohl einigermaßen nahe kommen kann.

„Der Menſch iſt ein einfaches Weſen. Und wie reich, mannigfaltig und unergründlich er auch ſein mag, ſo iſt doch der Kreis ſeiner Zuſtände bald durchlaufen.

„Wären es Umſtände geweſen wie bei uns armen Deutſchen, wo Leſſing zwei bis drei, ich ſelber drei bis vier, und Schiller fünf bis ſechs paſſable Theaterſtücke geſchrieben, ſo wäre auch wohl noch für einen vierten, fünften und ſechſten tragiſchen Poeten Raum geweſen.

„Allein bei den Griechen und dieſer Fülle ihrer Produktion, wo jeder der drei Großen über hundert oder nahe an hundert Stücke geſchrieben hatte und die tragiſchen Sujets des Homer und der Heldenſage zum Teil drei- bis viermal behandelt waren, bei ſolcher Fülle des Vorhandenen, ſage ich, kann man wohl annehmen, daß Stoff und Gehalt nach und nach erſchöpft war, und ein auf die drei großen folgender Dichter nicht mehr recht wußte, wo hinaus.

„Und im Grunde wozu auch? War es denn nicht endlich für eine Weile genug? Und war das von Äſchylos, Sophokles und Euripides Hervorgebrachte nicht der Art und Tiefe, daß man es hören und immer wieder hören konnte, ohne es trivial zu machen und zu töten? Sind doch dieſe auf uns gekommenen wenigen grandioſen Trümmer ſchon von ſolchem Umfang und ſolcher Bedeutung, daß wir armen Europäer uns bereits ſeit Jahrhunderten damit beſchäftigen und noch einige Jahrhunderte daran werden zu zehren und zu tun haben."

Donnerstag, den 12. Mai 1825.

Goethe ſprach mit hoher Begeiſterung über Menander. „Nächſt dem Sophokles", ſagte er, „kenne ich keinen, der mir ſo lieb wäre. Er iſt durchaus rein, edel, groß und

heiter; seine Anmut ist unerreichbar. Daß wir so wenig von ihm besitzen, ist allerdings zu bedauern, allein auch das Wenige ist unschätzbar und für begabte Menschen viel daraus zu lernen.

„Es kommt nur immer darauf an", fuhr Goethe fort, „daß derjenige, von dem wir lernen wollen, unserer Natur gemäß sei. So hat z. B. Calderon, so groß er ist und so sehr ich ihn bewundere, auf mich gar keinen Einfluß gehabt, weder im Guten noch im Schlimmen. Schillern aber wäre er gefährlich gewesen, er wäre an ihm irre geworden, und es ist daher ein Glück, daß Calderon erst nach seinem Tode in Deutschland in allgemeine Aufnahme gekommen. Calderon ist unendlich groß im Technischen und Theatralischen; Schiller dagegen weit tüchtiger, ernster und größer im Wollen, und es wäre daher schade gewesen, von solchen Tugenden vielleicht etwas einzubüßen, ohne doch die Größe Calderons in anderer Hinsicht zu erreichen."

Wir kamen auf Molière. „Molière", sagte Goethe, „ist so groß, daß man immer von neuem erstaunt, wenn man ihn wieder liest. Er ist ein Mann für sich, seine Stücke grenzen ans Tragische, sie sind apprehensiv, und niemand hat den Mut, es ihm nachzutun. Sein ‚Geiziger', wo das Laster zwischen Vater und Sohn alle Pietät aufhebt, ist besonders groß und im hohen Sinne tragisch. Wenn man aber in einer deutschen Bearbeitung aus dem Sohn einen Verwandten macht, so wird es schwach und will nicht viel mehr heißen. Man fürchtet, das Laster in seiner wahren Natur erscheinen zu sehen; allein was wird es da, und was ist denn überall tragisch wirksam als das Unerträgliche?

„Ich lese von Molière alle Jahre einige Stücke, so

wie ich auch von Zeit zu Zeit die Kupfer nach den großen italienischen Meistern betrachte. Denn wir kleinen Menschen sind nicht fähig, die Größe solcher Dinge in uns zu bewahren, und wir müssen daher von Zeit zu Zeit immer dahin zurückkehren, um solche Eindrücke in uns anzufrischen.

„Man spricht immer von Originalität, allein was will das sagen! Sowie wir geboren werden, fängt die Welt an auf uns zu wirken, und das geht so fort bis ans Ende. Und überall, was können wir denn unser Eigenes nennen als die Energie, die Kraft, das Wollen! Wenn ich sagen könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so bliebe nicht viel übrig.

„Hiebei aber ist es keineswegs gleichgültig, in welcher Epoche unseres Lebens der Einfluß einer fremden bedeutenden Persönlichkeit stattfindet.

„Daß Lessing, Winckelmann und Kant älter waren als ich, und die beiden ersteren auf meine Jugend, der letztere auf mein Alter wirkte, war für mich von großer Bedeutung.

„Ferner, daß Schiller so viel jünger war und im frischesten Streben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden begann; ingleichen, daß die Gebrüder von Humboldt und Schlegel unter meinen Augen aufzutreten anfingen, war von der größten Wichtigkeit. Es sind mir daher unnennbare Vorteile entstanden."

Nach solchen Äußerungen über die Einflüsse bedeutender Personen auf ihn kam das Gespräch auf die Wirkungen, die er auf andere gehabt, und ich erwähnte Bürger, bei welchem es mir problematisch erscheine, daß bei ihm, als einem reinen Naturtalent, gar keine Spur einer Einwirkung von Goethes Seite wahrzunehmen.

„Bürger", ſagte Goethe, „hatte zu mir wohl eine Verwandtſchaft als Talent, allein der Baum ſeiner ſittlichen Kultur wurzelte in einem ganz anderen Boden und hatte eine ganz andere Richtung. Und jeder geht in der aufſteigenden Linie ſeiner Ausbildung fort, ſo wie er angefangen. Ein Mann aber, der in ſeinem dreißigſten Jahre ein Gedicht wie die ‚Frau Schnips' ſchreiben konnte, mußte wohl in einer Bahn gehen, die von der meinigen ein wenig ablag. Auch hatte er durch ſein bedeutendes Talent ſich ein Publikum gewonnen, dem er völlig genügte, und er hatte daher keine Urſache, ſich nach den Eigenſchaften eines Mitſtrebenden umzutun, der ihn weiter nichts anging.

„Überall", fuhr Goethe fort, „lernt man nur von dem, den man liebt. Solche Geſinnungen finden ſich nun wohl gegen mich bei jetzt heranwachſenden jungen Talenten, allein ich fand ſie ſehr ſpärlich unter gleichzeitigen. Ja ich wüßte kaum einen einzigen Mann von Bedeutung zu nennen, dem ich durchaus recht geweſen wäre. Gleich an meinem ‚Werther' tadelten ſie ſo viel, daß, wenn ich jede geſcholtene Stelle hätte tilgen wollen, von dem ganzen Buche keine Zeile geblieben wäre. Allein aller Tadel ſchadete mir nichts, denn ſolche ſubjektive Urteile einzelner obgleich bedeutender Männer ſtellten ſich durch die Maſſe wieder ins Gleiche. Wer aber nicht eine Million Leſer erwartet, ſollte keine Zeile ſchreiben.

„Nun ſtreitet ſich das Publikum ſeit zwanzig Jahren, wer größer ſei: Schiller oder ich, und ſie ſollten ſich freuen, daß überall ein paar Kerle da ſind, worüber ſie ſtreiten können."

Sonntag, den 5. Juni 1825.

Goethe erzählte mir, daß Preller bei ihm geweſen und Abſchied genommen, um auf einige Jahre nach Italien zu gehen.

„Als Reiſeſegen", ſagte Goethe, „habe ich ihm geraten, ſich nicht verwirren zu laſſen, ſich beſonders an Pouſſin und Claude Lorrain zu halten und vor allem die Werke dieſer beiden Großen zu ſtudieren, damit ihm deutlich werde, wie ſie die Natur angeſehen und zum Ausdruck ihrer künſtleriſchen Anſchauungen und Empfindungen gebraucht haben.

„Preller iſt ein bedeutendes Talent, und mir iſt für ihn nicht bange. Er erſcheint mir übrigens von ſehr ernſtem Charakter, und ich bin faſt gewiß, daß er ſich eher zu Pouſſin als zu Claude Lorrain neigen wird. Doch habe ich ihm den letzteren zu beſonderem Studium empfohlen, und zwar nicht ohne Grund. Denn es iſt mit der Ausbildung des Künſtlers wie mit der Ausbildung jedes anderen Talentes. Unſere Stärken bilden ſich gewiſſermaßen von ſelber, aber diejenigen Keime und Anlagen unſerer Natur, die nicht unſere tägliche Richtung und nicht ſo mächtig ſind, wollen eine beſondere Pflege, damit ſie gleichfalls zu Stärken werden.

„So können einem jungen Sänger, wie ich ſchon oft geſagt, gewiſſe Töne angeboren ſein, die ganz vortrefflich ſind und die nichts weiter zu wünſchen übrig laſſen; andere Töne ſeiner Stimme aber können weniger ſtark, rein und voll befunden werden. Aber eben dieſe muß er durch beſondere Übung dahin zu bringen ſuchen, daß ſie den anderen gleich werden.

„Ich bin gewiß, daß Prellern einſt das Ernſte, Großartige, vielleicht auch das Wilde ganz vortrefflich gelingen wird. Ob er aber im Heiteren, Anmutigen und Lieblichen gleich glücklich ſein werde, iſt eine andere Frage, und deshalb habe ich ihm den Claude Lorrain ganz beſonders ans Herz gelegt, damit er ſich durch Studium dasjenige

aneigne, was vielleicht nicht in der eigentlichen Richtung seines Naturells liegt.

„Sodann war noch eins, worauf ich ihn aufmerksam gemacht. Ich habe bisher viele Studien nach der Natur von ihm gesehen. Sie waren vortrefflich und mit Energie und Leben aufgefaßt; aber es waren alles nur Einzelheiten, womit später bei eigenen Erfindungen wenig zu machen ist. Ich habe ihm nun geraten, künftig in der Natur nie einen einzelnen Gegenstand allein herauszuzeichnen, nie einen einzelnen Baum, einen einzelnen Steinhaufen, eine einzelne Hütte, sondern immer zugleich einigen Hintergrund, und einige Umgebung mit.

„Und zwar aus folgenden Ursachen. Wir sehen in der Natur nie etwas als Einzelheit, sondern wir sehen alles in Verbindung mit etwas anderem, das vor ihm, neben ihm, hinter ihm, unter ihm und über ihm sich befindet. Auch fällt uns wohl ein einzelner Gegenstand als besonders malerisch auf; es ist aber nicht der Gegenstand allein, der diese Wirkung hervorbringt, sondern es ist die Verbindung, in der wir ihn sehen, mit dem, was neben, hinter und über ihm ist, und welches alles zu jener Wirkung beiträgt.

„So kann ich bei einem Spaziergange auf eine Eiche stoßen, deren malerischer Effekt mich überrascht. Zeichne ich sie aber alleine heraus, so wird sie vielleicht gar nicht mehr erscheinen, was sie war, weil dasjenige fehlt, was zu ihrem malerischen Effekt in der Natur beitrug und ihn steigerte. So kann ferner ein Stück Wald schön sein, weil gerade dieser Himmel, dieses Licht und dieser Stand der Sonne einwirkt. Lasse ich aber in meiner Zeichnung dieses alles hinweg, so wird sie vielleicht ohne alle Kraft als etwas Gleichgültiges dastehen, dem der eigentliche Zauber fehlt.

„Und dann noch dieſes. Es iſt in der Natur nichts ſchön, was nicht naturgeſetzlich als wahr motiviert wäre. Damit aber jene Naturwahrheit auch im Bilde wahr erſcheine, ſo muß ſie durch Hinſtellung der einwirkenden Dinge begründet werden.

„Ich treffe an einem Bach wohlgeformte Steine, deren der Luft ausgeſetzte Stellen mit grünem Moos maleriſch überzogen ſind. Es iſt aber nicht die Feuchtigkeit des Waſſers allein, was dieſe Moosbildung verurſachte, ſondern es iſt etwa ein nördlicher Abhang oder ſchattende Bäume und Gebüſch, was an dieſer Stelle des Baches auf jene Bildung einwirkte. Laſſe ich aber dieſe einwirkenden Urſachen in meinem Bilde hinweg, ſo wird es ohne Wahrheit ſein und ohne die eigentliche überzeugende Kraft.

„So hat der Stand eines Baumes, die Art des Bodens unter ihm, andere Bäume hinter und neben ihm, einen großen Einfluß auf ſeine Bildung. Eine Eiche, die auf der windigen weſtlichen Spitze eines felſigen Hügels ſteht, wird eine ganz andere Form erlangen als eine andere, die unten im weichen Boden eines geſchützten Tales grünt. Beide können in ihrer Art ſchön ſein, aber ſie werden einen ſehr verſchiedenen Charakter haben und können daher in einer künſtleriſch erfundenen Landſchaft wiederum nur für einen ſolchen Stand gebraucht werden, wie ſie ihn in der Natur hatten. Und deshalb iſt dem Künſtler die mitgezeichnete Umgebung, wodurch der jedesmalige Stand ausgedrückt worden, von großer Bedeutung.

„Wiederum aber würde es töricht ſein, allerlei proſaiſche Zufälligkeiten mitzeichnen zu wollen, die ſo wenig auf die Form und Bildung des Hauptgegenſtandes als auf deſſen augenblickliche maleriſche Erſcheinung Einfluß hatten.

„Von allen dieſen kleinen Andeutungen habe ich Prellern die Hauptſachen mitgeteilt, und ich bin gewiß, daß es bei ihm als einem geborenen Talent Wurzel ſchlagen und gedeihen werde.“

Sonnabend, den 11. Juni 1825.

Goethe ſprach heute bei Tiſch ſehr viel von dem Buche des Majors Parry über Lord Byron. Er lobte es durchaus und bemerkte, daß Lord Byron in dieſer Darſtellung weit vollkommener und weit klarer über ſich und ſeine Vorſätze erſcheine, als in allem, was bisher über ihn geſchrieben worden.

„Der Major Parry“, fuhr Goethe fort, „muß gleichfalls ein ſehr bedeutender, ja ein hoher Menſch ſein, daß er ſeinen Freund ſo rein hat auffaſſen und ſo vollkommen hat darſtellen können. Eine Äußerung ſeines Buches iſt mir beſonders lieb und erwünſcht geweſen, ſie iſt eines alten Griechen, eines Plutarch würdig. ‚Dem edlen Lord‘, ſagt Parry, ‚fehlten alle jene Tugenden, die den Bürgerſtand zieren, und welche ſich anzueignen er durch Geburt, durch Erziehung und Lebensweiſe gehindert war. Nun ſind aber ſeine ungünſtigen Beurteiler ſämtlich aus der Mittelklaſſe, die denn freilich tadelnd bedauern, dasjenige an ihm zu vermiſſen, was ſie an ſich ſelber zu ſchätzen Urſache haben. Die wackeren Leute bedenken nicht, daß er an ſeiner hohen Stelle Verdienſte beſaß, von denen ſie ſich keinen Begriff machen können.‘ Nun, wie gefällt Ihnen das?“ ſagte Goethe; „nicht wahr, ſo etwas hört man nicht alle Tage?“

„Ich freue mich“, ſagte ich, „eine Anſicht öffentlich ausgeſprochen zu wiſſen, wodurch alle kleinlichen Tadler und Herunterzieher eines höherſtehenden Menſchen ein für allemal durchaus gelähmt und geſchlagen worden.“

Wir ſprachen darauf über welthiſtoriſche Gegenſtände in bezug auf die Poeſie, und zwar inwiefern die Geſchichte des einen Volkes für den Dichter günſtiger ſein könne als die eines andern.

„Der Poet“, ſagte Goethe, „ſoll das Beſondere ergreifen, und er wird, wenn dieſes nur etwas Geſundes iſt, darin ein Allgemeines darſtellen. Die engliſche Geſchichte iſt vortrefflich zu poetiſcher Darſtellung, weil ſie etwas Tüchtiges, Geſundes und daher Allgemeines iſt, das ſich wiederholt. Die franzöſiſche Geſchichte dagegen iſt nicht für die Poeſie, denn ſie ſtellt eine Lebensepoche dar, die nicht wiederkommt. Die Literatur dieſes Volkes, inſofern ſie auf jener Epoche gegründet iſt, ſteht daher als ein Beſonderes da, das mit der Zeit veralten wird.

„Die jetzige Epoche der franzöſiſchen Literatur“, ſagte Goethe ſpäter, „iſt gar nicht zu beurteilen. Das eindringende Deutſche bringt darin eine große Gärung hervor, und erſt nach zwanzig Jahren wird man ſehen, was dies für ein Reſultat gibt.“

Wir ſprachen darauf über Äſthetiker, welche das Weſen der Poeſie und des Dichters durch abſtrakte Definitionen auszudrücken ſich abmühen, ohne jedoch zu einem klaren Reſultat zu kommen.

„Was iſt da viel zu definieren!“ ſagte Goethe. „Lebendiges Gefühl der Zuſtände und Fähigkeit, es auszudrücken, macht den Poeten.“

Mittwoch, den 15. Oktober 1825.

Ich fand Goethe dieſen Abend in beſonders hoher Stimmung und hatte die Freude, aus ſeinem Munde abermals manches Bedeutende zu hören. Wir ſprachen über den Zuſtand der neueſten Literatur, wo denn Goethe ſich folgendermaßen äußerte.

„Mangel an Charakter der einzelnen forſchenden und ſchreibenden Individuen", ſagte er, „iſt die Quelle alles Übels unſerer neueſten Literatur.

„Beſonders in der Kritik zeigt dieſer Mangel ſich zum Nachteile der Welt, indem er entweder Falſches für Wahres verbreitet, oder durch ein ärmliches Wahre uns um etwas Großes bringt, das uns beſſer wäre.

„Bisher glaubte die Welt an den Heldenſinn einer Lucretia, eines Mucius Scävola, und ließ ſich dadurch erwärmen und begeiſtern. Jetzt aber kommt die hiſtoriſche Kritik und ſagt, daß jene Perſonen nie gelebt haben, ſondern als Fiktionen und Fabeln anzuſehen ſind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was ſollen wir aber mit einer ſo ärmlichen Wahrheit! Und wenn die Römer groß genug waren, ſo etwas zu erdichten, ſo ſollten wir wenigſtens groß genug ſein, daran zu glauben.

„So hatte ich bisher immer meine Freude an einem großen Faktum des dreizehnten Jahrhunderts, wo Kaiſer Friedrich II. mit dem Papſte zu tun hatte und das nördliche Deutſchland allen feindlichen Einfällen offen ſtand. Aſiatiſche Horden kamen auch wirklich herein und waren ſchon bis Schleſien vorgedrungen; aber der Herzog von Liegnitz ſetzte ſie durch eine große Niederlage in Schrecken. Dann wendeten ſie ſich nach Mähren, aber hier wurden ſie vom Grafen Sternberg geſchlagen. Dieſe Tapferen lebten daher bis jetzt immer in mir als große Retter der deutſchen Nation. Nun aber kommt die hiſtoriſche Kritik und ſagt, daß jene Helden ſich ganz unnütz aufgeopfert hätten, indem das aſiatiſche Heer bereits zurückgerufen geweſen und von ſelbſt zurückgegangen ſein würde. Dadurch iſt nun ein großes vaterländiſches Faktum ge-

lähmt und zernichtet, und es wird einem ganz abscheulich zu Mute."

Nach diesen Äußerungen über historische Kritiker sprach Goethe über Forscher und Literatoren anderer Art.

„Ich hätte die Erbärmlichkeit der Menschen und wie wenig es ihnen um wahrhaft große Zwecke zu tun ist, nie so kennen gelernt", sagte er, „wenn ich mich nicht durch meine naturwissenschaftlichen Bestrebungen an ihnen versucht hätte. Da aber sah ich, daß den meisten die Wissenschaft nur etwas ist, insofern sie davon leben, und daß sie sogar den Irrtum vergöttern, wenn sie davon ihre Existenz haben.

„Und in der schönen Literatur ist es nicht besser. Auch dort sind große Zwecke und echter Sinn für das Wahre und Tüchtige und dessen Verbreitung sehr seltene Erscheinungen. Einer hegt und trägt den andern, weil er von ihm wieder gehegt und getragen wird, und das wahrhaft Große ist ihnen widerwärtig und sie möchten es gerne aus der Welt schaffen, damit sie selber nur etwas zu bedeuten hätten. So ist die Masse, und einzelne Hervorragende sind nicht viel besser.

„*** hätte bei seinem großen Talent, bei seiner weltumfassenden Gelehrsamkeit der Nation viel sein können. Aber so hat seine Charakterlosigkeit die Nation um außerordentliche Wirkungen und ihn selbst um die Achtung der Nation gebracht.

„Ein Mann wie Lessing täte uns not. Denn wodurch ist dieser so groß als durch seinen Charakter, durch sein Festhalten! So kluge, so gebildete Menschen gibt es viele, aber wo ist ein solcher Charakter!

„Viele sind geistreich genug und voller Kenntnisse, allein sie sind zugleich voller Eitelkeit, und um sich von der

kurzſichtigen Maſſe als witzige Köpfe bewundern zu laſſen, haben ſie keine Scham und Scheu und iſt ihnen nichts heilig.

„Die Frau von Genlis hat daher vollkommen recht, wenn ſie ſich gegen die Freiheiten und Frechheiten von Voltaire auflegte. Denn im Grunde, ſo geiſtreich alles ſein mag, iſt der Welt doch nichts damit gedient; es läßt ſich nichts darauf gründen. Ja es kann ſogar von der größten Schädlichkeit ſein, indem es die Menſchen verwirrt und ihnen den nötigen Halt nimmt.

„Und dann, was wiſſen wir denn, und wie weit reichen wir denn mit all unſerm Witze!

„Der Menſch iſt nicht geboren, die Probleme der Welt zu löſen, wohl aber zu ſuchen, wo das Problem angeht, und ſich ſodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten.

„Die Handlungen des Univerſums zu meſſen, reichen ſeine Fähigkeiten nicht hin, und in das Weltall Vernunft bringen zu wollen, iſt bei ſeinem kleinen Standpunkt ein ſehr vergebliches Beſtreben. Die Vernunft des Menſchen und die Vernunft der Gottheit ſind zwei ſehr verſchiedene Dinge.

„Sobald wir dem Menſchen die Freiheit zugeſtehen, iſt es um die Allwiſſenheit Gottes getan; denn ſobald die Gottheit weiß, was ich tun werde, bin ich gezwungen, zu handeln, wie ſie es weiß.

„Dieſes führe ich nur an als ein Zeichen, wie wenig wir wiſſen, und daß an göttlichen Geheimniſſen nicht gut zu rühren iſt.

„Auch ſollen wir höhere Maximen nur ausſprechen, inſofern ſie der Welt zugute kommen; andere ſollen wir bei uns behalten, aber ſie mögen und werden auf das, was wir tun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten.“

Ich ging dieſen Abend um 6 Uhr zu Goethe, den ich alleine fand, und mit dem ich einige ſchöne Stunden verlebte.

„Mein Gemüt“, ſagte er, „war dieſe Zeit her durch vieles beläſtigt; es war mir von allen Seiten her ſo viel Gutes geſchehen, daß ich vor lauter Dankſagungen nicht zum eigentlichen Leben kommen konnte. Die Privilegien wegen des Verlags meiner Werke gingen nach und nach von den Höfen ein, und weil die Verhältniſſe bei jedem anders waren, ſo verlangte auch jeder Fall eine eigene Erwiderung. Nun kamen die Anträge unzähliger Buchhändler, die auch bedacht, behandelt und beantwortet ſein wollten. Dann, mein Jubiläum brachte mir ſo tauſendfältiges Gute, daß ich mit den Dankſagungsbriefen noch jetzt nicht fertig bin. Man will doch nicht hohl und allgemein ſein, ſondern jedem doch gerne etwas Schickliches und Gehöriges ſagen. Jetzt aber werde ich nach und nach frei, und ich fühle mich wieder zu Unterhaltungen aufgelegt.

„Ich habe in dieſen Tagen eine Bemerkung gemacht, die ich Ihnen doch mitteilen will.

„Alles, was wir tun, hat eine Folge. Aber das Kluge und Rechte bringt nicht immer etwas Günſtiges, und das Verkehrte nicht immer etwas Ungünſtiges hervor, vielmehr wirkt es oftmals ganz im Gegenteil.

„Ich machte vor einiger Zeit, eben bei jenen Unterhandlungen mit Buchhändlern, einen Fehler, und es tat mir leid, daß ich ihn gemacht hatte. Jetzt aber haben ſich die Umſtände ſo geändert, daß ich einen großen Fehler begangen haben würde, wenn ich jenen nicht gemacht hätte. Dergleichen wiederholt ſich im Leben häufig,

und Weltmenschen, welche dieses wissen, sieht man daher mit einer großen Frechheit und Dreistigkeit zu Werke gehen."

Ich merkte mir diese Beobachtung, die mir neu war. Ich brachte sodann das Gespräch auf einige seiner Werke, und wir kamen auch auf die Elegie ‚Alexis und Dora'.

„An diesem Gedicht", sagte Goethe, „tadelten die Menschen den starken leidenschaftlichen Schluß und verlangten, daß die Elegie sanft und ruhig ausgehen solle, ohne jene eifersüchtige Aufwallung; allein ich konnte nicht einsehen, daß jene Menschen recht hätten. Die Eifersucht liegt hier so nahe und ist so in der Sache, daß dem Gedicht etwas fehlen würde, wenn sie nicht da wäre. Ich habe selbst einen jungen Menschen gekannt, der in leidenschaftlicher Liebe zu einem schnell gewonnenen Mädchen ausrief: Aber wird sie es nicht einem andern ebenso machen wie mir?"

Ich stimmte Goethen vollkommen bei und erwähnte sodann der eigentümlichen Zustände dieser Elegie, wo in so kleinem Raum mit wenig Zügen alles so wohl gezeichnet sei, daß man die häusliche Umgebung und das ganze Leben der handelnden Personen darin zu erblicken glaube. „Das Dargestellte erscheint so wahr", sagte ich, „als ob Sie nach einem wirklich Erlebten gearbeitet hätten."

„Es ist mir lieb", antwortete Goethe, „wenn es Ihnen so erscheint. Es gibt indes wenige Menschen, die eine Phantasie für die Wahrheit des Realen besitzen, vielmehr ergehen sie sich gerne in seltsamen Ländern und Zuständen, wovon sie gar keine Begriffe haben und die ihre Phantasie ihnen wunderlich genug ausbilden mag.

„Und dann gibt es wieder andere, die durchaus am Realen kleben und, weil es ihnen an aller Poesie fehlt,

daran gar zu enge Forderungen machen. So verlangten z. B. einige bei dieser Elegie, daß ich dem Alexis hätte einen Bedienten beigeben sollen, um sein Bündelchen zu tragen; die Menschen bedenken aber nicht, daß alles Poetische und Idyllische jenes Zustandes dadurch wäre gestört worden."

Von ‚Alexis und Dora' lenkte sich das Gespräch auf den ‚Wilhelm Meister'.

„Es gibt wunderliche Kritiker", fuhr Goethe fort. „An diesem Roman tadelten sie, daß der Held sich zu viel in schlechter Gesellschaft befinde. Dadurch aber, daß ich die sogenannte schlechte Gesellschaft als Gefäß betrachtete, um das, was ich von der guten zu sagen hatte, darin niederzulegen, gewann ich einen poetischen Körper und einen mannigfaltigen dazu. Hätte ich aber die gute Gesellschaft wieder durch sogenannte gute Gesellschaft zeichnen wollen, so hätte niemand das Buch lesen mögen.

„Den anscheinenden Geringfügigkeiten des ‚Wilhelm Meister' liegt immer etwas Höheres zum Grunde, und es kommt bloß darauf an, daß man Augen, Weltkenntnis und Übersicht genug besitze, um im Kleinen das Größere wahrzunehmen. Andern mag das gezeichnete Leben als Leben genügen."

Goethe zeigte mir darauf ein höchst bedeutendes englisches Werk, welches in Kupfern den ganzen Shakespeare darstellte. Jede Seite umfaßte in sechs kleinen Bildern ein besonderes Stück mit einigen untergeschriebenen Versen, so daß der Hauptbegriff und die bedeutendsten Situationen des jedesmaligen Werkes dadurch vor die Augen traten. Alle die unsterblichen Trauerspiele und Lustspiele gingen auf solche Weise gleich Maskenzügen dem Geiste vorüber.

„Man erschrickt", sagte Goethe, „wenn man diese

Bilderchen durchsieht. Da wird man erst gewahr, wie unendlich reich und groß Shakespeare ist! Da ist doch kein Motiv des Menschenlebens, das er nicht dargestellt und ausgesprochen hätte. Und alles mit welcher Leichtigkeit und Freiheit!

„Man kann über Shakespeare gar nicht reden, es ist alles unzulänglich. Ich habe in meinem ‚Wilhelm Meister' an ihm herumgetupft; allein das will nicht viel heißen. Er ist kein Theaterdichter, an die Bühne hat er nie gedacht, sie war seinem großen Geiste viel zu enge; ja selbst die ganze sichtbare Welt war ihm zu enge.

„Er ist gar zu reich und zu gewaltig. Eine produktive Natur darf alle Jahre nur ein Stück von ihm lesen, wenn sie nicht an ihm zugrunde gehen will. Ich tat wohl, daß ich durch meinen ‚Götz von Berlichingen' und ‚Egmont' ihn mir vom Halse schaffte, und Byron tat sehr wohl, daß er vor ihm nicht zu großen Respekt hatte und seine eigenen Wege ging. Wieviel treffliche Deutsche sind nicht an ihm zugrunde gegangen, an ihm und Calderon!

„Shakespeare", fuhr Goethe fort, „gibt uns in silbernen Schalen goldene Äpfel. Wir bekommen nun wohl durch das Studium seiner Stücke die silberne Schale, allein wir haben nur Kartoffeln hineinzutun, das ist das Schlimme!"

Ich lachte und freute mich des herrlichen Gleichnisses.

Goethe las mir darauf einen Brief von Zelter über eine Darstellung des ‚Macbeth' in Berlin, wo die Musik mit dem großen Geiste und Charakter des Stückes nicht hatte Schritt halten können, und worüber nun Zelter sich in verschiedenen Andeutungen ausläßt. Durch Goethes Vorlesen gewann der Brief sein volles Leben wieder, und

Goethe hielt oft inne, um sich mit mir über das Treffende einzelner Stellen zu freuen.

„‚Macbeth‘“, sagte Goethe bei dieser Gelegenheit, „halte ich für Shakespeares bestes Theaterstück; es ist darin der meiste Verstand in bezug auf die Bühne. Wollen Sie aber seinen freien Geist erkennen, so lesen Sie ‚Troilus und Cressida‘, wo er den Stoff der ‚Ilias‘ auf seine Weise behandelt.“

Das Gespräch wendete sich auf Byron, und zwar wie er gegen Shakespeares unschuldige Heiterkeit im Nachteil stehe, und wie er durch sein vielfältig negatives Wirken sich so häufigen und meistenteils nicht ungerechten Tadel zugezogen habe. „Hätte Byron Gelegenheit gehabt“, sagte Goethe, „sich alles dessen, was von Opposition in ihm war, durch wiederholte derbe Äußerungen im Parlament zu entledigen, so würde er als Poet weit reiner dastehen. So aber, da er im Parlament kaum zum Reden gekommen ist, hat er alles, was er gegen seine Nation auf dem Herzen hatte, bei sich behalten, und es ist ihm, um sich davon zu befreien, kein anderes Mittel geblieben, als es poetisch zu verarbeiten und auszusprechen. Einen großen Teil der negativen Wirkungen Byrons möchte ich daher verhaltene Parlamentsreden nennen, und ich glaube sie dadurch nicht unpassend bezeichnet zu haben.“

Wir sprachen darauf über Platen, dessen negative Richtung gleichfalls nicht gebilligt wurde. „Es ist nicht zu leugnen“, sagte Goethe, „er besitzt manche glänzende Eigenschaften: allein ihm fehlt — die Liebe. Er liebt so wenig seine Leser und seine Mitpoeten als sich selber, und so kommt man in den Fall, auch auf ihn den Spruch des Apostels anzuwenden: ‚Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht,

so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.' Noch in diesen Tagen habe ich Gedichte von Platen gelesen und sein reiches Talent nicht verkennen können. Allein, wie gesagt, die Liebe fehlt ihm, und so wird er auch nie so wirken, als er hätte müssen. Man wird ihn fürchten, und er wird der Gott derer sein, die gern wie er negativ wären, aber nicht wie er das Talent haben."

1826

Sonntag Abend, den 29. Januar 1826.

Der erste deutsche Improvisator, Doktor Wolff aus Hamburg, ist seit mehreren Tagen hier und hat auch bereits öffentlich Proben seines seltenen Talentes abgelegt. Freitag Abend gab er ein glänzendes Improvisatorium vor sehr zahlreichen Zuhörern und in Gegenwart des weimarischen Hofes. Noch an selbigem Abend erhielt er eine Einladung zu Goethe auf nächsten Mittag.

Ich sprach Doktor Wolff gestern abend, nachdem er mittags vor Goethe improvisiert hatte. Er war sehr beglückt und äußerte, daß diese Stunde in seinem Leben Epoche machen würde, indem Goethe ihn mit wenigen Worten auf eine ganz neue Bahn gebracht und in dem, was er an ihm getadelt, den Nagel auf den Kopf getroffen hätte.

Diesen Abend nun, als ich bei Goethe war, kam das Gespräch sogleich auf Wolff. „Doktor Wolff ist sehr glücklich", sagte ich, „daß Euer Exzellenz ihm einen guten Rat gegeben."

„Ich bin aufrichtig gegen ihn gewesen", sagte Goethe; „und wenn meine Worte auf ihn gewirkt und ihn angeregt haben, so ist das ein sehr gutes Zeichen. Er ist ein

entschiedenes Talent, daran ist kein Zweifel, allein er leidet an der allgemeinen Krankheit der jetzigen Zeit, an der Subjektivität, und davon möchte ich ihn heilen. Ich gab ihm eine Aufgabe, um ihn zu versuchen. Schildern Sie mir, sagte ich, Ihre Rückkehr nach Hamburg. Dazu war er nun sogleich bereit und fing auf der Stelle in wohlklingenden Versen zu sprechen an. Ich mußte ihn bewundern, allein ich konnte ihn nicht loben. Nicht die Rückkehr nach Hamburg schilderte er mir, sondern nur die Empfindungen der Rückkehr eines Sohnes zu Eltern, Anverwandten und Freunden, und sein Gedicht konnte ebensogut für eine Rückkehr nach Merseburg und Jena als für eine Rückkehr nach Hamburg gelten. Was ist aber Hamburg für eine ausgezeichnete, eigenartige Stadt, und welch ein reiches Feld für die speziellsten Schilderungen bot sich ihm dar, wenn er das Objekt gehörig zu ergreifen gewußt und gewagt hätte!"

Ich bemerkte, daß das Publikum an solcher subjektiven Richtung schuld sei, indem es allen Gefühlssachen einen entschiedenen Beifall schenke.

„Mag sein", sagte Goethe; „allein wenn man dem Publikum das Bessere gibt, so ist es noch zufriedener. Ich bin gewiß, wenn es einem improvisierenden Talent wie Wolff gelänge, das Leben großer Städte wie Rom, Neapel, Wien, Hamburg und London mit aller treffenden Wahrheit zu schildern, und so lebendig, daß sie glaubten, es mit eigenen Augen zu sehen, er würde alles entzücken und hinreißen. Wenn er zum Objektiven durchbricht, so ist er geborgen; es liegt in ihm, denn er ist nicht ohne Phantasie. Nur muß er sich schnell entschließen und es zu ergreifen wagen."

„Ich fürchte", sagte ich, „daß dieses schwerer ist, als

man glaubt, denn es erfordert eine Umwandlung der ganzen Denkweise. Gelingt es ihm, so wird auf jeden Fall ein augenblicklicher Stillstand in der Produktion eintreten, und es wird eine lange Übung erfordern, bis ihm auch das Objektive geläufig und zur zweiten Natur werde."

„Freilich", erwiderte Goethe, „ist dieser Überschritt ungeheuer; aber er muß nur Mut haben und sich schnell entschließen. Es ist damit wie beim Baden die Scheu vor dem Wasser, man muß nur rasch hineinspringen und das Element wird unser sein.

„Wenn einer singen lernen will", fuhr Goethe fort, „sind ihm alle diejenigen Töne, die in seiner Kehle liegen, natürlich und leicht; die andern aber, die nicht in seiner Kehle liegen, sind ihm anfänglich äußerst schwer. Um aber ein Sänger zu werden, muß er sie überwinden, denn sie müssen ihm alle zu Gebote stehen. Ebenso ist es mit einem Dichter. Solange er bloß seine wenigen subjektiven Empfindungen ausspricht, ist er noch keiner zu nennen; aber sobald er die Welt sich anzueignen und auszusprechen weiß, ist er ein Poet. Und dann ist er unerschöpflich und kann immer neu sein, wogegen aber eine subjektive Natur ihr bißchen Inneres bald ausgesprochen hat und zuletzt in Manier zugrunde geht.

„Man spricht immer vom Studium der Alten; allein was will das anderes sagen als: Richte dich auf die wirkliche Welt und suche sie auszusprechen; denn das taten die Alten auch, da sie lebten."

Goethe stand auf und ging im Zimmer auf und ab, während ich, wie er es gerne hat, auf meinem Stuhle am Tische sitzen blieb. Er stand einen Augenblick am Ofen, dann aber, wie einer, der etwas bedacht hat, trat er zu

mir heran, und den Finger an den Mund gelegt, ſagte er folgendes:

„Ich will Ihnen etwas entdecken, und Sie werden es in Ihrem Leben vielfach beſtätigt finden. Alle im Rückſchreiten und in der Auflöſung begriffenen Epochen ſind ſubjektiv, dagegen aber haben alle vorſchreitenden Epochen eine objektive Richtung. Unſere ganze jetzige Zeit iſt eine rückſchreitende, denn ſie iſt eine ſubjektive. Dieſes ſehen Sie nicht bloß an der Poeſie, ſondern auch an der Malerei und vielem anderen. Jedes tüchtige Beſtreben dagegen wendet ſich aus dem Inneren hinaus auf die Welt, wie Sie an allen großen Epochen ſehen, die wirklich im Streben und Vorſchreiten begriffen und alle objektiver Natur waren.“

Die ausgeſprochenen Worte gaben Anlaß zu der geiſtreichſten Unterhaltung, wobei beſonders der großen Zeit des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts gedacht wurde.

Das Geſpräch lenkte ſich dann auf das Theater und das Schwache, Empfindſame und Trübſelige der neueren Erſcheinungen. „Ich tröſte und ſtärke mich jetzt an Molière“, ſagte ich. „Seinen ‚Geizigen‘ habe ich überſetzt und beſchäftige mich nun mit ſeinem ‚Arzt wider Willen‘. Was iſt doch Molière für ein großer, reiner Menſch!“ — „Ja“, ſagte Goethe, „reiner Menſch, das iſt das eigentliche Wort, was man von ihm ſagen kann; es iſt an ihm nichts verbogen und verbildet. Und nun dieſe Großheit! Er beherrſchte die Sitten ſeiner Zeit, wogegen aber unſere Iffland und Kotzebue ſich von den Sitten der ihrigen beherrſchen ließen und darin beſchränkt und befangen waren. Molière züchtigte die Menſchen, indem er ſie in ihrer Wahrheit zeichnete.“

„Ich möchte etwas darum geben", sagte ich, „wenn ich die Molièreschen Stücke in ihrer ganzen Reinheit auf der Bühne sehen könnte; allein dem Publikum, wie ich es kenne, muß dergleichen viel zu stark und natürlich sein. Sollte diese Überverfeinerung nicht von der sogenannten idealen Literatur gewisser Autoren herrühren?"

„Nein", sagte Goethe, „sie kommt aus der Gesellschaft selbst. Und dann, was tun unsere jungen Mädchen im Theater? Sie gehören gar nicht hinein, sie gehören ins Kloster, und das Theater ist bloß für Männer und Frauen, die mit menschlichen Dingen bekannt sind. Als Molière schrieb, waren die Mädchen im Kloster, und er hatte auf sie gar keine Rücksicht zu nehmen.

„Da wir nun aber unsere jungen Mädchen schwerlich hinausbringen und man nicht aufhören wird, Stücke zu geben, die schwach und eben darum diesen recht sind, so seid klug und macht es wie ich und geht nicht hinein.

„Ich habe am Theater nur so lange ein wahrhaftes Interesse gehabt, als ich dabei praktisch einwirken konnte. Es war meine Freude, die Anstalt auf eine höhere Stufe zu bringen, und ich nahm bei den Vorstellungen weniger Anteil an den Stücken, als daß ich darauf sah, ob die Schauspieler ihre Sachen recht machten oder nicht. Was ich zu tadeln hatte, schickte ich am andern Morgen dem Regisseur auf einem Zettel, und ich konnte gewiß sein, bei der nächsten Vorstellung die Fehler vermieden zu sehen. Nun aber, wo ich beim Theater nicht mehr praktisch einwirken kann, habe ich auch keinen Beruf mehr, hineinzugehen. Ich müßte das Mangelhafte geschehen lassen, ohne es verbessern zu können, und das ist nicht meine Sache.

„Mit dem Lesen von Stücken geht es mir nicht besser. Die jungen deutschen Dichter schicken mir immerfort

Trauerspiele; allein was soll ich damit? Ich habe die deutschen Stücke immer nur in der Absicht gelesen, ob ich sie könnte spielen lassen; übrigens waren sie mir gleichgültig. Und was soll ich nun in meiner jetzigen Lage mit den Stücken dieser jungen Leute? Für mich selbst gewinne ich nichts, indem ich lese, wie man es nicht hätte machen sollen, und den jungen Dichtern kann ich nicht nützen bei einer Sache, die schon getan ist. Schickten sie mir statt ihrer gedruckten Stücke den Plan zu einem Stück, so könnte ich wenigstens sagen: mache es, oder mache es nicht, oder mache es so, oder mache es anders; und dabei wäre doch einiger Sinn und Nutzen.

„Das ganze Unheil entsteht daher, daß die poetische Kultur in Deutschland sich so sehr verbreitet hat, daß niemand mehr einen schlechten Vers macht. Die jungen Dichter, die mir ihre Werke senden, sind nicht geringer als ihre Vorgänger, und da sie nun jene so hoch gepriesen sehen, so begreifen sie nicht, warum man sie nicht auch preist. Und doch darf man zu ihrer Aufmunterung nichts tun, eben weil es solcher Talente jetzt zu Hunderten gibt und man das Überflüssige nicht befördern soll, während noch so viel Nützliches zu tun ist. Wäre ein Einzelner, der über alle hervorragte, so wäre es gut, denn der Welt kann nur mit dem Außerordentlichen gedient sein."

Donnerstag, den 16. Februar 1826.

Ich ging diesen Abend um sieben Uhr zu Goethe, den ich in seinem Zimmer alleine fand. Ich setzte mich zu ihm an den Tisch, indem ich ihm die Nachricht brachte, daß ich gestern, bei seiner Durchreise nach Petersburg, den Herzog von Wellington im Gasthofe gesehen.

„Nun", ſagte Goethe belebt, „wie war er? Erzählen Sie mir von ihm. Sieht er aus wie ſein Porträt?"

„Ja", ſagte ich; „aber beſſer, beſonderer. Wenn man einen Blick in ſein Geſicht getan hat, ſo ſind alle ſeine Porträts vernichtet. Und man braucht ihn nur ein einziges Mal anzuſehen, um ihn nie wieder zu vergeſſen, ein ſolcher Eindruck geht von ihm aus. Sein Auge iſt braun und vom heiterſten Glanze, man fühlt die Wirkung ſeines Blickes. Sein Mund iſt ſprechend, auch wenn er geſchloſſen iſt. Er ſieht aus wie einer, der vieles gedacht und das Größte gelebt hat, und der nun die Welt mit großer Heiterkeit und Ruhe behandelt und den nichts mehr anficht. Hart und zäh erſchien er mir wie eine damaszener Klinge.

„Er iſt ſeinem Ausſehen nach hoch in den Fünfzigen, von gerader Haltung, ſchlank, nicht ſehr groß und eher etwas mager als ſtark. Ich ſah ihn, wie er in den Wagen ſteigen und wieder abfahren wollte. Sein Gruß, wie er durch die Reihen der Menſchen ging und mit ſehr weniger Verneigung den Finger an den Hut legte, hatte etwas ungemein Freundliches."

Goethe hörte meiner Beſchreibung mit ſichtbarem Intereſſe zu. „Da haben Sie einen Helden mehr geſehen", ſagte er, „und das will immer etwas heißen."

Wir kamen auf Napoleon, und ich bedauerte, daß ich den nicht geſehen. „Freilich", ſagte Goethe, „das war auch der Mühe wert. Dieſes Kompendium der Welt!" — „Er ſah wohl nach etwas aus?" fragte ich. — „Er war es", antwortete Goethe, „und man ſah ihm an, daß er es war: das war alles."

Ich hatte für Goethe ein ſehr merkwürdiges Gedicht mitgebracht, wovon ich ihm einige Abende vorher ſchon

erzählt hatte, ein Gedicht von ihm selbst, dessen er sich jedoch nicht mehr erinnerte, so tief lag es in der Zeit zurück. Zu Anfang des Jahres 1766 in den ‚Sichtbaren', einer damals in Frankfurt erschienenen Zeitschrift, abgedruckt, war es durch einen alten Diener Goethes mit nach Weimar gebracht worden, durch dessen Nachkommen es in meine Hände gelangt war. Ohne Zweifel das älteste aller von Goethe bekannten Gedichte. Es hatte die Höllenfahrt Christi zum Gegenstand, wobei es mir merkwürdig war, wie dem sehr jungen Verfasser die religiösen Vorstellungsarten so geläufig gewesen. Der Gesinnung nach konnte das Gedicht von Klopstock herkommen, allein in der Ausführung war es ganz anderer Natur: es war stärker, freier und leichter und hatte eine größere Energie, einen besseren Zug. Außerordentliche Glut erinnerte an eine kräftig brausende Jugend. Beim Mangel an Stoff drehte es sich in sich selbst herum und war länger geworden als billig.

Ich legte Goethen das ganz vergilbte, kaum noch zusammenhängende Zeitungsblatt vor, und da er es mit Augen sah, erinnerte er sich des Gedichts wieder. „Es ist möglich", sagte er, „daß das Fräulein von Klettenberg mich dazu veranlaßt hat; es steht in der Überschrift: auf Verlangen entworfen, und ich wüßte nicht, wer von meinen Freunden einen solchen Gegenstand anders hätte verlangen können. Es fehlte mir damals an Stoff, und ich war glücklich, wenn ich nur etwas hatte, das ich besingen konnte. Noch dieser Tage fiel mir ein Gedicht aus jener Zeit in die Hände, das ich in englischer Sprache geschrieben, und worin ich mich über den Mangel an poetischen Gegenständen beklage. Wir Deutschen sind auch wirklich schlimm daran: unsere Urgeschichte liegt zu

sehr im Dunkel, und die spätere hat aus Mangel eines einzigen Regentenhauses kein allgemeines nationales Interesse. Klopstock versuchte sich am Hermann, allein der Gegenstand liegt zu entfernt, niemand hat dazu ein Verhältnis, niemand weiß, was er damit machen soll, und seine Darstellung ist daher ohne Wirkung und Popularität geblieben. Ich tat einen glücklichen Griff mit meinem ‚Götz von Berlichingen‘; das war doch Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch, und es war schon etwas damit zu machen.

„Beim ‚Werther‘ und ‚Faust‘ mußte ich dagegen wieder in meinen eigenen Busen greifen, denn das Überlieferte war nicht weit her. Das Teufels- und Hexenwesen machte ich nur einmal; ich war froh, mein nordisches Erbteil verzehrt zu haben, und wandte mich zu den Tischen der Griechen. Hätte ich aber so deutlich wie jetzt gewußt, wie viel Vortreffliches seit Jahrhunderten und Jahrtausenden da ist, ich hätte keine Zeile geschrieben, sondern etwas Anderes getan.“

Am Ostertage, den 26. März 1826.

Goethe war heute bei Tisch in der heitersten, herzlichsten Stimmung. Ein sehr wertes Blatt war ihm heute zugekommen, nämlich Lord Byrons Handschrift der Dedikation seines ‚Sardanapal‘. Er zeigte sie uns zum Nachtisch, indem er zugleich seine Tochter quälte, ihm Byrons Brief aus Genua wiederzugeben. „Du siehst, liebes Kind“, sagte er, „ich habe jetzt alles beisammen, was auf mein Verhältnis zu Byron Bezug hat, selbst dieses merkwürdige Blatt gelangt heute wunderbarerweise zu mir, und es fehlt mir nun weiter nichts als jener Brief.“

Die liebenswürdige Verehrerin von Byron wollte aber

den Brief nicht wieder entbehren. „Sie haben ihn mir einmal geschenkt, lieber Vater", sagte sie, „und ich gebe ihn nicht zurück; und wenn Sie denn einmal wollen, daß das Gleiche zum Gleichen soll, so geben Sie mir lieber dieses köstliche Blatt von heute noch dazu, und ich verwahre sodann alles miteinander." Das wollte Goethe noch weniger, und der anmutige Streit ging noch eine Weile fort, bis er sich in ein allgemeines munteres Gespräch auflöste.

Nachdem wir vom Tisch aufgestanden und die Frauen hinaufgegangen waren, blieb ich mit Goethe allein. Er holte aus seiner Arbeitsstube ein rotes Portefeuille, womit er mit mir ans Fenster trat und es auseinanderlegte. „Sehen Sie", sagte er, „hier habe ich alles beisammen, was auf mein Verhältnis zu Lord Byron Bezug hat. Hier ist sein Brief aus Livorno, dies ist ein Abdruck seiner Dedikation, dies mein Gedicht, hier das, was ich zu Medwins Konversationen geschrieben; nun fehlt mir bloß sein Brief aus Genua, aber sie will ihn nicht hergeben."

Goethe sagte mir sodann von einer freundlichen Aufforderung, die in bezug auf Lord Byron heute aus England an ihn ergangen und die ihn sehr angenehm berührt habe. Sein Geist war bei dieser Gelegenheit ganz von Byron voll, und er ergoß sich über ihn, seine Werke und sein Talent in tausend interessanten Äußerungen.

„Die Engländer", sagte er unter anderm, „mögen auch von Byron halten was sie wollen, so ist doch soviel gewiß, daß sie keinen Poeten aufzuweisen haben, der ihm zu vergleichen wäre. Er ist anders als alle übrigen und meistenteils größer."

Montag, den 15. Mai 1826.

Ich sprach mit Goethe über Stephan Schütze, über den er sich sehr wohlwollend äußerte.

„In den Tagen meines krankhaften Zustandes von voriger Woche", sagte er, „habe ich seine ‚Heiteren Stunden' gelesen. Ich habe an dem Buche große Freude gehabt. Hätte Schütze in England gelebt, er würde Epoche gemacht haben; denn ihm fehlte bei seiner Gabe der Beobachtung und Darstellung weiter nichts als der Anblick eines bedeutenden Lebens."

Donnerstag, den 1. Juni 1826.

Goethe sprach über den ‚Globe'. „Die Mitarbeiter", sagte er, „sind Leute von Welt, heiter, klar, kühn bis zum äußersten Grade. In ihrem Tadel sind sie fein und galant, wogegen aber die deutschen Gelehrten immer glauben, daß sie den sogleich hassen müssen, der nicht so denkt wie sie. Ich zähle den ‚Globe' zu den interessantesten Zeitschriften und könnte ihn nicht entbehren."

Mittwoch, den 26. Juli 1826.

Diesen Abend hatte ich das Glück, von Goethe manche Äußerung über das Theater zu hören.

Ich erzählte ihm, daß einer meiner Freunde die Absicht habe, Byrons ‚Two Foscari' für die Bühne einzurichten. Goethe zweifelte am Gelingen.

„Es ist freilich eine verführerische Sache", sagte er. „Wenn ein Stück im Lesen auf uns große Wirkung macht, so denken wir, es müßte auch von der Bühne herunter so tun, und wir bilden uns ein, wir könnten mit weniger Mühe dazu gelangen. Allein es ist ein eigenes Ding. Ein Stück, das nicht ursprünglich mit Absicht und Geschick

des Dichters für die Bretter geschrieben ist, geht auch nicht hinauf, und wie man auch damit verfährt, es wird immer etwas Ungehöriges und Widerstrebendes behalten. Welche Mühe habe ich mir nicht mit meinem ‚Götz von Berlichingen' gegeben; aber doch will es als Theaterstück nicht recht gehen. Es ist zu groß, und ich habe es zu zwei Teilen einrichten müssen, wovon der letzte zwar theatralisch wirksam, der erste aber nur als Expositionsstück anzusehen ist. Wollte man den ersten Teil, des Hergangs der Sache willen, bloß einmal geben und sodann bloß den zweiten Teil wiederholt fortspielen, so möchte es gehen. Ein ähnliches Verhältnis hat es mit dem ‚Wallenstein': die ‚Piccolomini' werden nicht wiederholt, aber ‚Wallensteins Tod' wird immerfort gern gesehen."

Ich fragte, wie ein Stück beschaffen sein müsse, um theatralisch zu sein.

„Es muß symbolisch sein", antwortete Goethe. „Das heißt: jede Handlung muß an sich bedeutend sein und auf eine noch wichtigere hinzielen. Der ‚Tartufe' von Molière ist in dieser Hinsicht ein großes Muster. Denken Sie nur an die erste Szene, was das für eine Exposition ist! Alles ist sogleich vom Anfange herein höchst bedeutend und läßt auf etwas noch Wichtigeres schließen, was kommen wird. Die Exposition von Lessings ‚Minna von Barnhelm' ist auch vortrefflich, allein diese des ‚Tartufe' ist nur einmal in der Welt da; sie ist das Größte und Beste, was in dieser Art vorhanden."

Wir kamen auf die Calderonschen Stücke.

„Bei Calderon", sagte Goethe, „finden Sie dieselbe theatralische Vollkommenheit. Seine Stücke sind durchaus bretterrecht, es ist in ihnen kein Zug, der nicht für

die beabsichtigte Wirkung kalkuliert wäre. Calderon ist dasjenige Genie, was zugleich den größten Verstand hatte."

„Es ist wunderlich", sagte ich, „daß die Shakespeareschen Stücke keine eigentlichen Theaterstücke sind, da Shakespeare sie doch alle für sein Theater geschrieben hat."

„Shakespeare", erwiderte Goethe, „schrieb diese Stücke aus seiner Natur heraus, und dann machte seine Zeit und die Einrichtung der damaligen Bühne an ihn keine Anforderungen; man ließ sich gefallen, wie Shakespeare es brachte. Hätte aber Shakespeare für den Hof zu Madrid oder für das Theater Ludwigs des Vierzehnten geschrieben, er hätte sich auch wahrscheinlich einer strengeren Theaterform gefügt. Doch dies ist keineswegs zu beklagen; denn was Shakespeare als Theaterdichter für uns verloren hat, das hat er als Dichter im allgemeinen gewonnen. Shakespeare ist ein großer Psychologe, und man lernt aus seinen Stücken, wie den Menschen zumute ist."

Wir sprachen über die Schwierigkeit einer guten Theaterleitung.

„Das Schwere dabei ist", sagte Goethe, „daß man das Zufällige zu übertragen wisse und sich dadurch von seinen höheren Maximen nicht ableiten lasse. Diese höheren Maximen sind: ein gutes Repertoire trefflicher Tragödien, Opern und Lustspiele, worauf man halten und die man als das Feststehende ansehen muß. Zu dem Zufälligen aber rechne ich: ein neues Stück, das man sehen will, eine Gastrolle und dergleichen mehr. Von diesen Dingen muß man sich nicht irreleiten lassen, sondern immer wieder zu seinem Repertoire zurückkehren. Unsere Zeit ist nun an wahrhaft guten Stücken so reich, daß einem Kenner nichts Leichteres ist, als ein gutes Repertoire zu bilden. Allein es ist nichts schwieriger, als es zu halten.

„Als ich mit Schillern dem Theater vorstand, hatten wir den Vorteil, daß wir den Sommer über in Lauchstädt spielten. Hier hatten wir ein auserlesenes Publikum, das nichts als vortreffliche Sachen wollte, und so kamen wir denn jedesmal eingeübt in den besten Stücken nach Weimar zurück und konnten hier den Winter über alle Sommervorstellungen wiederholen. Dazu hatte das weimarische Publikum auf unsere Leitung Vertrauen und war immer, auch bei Dingen, denen es nichts abgewinnen konnte, überzeugt, daß unserm Tun und Lassen eine höhere Absicht zum Grunde liege.

„In den neunziger Jahren", fuhr Goethe fort, „war die eigentliche Zeit meines Theaterinteresses schon vorüber, und ich schrieb nichts mehr für die Bühne, ich wollte mich ganz zum Epischen wenden. Schiller erweckte das schon erloschene Interesse, und ihm und seinen Sachen zuliebe nahm ich am Theater wieder Anteil. In der Zeit meines ‚Clavigo' wäre es mir ein leichtes gewesen, ein Dutzend Theaterstücke zu schreiben; an Gegenständen fehlte es nicht, und die Produktion ward mir leicht; ich hätte immer in acht Tagen ein Stück machen können, und es ärgert mich noch, daß ich es nicht getan habe."

Mittwoch, den 8. November 1826.

Goethe sprach heute abermals mit Bewunderung über Lord Byron. „Ich habe", sagte er, „seinen ‚Deformed Transformed' wieder gelesen und muß sagen, daß sein Talent mir immer größer vorkommt. Sein Teufel ist aus meinem Mephistopheles hervorgegangen, aber es ist keine Nachahmung, es ist alles durchaus originell und neu, und alles knapp, tüchtig und geistreich. Es ist keine Stelle darin, die schwach wäre, nicht so viel Platz, um

den Knopf einer Nadel hinzuſetzen, wo man nicht auf Erfindung und Geiſt träfe. Ihm iſt nichts im Wege als das Hypochondriſche und Negative, und er wäre ſo groß wie Shakeſpeare und die Alten.“ Ich wunderte mich. „Ja“, ſagte Goethe, „Sie können es mir glauben, ich habe ihn von neuem ſtudiert und muß ihm dies immer mehr zugeſtehen.“

In einem früheren Geſpräche äußerte Goethe: „Lord Byron habe zuviel Empirie.“ Ich verſtand nicht recht, was er damit ſagen wollte, doch enthielt ich mich ihn zu fragen und dachte der Sache im ſtillen nach. Es war aber durch Nachdenken nichts zu gewinnen, und ich mußte warten, bis meine vorſchreitende Kultur oder ein glücklicher Umſtand mir das Geheimnis aufſchließen möchte. Ein ſolcher führte ſich dadurch herbei, daß abends im Theater eine treffliche Vorſtellung des ‚Macbeth‘ auf mich wirkte und ich tags darauf die Werke des Lord Byron in die Hände nahm, um ſeinen ‚Beppo‘ zu leſen. Nun wollte dieſes Gedicht auf den ‚Macbeth‘ mir nicht munden, und je weiter ich las, je mehr ging es mir auf, was Goethe bei jener Äußerung ſich mochte gedacht haben.

Im ‚Macbeth‘ hatte ein Geiſt auf mich gewirkt, der, groß, gewaltig und erhaben wie er war, von niemanden hatte ausgehen können als von Shakeſpeare ſelbſt. Es war das Angeborene einer höher und tiefer begabten Natur, welche eben das Individuum, das ſie beſaß, vor allen auszeichnete und dadurch zum großen Dichter machte. Dasjenige, was zu dieſem Stück die Welt und Erfahrung gegeben, war dem poetiſchen Geiſte untergeordnet und diente nur, um dieſen reden und vorwalten zu laſſen. Der große Dichter herrſchte und hob uns an ſeine Seite hinauf zu der Höhe ſeiner Anſicht.

Beim Leſen des ‚Beppo‘ dagegen empfand ich das Vorherrſchen einer verruchten empiriſchen Welt, der ſich der Geiſt, der ſie uns vor die Sinne führt, gewiſſermaßen aſſoziiert hatte. Nicht mehr der angeborene größere und reinere Sinn eines hochbegabten Dichters begegnete mir, ſondern des Dichters Denkungsweiſe ſchien durch ein häufiges Leben mit der Welt von gleichem Schlage geworden zu ſein. Er erſchien in gleichem Niveau mit allen vornehmen, geiſtreichen Weltleuten, vor denen er ſich durch nichts auszeichnete als durch ſein großes Talent der Darſtellung, ſo daß er denn auch als ihr redendes Organ betrachtet werden konnte.

Und ſo empfand ich denn beim Leſen des ‚Beppo‘: Lord Byron habe zuviel Empirie, und zwar nicht weil er zuviel wirkliches Leben uns vor die Augen führte, ſondern weil ſeine höhere poetiſche Natur zu ſchweigen, ja von einer empiriſchen Denkungsweiſe ausgetrieben zu ſein ſchien.

Mittwoch, den 29. November 1826.

Lord Byrons ‚Deformed Transformed‘ hatte ich nun auch geleſen und ſprach mit Goethe darüber nach Tiſch.

„Nicht wahr“, ſagte er, „die erſten Szenen ſind groß und zwar poetiſch groß. Das übrige, wo es auseinander und zur Belagerung Roms geht, will ich nicht als poetiſch rühmen, allein man muß geſtehen, daß es geiſtreich iſt.“

„Im höchſten Grade“, ſagte ich; „aber es iſt keine Kunſt geiſtreich zu ſein, wenn man vor nichts Reſpekt hat.“

Goethe lachte. „Sie haben nicht ganz unrecht“, ſagte er; „man muß freilich zugeben, daß der Poet mehr ſagt, als man möchte; er ſagt die Wahrheit, allein es wird

einem nicht wohl dabei, und man sähe lieber, daß er den Mund hielte. Es gibt Dinge in der Welt, die der Dichter besser überhüllt als aufdeckt; doch dies ist eben Byrons Charakter, und man würde ihn vernichten, wenn man ihn anders wollte."

„Ja", sagte ich, „im höchsten Grade geistreich ist er. Wie trefflich ist z. B. diese Stelle:

The Devil speaks truth much oftener than he's deemed,
He hath an ignorant audience."

„Das ist freilich ebenso groß und frei, als mein Mephistopheles irgend etwas gesagt hat.

„Da wir vom Mephistopheles reden", fuhr Goethe fort, „so will ich Ihnen doch etwas zeigen, was Coudray von Paris mitgebracht hat. Was sagen Sie dazu?"

Er legte mir einen Steindruck vor, die Szene darstellend, wo Faust und Mephistopheles, um Gretchen aus dem Kerker zu befreien, in der Nacht auf zwei Pferden an einem Hochgerichte vorbeisausen. Faust reitet ein schwarzes, das im gestrecktesten Galopp ausgreift und sich sowie sein Reiter vor den Gespenstern unter dem Galgen zu fürchten scheint. Sie reiten so schnell, daß Faust Mühe hat, sich zu halten; die stark entgegenwirkende Luft hat seine Mütze entführt, die, von dem Sturmriemen am Halse gehalten, weit hinter ihm herfliegt. Er hat sein furchtsam fragendes Gesicht dem Mephistopheles zugewendet und lauscht auf dessen Worte. Dieser sitzt ruhig, unangefochten, wie ein höheres Wesen. Er reitet kein lebendiges Pferd, denn er liebt nicht das Lebendige. Auch hat er es nicht vonnöten, denn schon sein Wollen bewegt ihn in der gewünschtesten Schnelle. Er hat bloß ein Pferd, weil er einmal reitend gedacht werden muß; und da genügte es ihm, ein bloß noch in der Haut

zuſammenhängendes Gerippe vom erſten beſten Anger aufzuraffen. Es iſt heller Farbe und ſcheint in der Dunkelheit der Nacht zu phosphoreszieren. Es iſt weder gezügelt noch geſattelt, es geht ohne das. Der überirdiſche Reiter ſitzt leicht und nachläſſig, im Geſpräch zu Fauſt gewendet; das entgegenwirkende Element der Luft iſt für ihn nicht da, er wie ſein Pferd empfinden nichts, es wird ihnen kein Haar bewegt.

Wir hatten an dieſer geiſtreichen Kompoſition große Freude. „Da muß man doch geſtehen", ſagte Goethe, „daß man es ſich ſelbſt nicht ſo vollkommen gedacht hat. Hier haben Sie ein anderes Blatt, was ſagen Sie zu dieſem?"

Die wilde Trinkſzene in Auerbachs Keller ſah ich dargeſtellt und zwar, als Quinteſſenz des Ganzen, den bedeutendſten Moment, wo der verſchüttete Wein als Flamme auflodert und die Beſtialität der Trinkenden ſich auf die verſchiedenſte Weiſe kundgibt. Alles iſt Leidenſchaft und Bewegung, und nur Mephiſtopheles bleibt in der gewohnten heiteren Ruhe. Das wilde Fluchen und Schreien und das gezückte Meſſer des ihm zunächſt Stehenden ſind ihm nichts. Er hat ſich auf eine Tiſchecke geſetzt und baumelt mit den Beinen; ſein aufgehobener Finger iſt genug, um Flamme und Leidenſchaft zu dämpfen.

Je mehr man dieſes treffliche Bild betrachtete, deſto mehr fand man den großen Verſtand des Künſtlers, der keine Figur der andern gleich machte und in jeder eine andere Stufe der Handlung darſtellte.

„Herr Delacroix", ſagte Goethe, „iſt ein großes Talent, das gerade am ‚Fauſt' die rechte Nahrung gefunden hat. Die Franzoſen tadeln an ihm ſeine Wildheit, allein hier kommt ſie ihm recht zu ſtatten. Er wird, wie man

hofft, den ganzen ‚Fauſt' durchführen, und ich freue mich beſonders auf die Hexenküche und die Brockenſzenen. Man ſieht ihm an, daß er das Leben recht durchgemacht hat, wozu ihm denn eine Stadt wie Paris die beſte Gelegenheit geboten."

Ich machte bemerklich, daß ſolche Bilder zum beſſeren Verſtehen des Gedichtes ſehr viel beitrügen. „Das iſt keine Frage", ſagte Goethe; „denn die vollkommenere Einbildungskraft eines ſolchen Künſtlers zwingt uns, die Situationen ſo gut zu denken, wie er ſie ſelber gedacht hat. Und wenn ich nun geſtehen muß, daß Herr Delacroix meine eigene Vorſtellung bei Szenen übertroffen hat, die ich ſelber gemacht habe, um wieviel mehr werden nicht die Leſer alles lebendig und über ihre Imagination hinausgehend finden!"

Montag, den 11. Dezember 1826.

Ich fand Goethe in einer ſehr heiter aufgeregten Stimmung. „Alexander von Humboldt iſt dieſen Morgen einige Stunden bei mir geweſen", ſagte er mir ſehr belebt entgegen. „Was iſt das für ein Mann! Ich kenne ihn ſo lange und doch bin ich von neuem über ihn in Erſtaunen. Man kann ſagen, er hat an Kenntniſſen und lebendigem Wiſſen nicht ſeinesgleichen. Und eine Vielſeitigkeit, wie ſie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen iſt! Wohin man rührt, er iſt überall zu Hauſe und überſchüttet uns mit geiſtigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerſchöpflich entgegenſtrömt. Er wird einige Tage hier bleiben, und ich fühle ſchon, es wird mir ſein, als hätte ich Jahre verlebt."

Über Tisch lobten die Frauen ein Porträt eines jungen Malers. „Und was bewundernswürdig ist“, fügten sie hinzu, „er hat alles von selbst gelernt.“ Dieses merkte man denn auch besonders an den Händen, die nicht richtig und kunstmäßig gezeichnet waren.

„Man sieht“, sagte Goethe, „der junge Mann hat Talent; allein daß er alles von selbst gelernt hat, deswegen soll man ihn nicht loben, sondern schelten. Ein Talent wird nicht geboren, um sich selbst überlassen zu bleiben, sondern sich zur Kunst und guten Meistern zu wenden, die denn etwas aus ihm machen. Ich habe dieser Tage einen Brief von Mozart gelesen, wo er einem Baron, der ihm Kompositionen zugesendet hatte, etwa folgendes schreibt: ‚Euch Dilettanten muß man schelten, denn es finden bei euch gewöhnlich zwei Dinge statt: entweder ihr habt keine eigenen Gedanken, und da nehmt ihr fremde; oder wenn ihr eigene Gedanken habt, so wißt ihr nicht damit umzugehen.‘ Ist das nicht himmlisch? Und gilt dieses große Wort, was Mozart von der Musik sagt, nicht von allen übrigen Künsten?“

Goethe fuhr fort: „Leonardo da Vinci sagt: Wenn in euerm Sohn nicht der Sinn steckt, dasjenige, was er zeichnet, durch kräftige Schattierung so herauszuheben, daß man es mit Händen greifen möchte, so hat er kein Talent.

„Und ferner sagt Leonardo da Vinci: Wenn euer Sohn Perspektive und Anatomie völlig inne hat, so tut ihn zu einem guten Meister.

„Und jetzt“, sagte Goethe, „verstehen unsere jungen Künstler beides kaum, wenn sie ihre Meister *verlassen*. So sehr haben sich die Zeiten geändert.

„Unſern jungen Malern“, fuhr Goethe fort, „fehlt es an Gemüt und Geiſt; ihre Erfindungen ſagen nichts und wirken nichts; ſie malen Schwerter, die nicht hauen, und Pfeile, die nicht treffen, und es dringt ſich mir oft auf, als wäre aller Geiſt aus der Welt verſchwunden.“

„Und doch“, verſetzte ich, „ſollte man glauben, daß die großen kriegeriſchen Ereigniſſe der letzten Jahre den Geiſt aufgeregt hätten.“

„Mehr Wollen“, ſagte Goethe, „haben ſie aufgeregt als Geiſt, und mehr politiſchen Geiſt als künſtleriſchen, und alle Naivetät und Sinnlichkeit iſt dagegen gänzlich verloren gegangen. Wie will aber ein Maler ohne dieſe beiden großen Erforderniſſe etwas machen, woran man Freude haben könnte!“

Ich ſagte, daß ich dieſer Tage in ſeiner ‚Italieniſchen Reiſe‘ von einem Bilde Correggios geleſen, welches eine Entwöhnung darſtellt, wo das Kind Chriſtus auf dem Schoße der Maria zwiſchen der Mutterbruſt und einer hingereichten Birne in Zweifel kommt und nicht weiß, welches von beiden es wählen ſoll.

„Ja“, ſagte Goethe, „das iſt ein Bildchen! Da iſt Geiſt, Naivetät, Sinnlichkeit, alles beieinander. Und der heilige Gegenſtand iſt allgemein menſchlich geworden und gilt als Symbol für eine Lebensſtufe, die wir alle durchmachen. Ein ſolches Bild iſt ewig, weil es in die früheſten Zeiten der Menſchheit zurück- und in die künftigſten vorwärtsgreift. Wollte man dagegen den Chriſtus malen, wie er die Kindlein zu ſich kommen läßt, ſo wäre das ein Bild, welches gar nichts zu ſagen hätte, wenigſtens nichts von Bedeutung.

„Ich habe nun“, fuhr Goethe fort, „der deutſchen Malerei über fünfzig Jahre zugeſehen, ja nicht bloß

zugesehen, sondern auch von meiner Seite einzuwirken gesucht, und kann jetzt soviel sagen, daß, so wie alles jetzt steht, wenig zu erwarten ist. Es muß ein großes Talent kommen, welches sich alles Gute der Zeit sogleich aneignet und dadurch alles übertrifft. Die Mittel sind alle da, und die Wege gezeigt und gebahnt. Haben wir doch jetzt sogar auch die Phidiasse vor Augen, woran in unserer Jugend nicht zu denken war. Es fehlt jetzt, wie gesagt, weiter nichts als ein großes Talent, und dieses, hoffe ich, wird kommen; es liegt vielleicht schon in der Wiege und Sie können seinen Glanz noch erleben."

Mittwoch, den 20. Dezember 1826.

Ich erzählte Goethen nach Tisch, daß ich eine Entdeckung gemacht, die mir viele Freude gewähre. Ich hätte nämlich an einer brennenden Wachskerze bemerkt, daß der durchsichtige untere Teil der Flamme dasselbe Phänomen zeige, als wodurch der blaue Himmel entstehe, indem nämlich die Finsternis durch ein erleuchtetes Trübe gesehen werde.

Ich fragte Goethe, ob er dieses Phänomen der Kerze kenne und in seiner ‚Farbenlehre' aufgenommen habe. „Ohne Zweifel", sagte er. Er nahm einen Band der ‚Farbenlehre' herunter und las mir die Paragraphen, wo ich denn alles beschrieben fand, wie ich es gesehen. „Es ist mir sehr lieb", sagte er, „daß Ihnen dieses Phänomen aufgegangen ist, ohne es aus meiner ‚Farbenlehre' zu kennen; denn nun haben Sie es begriffen und können sagen, daß Sie es besitzen. Auch haben Sie dadurch einen Standpunkt gefaßt, von welchem aus Sie zu den übrigen Phänomenen weitergehen werden. Ich will Ihnen jetzt sogleich ein neues zeigen."

Es mochte etwa vier Uhr sein; es war ein bedeckter Himmel und im ersten Anfangen der Dämmerung. Goethe zündete ein Licht an und ging damit in die Nähe des Fensters zu einem Tische. Er setzte das Licht auf einen weißen Bogen Papier und stellte ein Stäbchen darauf, so daß der Schein des Kerzenlichtes vom Stäbchen aus einen Schatten warf nach dem Lichte des Tages zu. „Nun", sagte Goethe, „was sagen Sie zu diesem Schatten?" — „Der Schatten ist blau", antwortete ich. — „Da hätten Sie also das Blaue wieder", sagte Goethe; „aber auf dieser andern Seite des Stäbchens nach der Kerze zu, was sehen Sie da?" — „Auch einen Schatten." — „Aber von welcher Farbe?" — „Der Schatten ist ein rötliches Gelb", antwortete ich; „doch wie entsteht dieses doppelte Phänomen?" — „Das ist nun Ihre Sache", sagte Goethe; „sehen Sie zu, daß Sie es herausbringen. Zu finden ist es, aber es ist schwer. Sehen Sie nicht früher in meiner ‚Farbenlehre' nach, als bis Sie die Hoffnung aufgegeben haben, es selber herauszubringen." Ich versprach dieses mit vieler Freude.

„Das Phänomen am untern Teile der Kerze", fuhr Goethe fort, „wo ein durchsichtiges Helle vor die Finsternis tritt und die blaue Farbe hervorbringt, will ich Ihnen jetzt in vergrößertem Maße zeigen." Er nahm einen Löffel, goß Spiritus hinein und zündete ihn an. Da entstand denn wieder ein durchsichtiges Helle, wodurch die Finsternis blau erschien. Wendete ich den brennenden Spiritus vor die Dunkelheit der Nacht, so nahm die Bläue an Kräftigkeit zu; hielt ich ihn gegen das Helle, so schwächte sie sich oder verschwand gänzlich.

Ich hatte meine Freude an dem Phänomen. „Ja", sagte Goethe, „das ist eben das Große bei der Natur,

daß ſie ſo einfach iſt und daß ſie ihre größten Erſcheinungen immer im kleinen wiederholt. Dasſelbe Geſetz, wodurch der Himmel blau iſt, ſieht man ebenfalls an dem untern Teil einer brennenden Kerze, am brennenden Spiritus ſowie an dem erleuchteten Rauch, der von einem Dorfe aufſteigt, hinter welchem ein dunkles Gebirge liegt."

„Aber wie erklären die Schüler von Newton dieſes höchſt einfache Phänomen?" fragte ich.

„Das müſſen Sie gar nicht wiſſen", antwortete Goethe. „Es iſt gar zu dumm, und man glaubt nicht, welchen Schaden es einem guten Kopfe tut, wenn er ſich mit etwas Dummem befaßt. Bekümmern Sie ſich gar nicht um die Newtonianer, laſſen Sie ſich die reine Lehre genügen, und Sie werden ſich gut dabei ſtehen."

„Die Beſchäftigung mit dem Verkehrten", ſagte ich, „iſt vielleicht in dieſem Fall ebenſo unangenehm und ſchädlich, als wenn man ein ſchlechtes Trauerſpiel in ſich aufnehmen ſollte, um es nach allen ſeinen Teilen zu beleuchten und in ſeiner Blöße darzuſtellen."

„Es iſt ganz dasſelbe", ſagte Goethe, „und man ſoll ſich ohne Not nicht damit befaſſen. Ich ehre die Mathematik als die erhabenſte und nützlichſte Wiſſenſchaft, ſolange man ſie da anwendet, wo ſie am Platze iſt; allein ich kann nicht loben, daß man ſie bei Dingen mißbrauchen will, die gar nicht in ihrem Bereich liegen und wo die edle Wiſſenſchaft ſogleich als Unſinn erſcheint. Und als ob alles nur dann exiſtierte, wenn es ſich mathematiſch beweiſen läßt! Es wäre doch töricht, wenn jemand nicht an die Liebe ſeines Mädchens glauben wollte, weil ſie ihm ſolche nicht mathematiſch beweiſen kann! Ihre Mitgift kann ſie ihm mathematiſch beweiſen, aber nicht ihre

Liebe. Haben doch auch die Mathematiker nicht die Metamorphoſe der Pflanze erfunden! Ich habe dieſes ohne die Mathematik vollbracht, und die Mathematiker haben es müſſen gelten laſſen. Um die Phänomene der Farbenlehre zu begreifen, gehört weiter nichts als ein reines Anſchauen und ein geſunder Kopf dazu; allein beides iſt freilich ſeltener, als man glauben ſollte."

„Wie ſtehen denn die jetzigen Franzoſen und Engländer zur Farbenlehre?" fragte ich.

„Beide Nationen", antwortete Goethe, „haben ihre Avantagen und ihre Nachteile. Bei den Engländern iſt es gut, daß ſie alles praktiſch machen; aber ſie ſind Pedanten. Die Franzoſen ſind gute Köpfe; aber es ſoll bei ihnen alles poſitiv ſein, und wenn es nicht ſo iſt, ſo machen ſie es ſo. Doch ſie ſind in der Farbenlehre auf gutem Wege, und einer ihrer Beſten kommt nahe heran. Er ſagt: die Farbe ſei den Dingen angeſchaffen; denn wie es in der Natur ein Säurendes gebe, ſo gebe es auch ein Färbendes. Damit ſind nun freilich die Phänomene nicht erklärt; allein er ſpielt doch den Gegenſtand in die Natur hinein und befreit ihn von der Einſchränkung der Mathematik."

Die Berliner Zeitungen wurden gebracht, und Goethe ſetzte ſich, ſie zu leſen. Er reichte auch mir ein Blatt, und ich fand in den Theaternachrichten, daß man dort im Opernhauſe und königlichen Theater ebenſo ſchlechte Stücke gebe als hier.

„Wie ſoll dies auch anders ſein", ſagte Goethe. „Es iſt freilich keine Frage, daß man nicht mit Hilfe der guten engliſchen, franzöſiſchen und ſpaniſchen Stücke ein ſo gutes Repertoire zuſammenbringen ſollte, um jeden Abend ein gutes Stück geben zu können. Allein wo iſt das

Bedürfnis in der Nation, immer ein gutes Stück zu sehen? Die Zeit, in welcher Äschylus, Sophokles und Euripides schrieben, war freilich eine ganz andere: sie hatte den Geist hinter sich und wollte nur immer das wirklich Größte und Beste. Aber in unserer schlechten Zeit, wo ist denn da das Bedürfnis für das Beste? Wo sind die Organe, es aufzunehmen?

„Und dann", fuhr Goethe fort, „man will etwas Neues! In Berlin wie in Paris, das Publikum ist überall dasselbe! Eine Unzahl neuer Stücke wird jede Woche in Paris geschrieben und auf die Theater gebracht, und man muß immer fünf bis sechs durchaus schlechte aushalten, ehe man durch ein gutes entschädigt wird.

„Das einzige Mittel, um jetzt ein deutsches Theater oben zu halten, sind Gastrollen. Hätte ich jetzt noch die Leitung, so sollte der ganze Winter mit trefflichen Gastspielern besetzt sein. Dadurch würden nicht allein alle guten Stücke immer wieder zum Vorschein kommen, sondern das Interesse würde auch mehr von den Stücken ab auf das Spiel gelenkt; man könnte vergleichen und urteilen, das Publikum gewönne an Einsichten, und unsere eigenen Schauspieler würden durch das bedeutende Spiel eines ausgezeichneten Gastes immer in Anregung und Nacheiferung erhalten. Wie gesagt: Gastrollen und immer Gastrollen, und Ihr solltet über den Nutzen erstaunen, der daraus für Theater und Publikum hervorgehen würde.

„Ich sehe die Zeit kommen, wo ein gescheiter, der Sache gewachsener Kopf vier Theater zugleich übernehmen und sie hin und her mit Gastrollen versehen wird, und ich bin gewiß, daß er sich besser bei diesen vieren stehen wird, als wenn er nur ein einziges hätte."

Dem Phänomen des blauen und gelben Schattens hatte ich nun zu Hause fleißig nachgedacht, und wiewohl es mir lange ein Rätsel blieb, so ging mir doch bei fortgesetztem Beobachten ein Licht auf, und ich ward nach und nach überzeugt, das Phänomen begriffen zu haben.

Heute bei Tisch sagte ich Goethen, daß ich das Rätsel gelöst. „Es wäre viel", sagte Goethe; „nach Tisch sollen Sie es mir machen." — „Ich will es lieber schreiben", sagte ich, „denn zu einer mündlichen Auseinandersetzung fehlen mir leicht die richtigen Worte." — „Sie mögen es später schreiben", sagte Goethe, „aber heute sollen Sie es mir erst vor meinen Augen machen und mir mündlich demonstrieren, damit ich sehe, ob Sie im rechten sind."

Nach Tisch, wo es völlig hell war, fragte Goethe: „Können Sie jetzt das Experiment machen?" — „Nein", sagte ich. — „Warum nicht?" fragte Goethe. — „Es ist noch zu hell", antwortete ich; „es muß erst ein wenig Dämmerung eintreten, damit das Kerzenlicht einen entschiedenen Schatten werfe; doch muß es noch helle genug sein, damit das Tageslicht diesen erleuchten könne." — „Hm!" sagte Goethe, „das ist nicht unrecht."

Der Anfang der Abenddämmerung trat endlich ein, und ich sagte Goethen, daß es jetzt Zeit sei. Er zündete die Wachskerze an und gab mir ein Blatt weißes Papier und ein Stäbchen. „Nun experimentieren und dozieren Sie!" sagte er.

Ich stellte das Licht auf den Tisch in die Nähe des Fensters, legte das Blatt Papier in die Nähe des Lichtes, und als ich das Stäbchen auf die Mitte des Papiers zwischen Tages- und Kerzenlicht setzte, war das Phänomen in vollkommener Schönheit da. Der Schatten

nach dem Lichte zu zeigte ſich entſchieden gelb, der andere nach dem Fenſter zu vollkommen blau.

„Nun“, ſagte Goethe, „wie entſteht zunächſt der blaue Schatten? — „Ehe ich dieſes erkläre“, ſagte ich, „will ich das Grundgeſetz ausſprechen, aus dem ich beide Erſcheinungen ableite.

„Licht und Finſternis“, ſagte ich, „ſind keine Farben, ſondern ſie ſind zwei Extreme, in deren Mitte die Farben liegen und entſtehen, und zwar durch eine Modifikation von beiden.

„Den Extremen Licht und Finſternis zunächſt entſtehen die beiden Farben gelb und blau: die gelbe an der Grenze des Lichtes, indem ich dieſes durch ein getrübtes, die blaue an der Grenze der Finſternis, indem ich dieſe durch ein erleuchtetes Durchſichtige betrachte.

„Kommen wir nun“, fuhr ich fort, „zu unſerem Phänomen, ſo ſehen wir, daß das Stäbchen vermöge der Gewalt des Kerzenlichtes einen entſchiedenen Schatten wirft. Dieſer Schatten würde als ſchwarze Finſternis erſcheinen, wenn ich die Läden ſchlöſſe und das Tageslicht abſperrte. Nun aber bringt durch die offenen Fenſter das Tageslicht frei herein und bildet ein erhelltes Medium, durch welches ich die Finſternis des Schattens ſehe, und ſo entſteht denn, dem Geſetze gemäß, die blaue Farbe.“ Goethe lachte. „Das wäre der blaue“, ſagte er; „wie aber erklären Sie den gelben Schatten?“

„Aus dem Geſetz des getrübten Lichtes“, antwortete ich. „Die brennende Kerze wirft auf das weiße Papier ein Licht, das ſchon einen leiſen Hauch vom Gelblichen hat. Der einwirkende Tag aber hat ſo viel Gewalt, um vom Stäbchen aus nach dem Kerzenlichte zu einen ſchwachen Schatten zu werfen, der, ſo weit er reicht, das

Licht trübt, und ſo entſteht, dem Geſetze gemäß, die gelbe Farbe. Schwäche ich die Trübe, indem ich den Schatten dem Lichte möglichſt nahe bringe, ſo zeigt ſich ein reines Hellgelb; verſtärke ich aber die Trübe, indem ich den Schatten möglichſt vom Licht entferne, ſo verdunkelt ſich das Gelbe bis zum Rötlichen, ja Roten."

Goethe lachte wieder, und zwar ſehr geheimnisvoll. „Nun", ſagte ich, „habe ich recht?" — „Sie haben das Phänomen recht gut geſehen und recht hübſch ausgeſprochen", antwortete Goethe, „aber Sie haben es nicht erklärt. Ihre Erklärung iſt geſcheit, ja ſogar geiſtreich, aber ſie iſt nicht die richtige."

„Nun, ſo helfen Sie mir", ſagte ich, „und löſen Sie mir das Rätſel, denn ich bin nun im höchſten Grade ungeduldig." — „Sie ſollen es erfahren", ſagte Goethe, „aber nicht heute und nicht auf dieſem Wege. Ich will Ihnen nächſtens ein anderes Phänomen zeigen, durch welches Ihnen das Geſetz augenſcheinlich werden ſoll. Sie ſind nahe heran, und weiter iſt in dieſer Richtung nicht zu gelangen. Haben Sie aber das neue Geſetz begriffen, ſo ſind Sie in eine ganz andere Region eingeführt und über ſehr vieles hinaus. Kommen Sie einmal am Mittage bei heiterem Himmel ein Stündchen früher zu Tiſch, ſo will ich Ihnen ein deutliches Phänomen zeigen, durch welches Sie dasſelbe Geſetz, welches dieſem zum Grunde liegt, ſogleich begreifen ſollen.

„Es iſt mir ſehr lieb", fuhr er fort, „daß Sie für die Farbe dieſes Intereſſe haben; es wird Ihnen eine Quelle von unbeſchreiblichen Freuden werden."

Nachdem ich Goethe am Abend verlaſſen, konnte ich den Gedanken an das Phänomen nicht aus dem Kopfe bringen, ſo daß ich ſogar im Traume damit zu tun hatte.

Aber auch in dieſem Zuſtande ſah ich nicht klarer und kam der Löſung des Rätſels um keinen Schritt näher.

„Mit meinen naturwiſſenſchaftlichen Heften“, ſagte Goethe vor einiger Zeit, „gehe ich auch langſam fort. Nicht, weil ich glaube, die Wiſſenſchaft noch jetzt bedeutend fördern zu können, ſondern der vielen angenehmen Verbindungen wegen, die ich dadurch unterhalte. Die Beſchäftigung mit der Natur iſt die unſchuldigſte. In äſthetiſcher Hinſicht iſt jetzt an gar keine Verbindung und Korreſpondenz zu denken. Da wollen ſie wiſſen, welche Stadt am Rhein bei meinem ‚Hermann und Dorothea‘ gemeint ſei! Als ob es nicht beſſer wäre, ſich jede beliebige zu denken. Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poeſie.“

1827

Mittwoch, den 3. Januar 1827.

Heute bei Tiſch ſprachen wir über Cannings treffliche Rede für Portugal.

„Es gibt Leute“, ſagte Goethe, „die dieſe Rede grob nennen; aber dieſe Leute wiſſen nicht, was ſie wollen, es liegt in ihnen eine Sucht, alles Große zu frondieren. Es iſt keine Oppoſition, ſondern eine bloße Frondation. Sie müſſen etwas Großes haben, das ſie haſſen können. Als Napoleon noch in der Welt war, haßten ſie den, und ſie hatten an ihm eine gute Ableitung. Sodann als es mit dieſem aus war, frondierten ſie die heilige Allianz, und doch iſt nie etwas Größeres und für die Menſchheit Wohltätigeres erfunden worden. Jetzt kommt die Reihe an Canning. Seine Rede für Portugal iſt

das Produkt eines großen Bewußtſeins. Er fühlt ſehr gut den Umfang ſeiner Gewalt und die Größe ſeiner Stellung, und er hat recht, daß er ſpricht, wie er ſich empfindet. Aber das können dieſe Sansculotten nicht begreifen, und was uns andern groß erſcheint, erſcheint ihnen grob. Das Große iſt ihnen unbequem, ſie haben keine Ader, es zu verehren, ſie können es nicht dulden."

Donnerstag Abend, den 4. Januar 1827.

Goethe lobte ſehr die Gedichte von Victor Hugo. „Er iſt ein entſchiedenes Talent", ſagte er, „auf den die deutſche Literatur Einfluß gehabt. Seine poetiſche Jugend iſt ihm leider durch die Pedanterie der klaſſiſchen Partei verkümmert; doch jetzt hat er den ‚Globe' auf ſeiner Seite, und ſo hat er gewonnen Spiel. Ich möchte ihn mit Manzoni vergleichen. Er hat viel Objektives und erſcheint mir vollkommen ſo bedeutend als die Herren de Lamartine und Delavigne. Wenn ich ihn recht betrachte, ſo ſehe ich wohl, wo er und andere friſche Talente ſeinesgleichen herkommen. Von Chateaubriand kommen ſie her, der freilich ein ſehr bedeutendes rhetoriſch-poetiſches Talent iſt. Damit Sie nun aber ſehen, in welcher Art Victor Hugo ſchreibt, ſo leſen Sie nur dies Gedicht über Napoleon: ‚Les deux isles'."

Goethe legte mir das Buch vor und ſtellte ſich an den Ofen. Ich las. „Hat er nicht treffliche Bilder?" ſagte Goethe, „und hat er ſeinen Gegenſtand nicht mit ſehr freiem Geiſte behandelt?" Er trat wieder zu mir. „Sehen Sie nur dieſe Stelle, wie ſchön ſie iſt!" Er las die Stelle von der Wetterwolke, aus der den Helden der Blitz von unten hinauf trifft. „Das iſt ſchön! Denn das Bild iſt wahr, welches man in Gebirgen finden wird, wo man

oft die Gewitter unter ſich hat und wo die Blitze von unten nach oben ſchlagen."

„Ich lobe an den Franzoſen", ſagte ich, „daß ihre Poeſie nie den feſten Boden der Realität verläßt. Man kann die Gedichte in Proſa überſetzen und ihr Weſentliches wird bleiben."

„Das kommt daher", ſagte Goethe: „die franzöſiſchen Dichter haben Kenntniſſe; dagegen denken die deutſchen Narren, ſie verlören ihr Talent, wenn ſie ſich um Kenntniſſe bemühten, obgleich jedes Talent ſich durch Kenntniſſe nähren muß und nur dadurch erſt zum Gebrauch ſeiner Kräfte gelangt. Doch wir wollen ſie gehen laſſen, man hilft ihnen doch nicht, und das wahrhafte Talent findet ſchon ſeinen Weg. Die vielen jungen Dichter, die jetzt ihr Weſen treiben, ſind gar keine rechten Talente; ſie beurkunden weiter nichts als ein Unvermögen, das durch die Höhe der deutſchen Literatur zur Produktivität angereizt worden.

„Daß die Franzoſen", fuhr Goethe fort, „aus der Pedanterie zu einer freieren Art in der Poeſie hervorgehen, iſt nicht zu verwundern. Diderot und ihm ähnliche Geiſter haben ſchon vor der Revolution dieſe Bahn zu brechen geſucht. Die Revolution ſelbſt ſodann ſowie die Zeit unter Napoleon ſind der Sache günſtig geweſen. Denn wenn auch die kriegeriſchen Jahre kein eigentlich poetiſches Intereſſe aufkommen ließen und alſo für den Augenblick den Muſen zuwider waren, ſo haben ſich doch in dieſer Zeit eine Menge freier Geiſter gebildet, die nun im Frieden zur Beſinnung kommen und als bedeutende Talente hervortreten."

Ich fragte Goethe, ob die Partei der Klaſſiker auch dem trefflichen Béranger entgegen geweſen. „Das Genre,

worin Béranger dichtet", ſagte Goethe, „iſt ein älteres, herkömmliches, woran man gewöhnt war; doch hat auch er ſich in manchen Dingen freier bewegt als ſeine Vorgänger und iſt deshalb von der pedantiſchen Partei angefeindet worden."

Das Geſpräch lenkte ſich auf die Malerei und auf den Schaden der altertümelnden Schule. „Sie prätendieren, kein Kenner zu ſein", ſagte Goethe, „und doch will ich Ihnen ein Bild vorlegen, an welchem Ihnen, obgleich es von einem unſerer beſten jetzt lebenden deutſchen Maler gemacht worden, dennoch die bedeutendſten Verſtöße gegen die erſten Geſetze der Kunſt ſogleich in die Augen fallen ſollen. Sie werden ſehen, das Einzelne iſt hübſch gemacht, aber es wird Ihnen bei dem Ganzen nicht wohl werden, und Sie werden nicht wiſſen, was Sie daraus machen ſollen. Und zwar dieſes, nicht weil der Meiſter des Bildes kein hinreichendes Talent iſt, ſondern weil ſein Geiſt, der das Talent leiten ſoll, ebenſo verfinſtert iſt wie die Köpfe der übrigen altertümelnden Maler, ſo daß er die vollkommenen Meiſter ignoriert und zu den unvollkommenen Vorgängern zurückgeht und dieſe zum Muſter nimmt.

„Raffael und ſeine Zeitgenoſſen waren aus einer beſchränkten Manier zur Natur und Freiheit durchgebrochen. Und ſtatt daß jetzige Künſtler Gott danken und dieſe Avantagen benutzen und auf dem trefflichen Wege fortgehen ſollten, kehren ſie wieder zur Beſchränktheit zurück. Es iſt zu arg, und man kann dieſe Verfinſterung der Köpfe kaum begreifen. Und weil ſie nun auf dieſem Wege in der Kunſt ſelbſt keine Stütze haben, ſo ſuchen ſie ſolche in der Religion und Partei; denn ohne beides würden ſie in ihrer Schwäche gar nicht beſtehen können.

„Es geht", fuhr Goethe fort, „durch die ganze Kunst eine Filiation. Sieht man einen großen Meister, so findet man immer, daß er das Gute seiner Vorgänger benutzte, und daß eben dieses ihn groß machte. Männer wie Raffael wachsen nicht aus dem Boden. Sie fußten auf der Antike und dem Besten, was vor ihnen gemacht worden. Hätten sie die Avantagen ihrer Zeit nicht benutzt, so würde wenig von ihnen zu sagen sein."

Das Gespräch lenkte sich auf die altdeutsche Poesie; ich erinnerte an Fleming. „Fleming", sagte Goethe, „ist ein recht hübsches Talent, ein wenig prosaisch, bürgerlich; er kann jetzt nichts mehr helfen. Es ist eigen", fuhr er fort, „ich habe doch so mancherlei gemacht, und doch ist keins von allen meinen Gedichten, das im lutherischen Gesangbuch stehen könnte." Ich lachte und gab ihm recht, indem ich mir sagte, daß in dieser wunderlichen Äußerung mehr liege, als es den Anschein habe.

Sonntag Abend, den 14. Januar 1827.

Ich fand eine musikalische Abendunterhaltung bei Goethe, die ihm von der Familie Eberwein nebst einigen Mitgliedern des Orchesters gewährt wurde. Unter den wenigen Zuhörern waren: der Generalsuperintendent Röhr, Hofrat Vogel und einige Damen. Goethe hatte gewünscht, das Quartett eines berühmten jungen Komponisten zu hören, welches man zunächst ausführte. Der zwölfjährige Karl Eberwein spielte den Flügel zu Goethes großer Zufriedenheit, und in der Tat trefflich, so daß denn das Quartett in jeder Hinsicht gut exekutiert vorüberging.

„Es ist wunderlich", sagte Goethe, „wohin die aufs höchste gesteigerte Technik und Mechanik die neuesten Komponisten führt; ihre Arbeiten bleiben keine Musik

mehr, ſie gehen über das Niveau der menſchlichen Empfindungen hinaus, und man kann ſolchen Sachen aus eigenem Geiſt und Herzen nichts mehr unterlegen. Wie iſt es Ihnen? Mir bleibt alles in den Ohren hängen.“ Ich ſagte, daß es mir in dieſem Falle nicht beſſer gehe. „Doch das Allegro“, fuhr Goethe fort, „hatte Charakter. Dieſes ewige Wirbeln und Drehen führte mir die Hexentänze des Blocksbergs vor Augen, und ich fand alſo doch eine Anſchauung, die ich der wunderlichen Muſik ſupponieren konnte.“

Nach einer Pauſe, während welcher man ſich unterhielt und einige Erfriſchungen nahm, erſuchte Goethe Madame Eberwein um den Vortrag einiger Lieder. Sie ſang zunächſt nach Zelters Kompoſition das ſchöne Lied ‚Um Mitternacht‘, welches den tiefſten Eindruck machte. „Das Lied bleibt ſchön“, ſagte Goethe, „ſo oft man es auch hört. Es hat in der Melodie etwas Ewiges, Unverwüſtliches.“ Hierauf folgten einige Lieder aus der ‚Fiſcherin‘, von Max Eberwein komponiert. Der ‚Erlkönig‘ erhielt entſchiedenen Beifall; ſodann die Arie ‚Ich hab's geſagt der guten Mutter‘ erregte die allgemeine Äußerung: dieſe Kompoſition erſcheine ſo gut getroffen, daß niemand ſie ſich anders denken könne. Goethe ſelbſt war im hohen Grade befriedigt.

Zum Schluß des ſchönen Abends ſang Madame Eberwein auf Goethes Wunſch einige Lieder des ‚Divan‘ nach den bekannten Kompoſitionen ihres Gatten. Die Stelle: ‚Juſſufs Reize möcht' ich borgen‘ gefiel Goethen ganz beſonders. „Eberwein“, ſagte er zu mir, „übertrifft ſich mitunter ſelber.“ Er bat ſodann noch um das Lied ‚Ach, um deine feuchten Schwingen‘, welches gleichfalls die tiefſten Empfindungen anzuregen geeignet war.

Nachdem die Gesellschaft gegangen, blieb ich noch einige Augenblicke mit Goethe allein. „Ich habe", sagte er, „diesen Abend die Bemerkung gemacht, daß diese Lieder des ‚Divan' gar kein Verhältnis mehr zu mir haben. Sowohl was darin orientalisch, als was darin leidenschaftlich ist, hat aufgehört in mir fortzuleben; es ist wie eine abgestreifte Schlangenhaut am Wege liegen geblieben. Dagegen das Lied ‚Um Mitternacht' hat sein Verhältnis zu mir nicht verloren, es ist von mir noch ein lebendiger Teil und lebt mit mir fort.

„Es geht mir übrigens öfter mit meinen Sachen so, daß sie mir gänzlich fremd werden. Ich las dieser Tage etwas Französisches und dachte im Lesen: der Mann spricht gescheit genug, du würdest es selbst nicht anders sagen. Und als ich es genau besehe, ist es eine übersetzte Stelle aus meinen eigenen Schriften."

Montag Abend, den 15. Januar 1827.

Nach Vollendung der ‚Helena' hatte Goethe sich im vergangenen Sommer zur Fortsetzung der ‚Wanderjahre' gewendet. Von dem Vorrücken dieser Arbeit erzählte er mir oft. „Um den vorhandenen Stoff besser zu benutzen", sagte er mir eines Tages, „habe ich den ersten Teil ganz aufgelöst und werde nun so durch Vermischung des Alten und Neuen zwei Teile bilden. Ich lasse nun das Gedruckte ganz abschreiben; die Stellen, wo ich Neues auszuführen habe, sind angemerkt, und wenn der Schreibende an ein solches Zeichen kommt, so diktiere ich weiter und bin auf diese Weise genötigt, die Arbeit nicht in Stocken geraten zu lassen."

Eines andern Tages sagte er mir so: „Das Gedruckte der ‚Wanderjahre' ist nun ganz abgeschrieben; die Stellen,

die ich noch neu zu machen habe, sind mit blauem Papier ausgefüllt, so daß ich sinnlich vor Augen habe, was noch zu tun ist. Sowie ich nun vorrücke, verschwinden die blauen Stellen immer mehr, und ich habe daran meine Freude."

Vor mehreren Wochen hörte ich nun von seinem Sekretär, daß er an einer neuen Novelle arbeite; ich hielt mich daher abends von Besuchen zurück und begnügte mich, ihn bloß alle acht Tage bei Tisch zu sehen.

Diese Novelle war nun seit einiger Zeit vollendet, und er legte mir diesen Abend die ersten Bogen zur Ansicht vor.

Ich war beglückt und las bis zu der bedeutenden Stelle, wo alle um den toten Tiger herumstehen und der Wärtel die Nachricht bringt, daß der Löwe oben an der Ruine sich in die Sonne gelegt habe.

Während des Lesens hatte ich die außerordentliche Deutlichkeit zu bewundern, womit alle Gegenstände bis auf die kleinste Lokalität vor die Augen gebracht waren. Der Auszug zur Jagd, die Zeichnungen der alten Schloßruine, der Jahrmarkt, der Feldweg zur Ruine, alles trat entschieden vor die Anschauung, so daß man genötigt war, sich das Dargestellte gerade so zu denken, wie der Dichter es gewollt hatte. Zugleich war alles mit einer solchen Sicherheit, Besonnenheit und Herrschaft geschrieben, daß man vom Künftigen nichts vorausahnen und keine Zeile weiter blicken konnte, als man las.

„Euer Exzellenz", sagte ich, „müssen nach einem sehr bestimmten Schema gearbeitet haben."

„Allerdings habe ich das", antwortete Goethe; „ich wollte das Sujet schon vor dreißig Jahren ausführen, und seit der Zeit trage ich es im Kopfe. Nun ging es

mir mit der Arbeit wunderlich. Damals, gleich nach ‚Hermann und Dorothea', wollte ich den Gegenstand in epischer Form und Hexametern behandeln und hatte auch zu diesem Zwecke ein ausführliches Schema entworfen. Als ich nun jetzt das Sujet wieder vornehme, um es zu schreiben, kann ich jenes alte Schema nicht finden und bin also genötigt, ein neues zu machen, und zwar ganz gemäß der veränderten Form, die ich jetzt dem Gegenstande zu geben willens war. Nun aber nach vollendeter Arbeit findet sich jenes ältere Schema wieder, und ich freue mich nun, daß ich es nicht früher in Händen gehabt, denn es würde mich nur verwirrt haben. Die Handlung und der Gang der Entwickelung war zwar unverändert, allein im Detail war es doch ein ganz anderes; es war ganz für eine epische Behandlung in Hexametern gedacht und würde also für diese prosaische Darstellung gar nicht anwendbar gewesen sein."

Das Gespräch lenkte sich auf den Inhalt. „Eine schöne Situation", sagte ich, „ist die, wo Honorio der Fürstin gegenüber am tot ausgestreckten Tiger steht, die klagende, weinende Frau mit dem Knaben herzugekommen ist, und auch der Fürst mit dem Jagdgefolge zu der seltsamen Gruppe soeben herbeieilt. Das müßte ein treffliches Bild machen, und ich möchte es gemalt sehen."

„Gewiß", sagte Goethe, „das wäre ein schönes Bild; — doch", fuhr er nach einigem Bedenken fort, „der Gegenstand wäre fast zu reich und der Figuren zu viele, so daß die Gruppierung und Verteilung von Licht und Schatten dem Künstler sehr schwer werden würde. Allein den früheren Moment, wo Honorio auf dem Tiger kniet und die Fürstin am Pferde gegenübersteht, habe ich mir wohl

als Bild gedacht; und das wäre zu machen.“ Ich empfand, daß Goethe recht hatte, und fügte hinzu, daß ja dieser Moment auch eigentlich der Kern der ganzen Situation sei, worauf alles ankomme.

Noch hatte ich an dem Gelesenen zu bemerken, daß diese Novelle von allen übrigen der ‚Wanderjahre‘ einen ganz verschiedenen Charakter trage, indem darin alles Darstellung des Äußeren, alles real sei. „Sie haben recht“, sagte Goethe, „Innerliches finden Sie in dem Gelesenen fast gar nicht, und in meinen übrigen Sachen ist davon fast zuviel.“

„Nun bin ich neugierig, zu erfahren“, sagte ich, „wie man sich des Löwen bemeistern wird; daß dieses auf eine ganz andere Weise geschehen werde, ahne ich fast, doch das Wie ist mir gänzlich verborgen.“ — „Es wäre auch nicht gut, wenn Sie es ahnten“, sagte Goethe, „und ich will es Ihnen heute nicht verraten. Donnerstag Abend gebe ich Ihnen das Ende; bis dahin liegt der Löwe in der Sonne.“

Ich brachte das Gespräch auf den zweiten Teil des ‚Faust‘, insbesondere auf die ‚Klassische Walpurgisnacht‘, die nur noch in der Skizze dalag, und wovon Goethe mir vor einiger Zeit gesagt hatte, daß er sie als Skizze wolle drucken lassen. Nun hatte ich mir vorgenommen, Goethen zu raten, dieses nicht zu tun, denn ich fürchtete, sie möchte, einmal gedruckt, für immer unausgeführt bleiben. Goethe mußte in der Zwischenzeit das bedacht haben, denn er kam mir sogleich entgegen, indem er sagte, daß er entschlossen sei, jene Skizze nicht drucken zu lassen. „Das ist mir sehr lieb“, sagte ich, „denn nun habe ich doch die Hoffnung, daß Sie sie ausführen werden.“ — „In einem Vierteljahre“, sagte er, „wäre es getan, allein

woher will die Ruhe kommen! Der Tag macht gar zu viele Ansprüche an mich; es hält schwer, mich so sehr abzusondern und zu isolieren. Diesen Morgen war der Erbgroßherzog bei mir, auf morgen Mittag hat sich die Großherzogin melden lassen. Ich habe solche Besuche als eine hohe Gnade zu schätzen, sie verschönern mein Leben; allein sie nehmen doch mein Inneres in Anspruch, ich muß doch bedenken, was ich diesen hohen Personen immer Neues vorlegen und wie ich sie würdig unterhalten will."

„Und doch", sagte ich, „haben Sie vorigen Winter die ‚Helena' vollendet, und Sie waren doch nicht weniger gestört als jetzt." — „Freilich", sagte Goethe, „es geht auch, und muß auch gehen, allein es ist schwer." — „Es ist nur gut", sagte ich, „daß Sie ein so ausführliches Schema haben." — „Das Schema ist wohl da", sagte Goethe, „allein das Schwierigste ist noch zu tun; und bei der Ausführung hängt doch alles gar zu sehr vom Glück ab. Die ‚Klassische Walpurgisnacht' muß in Reimen geschrieben werden, und doch muß alles einen antiken Charakter tragen. Eine solche Versart zu finden, ist nicht leicht. Und nun den Dialog!" — „Ist denn der nicht im Schema mit erfunden?" sagte ich. — „Wohl das Was", antwortete Goethe, „aber nicht das Wie. Und dann bedenken Sie nur, was alles in jener tollen Nacht zur Sprache kommt! Fausts Rede an die Proserpina, um diese zu bewegen, daß sie die Helena herausgibt; was muß das nicht für eine Rede sein, da die Proserpina selbst zu Tränen davon gerührt wird! Dieses alles ist nicht leicht zu machen und hängt sehr viel vom Glück ab, ja fast ganz von der Stimmung und Kraft des Augenblicks."

In der letzten Zeit, wo Goethe sich mitunter nicht ganz wohl befand, hatten wir in seiner nach dem Garten gehenden Arbeitsstube gegessen. Heute war wieder in dem sogenannten Urbino-Zimmer gedeckt, welches ich als ein gutes Zeichen nahm. Als ich hereintrat, fand ich Goethe und seinen Sohn; beide bewillkommten mich freundlich in ihrer naiven liebevollen Art; Goethe selbst schien in der heitersten Stimmung, wie dieses an seinem höchst belebten Gesicht zu bemerken war. Durch die offene Tür des angrenzenden sogenannten Deckenzimmers sah ich, über einen großen Kupferstich gebogen, den Herrn Kanzler von Müller; er trat bald zu uns herein, und ich freute mich, ihn als angenehme Tischgesellschaft zu begrüßen. Frau von Goethe wurde noch erwartet, doch setzten wir uns vorläufig zu Tisch. Es ward mit Bewunderung von dem Kupferstich gesprochen, und Goethe erzählte mir, es sei ein Werk des berühmten Gérard in Paris, womit dieser ihm in den letzten Tagen ein Geschenk gemacht. „Gehen Sie geschwind hin", fügte er hinzu, „und nehmen Sie noch ein paar Augen voll, ehe die Suppe kommt."

Ich tat nach seinem Wunsch und meiner Neigung; ich freute mich an dem Anblick des bewundernswürdigen Werkes, nicht weniger an der Unterschrift des Malers, wodurch er es Goethen als einen Beweis seiner Achtung zueignet. Ich konnte jedoch nicht lange betrachten, Frau von Goethe trat herein, und ich eilte nach meinem Platz zurück. „Nicht wahr", sagte Goethe, „das ist etwas Großes? Man kann es tage- und wochenlang studieren, ehe man die reichen Gedanken und Vollkommenheiten alle herausfindet. Dieses", sagte er, „soll Ihnen auf andere Tage vorbehalten bleiben."

Wir waren bei Tisch sehr heiter. Der Kanzler teilte einen Brief eines bedeutenden Mannes aus Paris mit, der zur Zeit der französischen Okkupation als Gesandter hier einen schweren Posten behauptet und von jener Zeit her mit Weimar ein freundliches Verhältnis fortgesetzt hatte. Er gedachte des Großherzogs und Goethes und pries Weimar glücklich, wo das Genie mit der höchsten Gewalt ein so vertrautes Verhältnis haben könne.

Frau von Goethe brachte in die Unterhaltung große Anmut. Es war von einigen Anschaffungen die Rede, womit sie den jungen Goethe neckte, und wozu dieser sich nicht verstehen wollte. „Man muß den schönen Frauen nicht gar zu viel angewöhnen", sagte Goethe, „denn sie gehen leicht ins Grenzenlose. Napoleon erhielt noch auf Elba Rechnungen von Putzmacherinnen, die er bezahlen sollte. Doch mochte er in solchen Dingen leicht zuwenig tun als zuviel. Früher in den Tuilerien wurden einst in seinem Beisein seiner Gemahlin von einem Modehändler kostbare Sachen präsentiert. Als Napoleon aber keine Miene machte, etwas zu kaufen, gab ihm der Mann zu verstehen, daß er doch wenig in dieser Hinsicht für seine Gemahlin tue. Hierauf sagte Napoleon kein Wort, aber er sah ihn mit einem solchen Blick an, daß der Mann seine Sachen sogleich zusammenpackte und sich nie wieder sehen ließ." — „Tat er dieses als Konsul?" fragte Frau von Goethe. — „Wahrscheinlich als Kaiser", antwortete Goethe, „denn sonst wäre sein Blick wohl nicht so furchtbar gewesen. Aber ich muß über den Mann lachen, dem der Blick in die Glieder fuhr und der sich wahrscheinlich schon geköpft oder erschossen sah."

Wir waren in der heitersten Laune und sprachen über

Napoleon weiter fort. „Ich möchte“, ſagte der junge Goethe, „alle ſeine Taten in trefflichen Gemälden oder Kupferſtichen beſitzen und damit ein großes Zimmer dekorieren.“ — „Das müßte ſehr groß ſein“, erwiderte Goethe, „und doch würden die Bilder nicht hineingehen, ſo groß ſind ſeine Taten.“

Der Kanzler brachte Ludens ‚Geſchichte der Deutſchen‘ ins Geſpräch, und ich hatte zu bewundern, mit welcher Gewandtheit und Eindringlichkeit der junge Goethe dasjenige, was öffentliche Blätter an dem Buche zu tadeln gefunden, aus der Zeit, in der es geſchrieben, und den nationalen Empfindungen und Rückſichten, die dabei in dem Verfaſſer gelebt, herzuleiten wußte. Es ergab ſich, daß Napoleons Kriege erſt jene des Cäſar aufgeſchloſſen. „Früher“, ſagte Goethe, „war Cäſars Buch freilich nicht viel mehr als ein bloßes Exerzitium gelehrter Schulen.“

Von der altdeutſchen Zeit kam das Geſpräch auf die gotiſche. Es war von einem Bücherſchrank die Rede, der einen gotiſchen Charakter habe; ſodann kam man auf den neueſten Geſchmack, ganze Zimmer in altdeutſcher und gotiſcher Art einzurichten und in einer ſolchen Umgebung einer veralteten Zeit zu wohnen.

„In einem Hauſe“, ſagte Goethe, „wo ſo viele Zimmer ſind, daß man einige derſelben leer ſtehen läßt und im ganzen Jahre vielleicht nur drei-, viermal hineinkommt, mag eine ſolche Liebhaberei hingehen und man mag auch ein gotiſches Zimmer haben, ſowie ich es ganz hübſch finde, daß Madame Panckoucke in Paris ein chineſiſches hat. Allein ſein Wohnzimmer mit ſo fremder und veralteter Umgebung auszuſtaffieren, kann ich gar nicht loben. Es iſt immer eine Art von Maskerade, die auf die Länge in keiner Hinſicht wohltun kann, vielmehr auf

den Menſchen, der ſich damit befaßt, einen nachteiligen Einfluß haben muß. Denn ſo etwas ſteht im Widerſpruch mit dem lebendigen Tage, in welchen wir geſetzt ſind, und wie es aus einer leeren und hohlen Geſinnungs- und Denkungsweiſe hervorgeht, ſo wird es darin beſtärken. Es mag wohl einer an einem luſtigen Winterabend als Türke zur Maskerade gehen, allein was würden wir von einem Menſchen halten, der ein ganzes Jahr ſich in einer ſolchen Maske zeigen wollte? Wir würden von ihm denken, daß er entweder ſchon verrückt ſei, oder daß er doch die größte Anlage habe, es ſehr bald zu werden."

Wir fanden Goethes Worte über einen ſo ſehr ins Leben eingreifenden Gegenſtand durchaus überzeugend, und da keiner der Anweſenden etwas davon als leiſen Vorwurf auf ſich ſelbſt beziehen konnte, ſo fühlten wir ihre Wahrheit in der heiterſten Stimmung.

Das Geſpräch lenkte ſich auf das Theater, und Goethe neckte mich, daß ich am letzten Montag Abend es ihm geopfert. „Er iſt nun drei Jahre hier", ſagte er, zu den übrigen gewendet, „und dies iſt der erſte Abend, wo er mir zuliebe im Theater gefehlt hat; ich muß ihm das hoch anrechnen. Ich hatte ihn eingeladen, und er hatte verſprochen, zu kommen, aber doch zweifelte ich, daß er Wort halten würde, beſonders als es halb ſieben ſchlug und er noch nicht da war. Ja, ich hätte mich ſogar gefreut, wenn er nicht gekommen wäre; ich hätte doch ſagen können: Da iſt ein ganz verrückter Menſch, dem das Theater über ſeine liebſten Freunde geht und der ſich durch nichts von ſeiner hartnäckigen Neigung abwenden läßt. Aber ich habe Sie auch entſchädigt! Nicht wahr? Habe ich Ihnen nicht ſchöne Sachen vor-

gelegt?“ Goethe zielte mit dieſen Worten auf die neue Novelle.

Wir ſprachen ſodann über Schillers ‚Fiesco‘, der am letzten Sonnabend gegeben worden war. „Ich habe das Stück zum erſten Male geſehen“, ſagte ich, „und es hat mich nun ſehr beſchäftigt, ob man nicht die ganz rohen Szenen mildern könnte; allein ich finde, daß ſich wenig daran tun läßt, ohne den Charakter des Ganzen zu verletzen.“

„Sie haben ganz recht, es geht nicht“, erwiderte Goethe; „Schiller hat ſehr oft mit mir darüber geſprochen, denn er ſelbſt konnte ſeine erſten Stücke nicht leiden, und er ließ ſie, während wir am Theater waren, nie ſpielen. Nun fehlte es uns aber an Stücken, und wir hätten gerne jene drei gewaltſamen Erſtlinge dem Repertoire gewonnen. Es wollte aber nicht gehen, es war alles zu ſehr miteinander verwachſen, ſo daß Schiller ſelbſt an dem Unternehmen verzweifelte und ſich genötigt ſah, ſeinen Vorſatz aufzugeben und die Stücke zu laſſen, wie ſie waren.“

„Es iſt ſchade darum“, ſagte ich; „denn trotz aller Roheiten ſind ſie mir doch tauſendmal lieber als die ſchwachen, weichen, forcierten und unnatürlichen Stücke einiger unſerer neueſten Tragiker. Bei Schiller ſpricht doch immer ein grandioſer Geiſt und Charakter.“

„Das wollte ich meinen“, ſagte Goethe. „Schiller mochte ſich ſtellen wie er wollte, er konnte gar nichts machen, was nicht immer bei weitem größer herauskam als das Beſte dieſer Neueren; ja wenn Schiller ſich die Nägel beſchnitt, war er größer als dieſe Herren.“

Wir lachten und freuten uns des gewaltigen Gleichniſſes.

„Aber ich habe doch Perſonen gekannt", fuhr Goethe fort, „die ſich über die erſten Stücke Schillers gar nicht zufrieden geben konnten. Eines Sommers in einem Bade ging ich durch einen eingeſchloſſenen, ſehr ſchmalen Weg, der zu einer Mühle führte. Es begegnete mir der Fürſt ***, und da in demſelben Augenblick einige mit Mehlſäcken beladene Maultiere auf uns zukamen, ſo mußten wir ausweichen und in ein kleines Haus treten. Hier, in einem engen Stübchen, gerieten wir nach Art dieſes Fürſten ſogleich in tiefe Geſpräche über göttliche und menſchliche Dinge; wir kamen auch auf Schillers ‚Räuber', und der Fürſt äußerte ſich folgendermaßen: ‚Wäre ich Gott geweſen', ſagte er, ‚im Begriff die Welt zu erſchaffen, und ich hätte in dem Augenblick vorausgeſehen, daß Schillers ‚Räuber' darin würden geſchrieben werden, ich hätte die Welt nicht erſchaffen.'" Wir mußten lachen. „Was ſagen Sie dazu?" ſagte Goethe; „das war doch eine Abneigung, die ein wenig weit ging und die man ſich kaum erklären konnte."

„Von dieſer Abneigung", verſetzte ich, „haben dagegen unſere jungen Leute, beſonders unſere Studenten, gar nichts. Die trefflichſten, reifſten Stücke von Schiller und anderen können gegeben werden, und man ſieht von jungen Leuten und Studierenden wenige oder gar keine im Theater; aber man gebe Schillers ‚Räuber' oder Schillers ‚Fiesco', und das Haus iſt faſt allein von Studenten gefüllt." — „Das war", verſetzte Goethe, „vor fünfzig Jahren wie jetzt und wird auch wahrſcheinlich nach fünfzig Jahren nicht anders ſein. Was ein junger Menſch geſchrieben hat, wird auch wieder am beſten von jungen Leuten genoſſen werden. Und dann denke man nicht, daß die Welt ſo ſehr in der Kultur und gutem Geſchmack

vorſchritte, daß ſelbſt die Jugend ſchon über eine ſolche rohere Epoche hinaus wäre! Wenn auch die Welt im ganzen vorſchreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorne anfangen und als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen. Mich irritiert das nicht mehr, und ich habe längſt einen Vers darauf gemacht, der ſo lautet:

Johannisfeuer ſei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Beſen werden immer ſtumpf gekehrt
Und Jungens immer geboren.

„Ich brauche nur zum Fenſter hinauszuſehen, um in ſtraßenkehrenden Beſen und herumlaufenden Kindern die Symbole der ſich ewig abnutzenden und immer ſich verjüngenden Welt beſtändig vor Augen zu haben. Kinderſpiele und Jugendvergnügungen erhalten ſich daher und pflanzen ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert fort; denn ſo abſurd ſie auch einem reiferen Alter erſcheinen mögen, Kinder bleiben doch immer Kinder und ſind ſich zu allen Zeiten ähnlich. Deshalb ſoll man auch die Johannisfeuer nicht verbieten und den lieben Kindern die Freude daran nicht verderben.“

Unter ſolchen und ähnlichen heiteren Unterhaltungen gingen die Stunden des Tiſches ſchnell vorüber. Wir jüngeren Leute gingen ſodann hinauf in die obern Zimmer, während der Kanzler bei Goethe blieb.

Donnerstag Abend, den 18. Januar 1827.

Auf dieſen Abend hatte Goethe mir den Schluß der Novelle verſprochen. Ich ging halb ſieben Uhr zu ihm und fand ihn in ſeiner traulichen Arbeitsſtube allein. Ich ſetzte mich zu ihm an den Tiſch, und nachdem wir

die nächſten Tagesereigniſſe beſprochen hatten, ſtand Goethe auf und gab mir die erwünſchten letzten Bogen. „Da leſen Sie den Schluß", ſagte er. Ich begann. Goethe ging derweile im Zimmer auf und ab und ſtand abwechſelnd am Ofen. Ich las wie gewöhnlich leiſe für mich.

Die Bogen des letzten Abends hatten damit geſchloſſen, daß der Löwe außerhalb der Ringmauer der alten Ruine am Fuße einer hundertjährigen Buche in der Sonne liege, und daß man Anſtalten mache, ſich ſeiner zu bemächtigen. Der Fürſt will die Jäger nach ihm ausſenden, der Fremdling aber bittet, ſeines Löwen zu ſchonen, indem er gewiß ſei, ihn durch ſanftere Mittel in den eiſernen Käfig zurückzuſchaffen. Dieſes Kind, ſagt er, wird durch liebliche Lieder und den Ton ſeiner ſüßen Flöte das Werk vollbringen. Der Fürſt gibt es zu, und nachdem er die nötigen Vorſichtsmaßregeln angeordnet, reitet er mit den Seinigen in die Stadt zurück. Honorio mit einer Anzahl Jäger beſetzt den Hohlweg, um den Löwen, im Fall er herabkäme, durch ein anzuzündendes Feuer zurückzuſcheuchen. Mutter und Kind, vom Schloßwärtel geführt, ſteigen die Ruine hinan, an deren anderer Seite, an der Ringmauer, der Löwe liegt.

Das gewaltige Tier in den geräumigen Schloßhof hereinzulocken, iſt die Abſicht. Mutter und Wärtel verbergen ſich oben in dem halbverfallenen Ritterſaale, das Kind allein geht durch die dunkle Maueröffnung des Hofes zum Löwen hinaus. Eine erwartungsvolle Pauſe tritt ein, man weiß nicht, was aus dem Kinde wird, die Töne ſeiner Flöte verſtummen. Der Wärtel macht ſich Vorwürfe, daß er nicht mitgegangen; die Mutter iſt ruhig.

Endlich hört man die Töne der Flöte wieder; man hört sie näher und näher, das Kind tritt durch die Maueröffnung wieder in den Schloßhof herein, der Löwe folgsam mit schwerem Gange geht hinter ihm her. Sie ziehen einmal im Hofe herum, dann setzt sich das Kind in eine sonnige Stelle, der Löwe läßt sich friedlich bei ihm nieder und legt die eine seiner schweren Tatzen dem Kinde auf den Schoß. Ein Dorn hat sich hineingetreten, der Knabe zieht ihn heraus und nimmt sein seidenes Tüchlein vom Halse und verbindet damit die Tatze.

Mutter und Wärtel, welche der ganzen Szene von oben aus dem Rittersaale zusehen, sind aufs höchste beglückt. Der Löwe ist in Sicherheit und gezähmt, und wie das Kind, abwechselnd mit seinen Tönen der Flöte, zur Beschwichtigung des Untiers hin und wieder liebliche fromme Lieder hat hören lassen, so beschließt auch das Kind singend mit folgenden Versen die Novelle:

Und so geht mit guten Kindern
Sel'ger Engel gern zu Rat,
Böses Wollen zu verhindern,
Zu befördern schöne Tat.
So beschwören, fest zu bannen
Liebem Sohn ans zarte Knie
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.

Nicht ohne Rührung hatte ich die Handlung des Schlusses lesen können. Doch wußte ich nicht, was ich sagen sollte; ich war überrascht, aber nicht befriedigt. Es war mir, als wäre der Ausgang zu einsam, zu ideal, zu lyrisch, und als hätten wenigstens einige der übrigen Figuren wieder hervortreten und, das Ganze abschließend, dem Ende mehr Breite geben sollen.

Goethe merkte, daß ich einen Zweifel im Herzen hatte,

und ſuchte mich ins Gleiche zu bringen. „Hätte ich“, ſagte er, „einige der übrigen Figuren am Ende wieder hervortreten laſſen, ſo wäre der Schluß proſaiſch geworden. Und was ſollten ſie handeln und ſagen, da alles abgetan war? Der Fürſt mit den Seinigen iſt in die Stadt geritten, wo ſeine Hilfe nötig ſein wird; Honorio, ſobald er hört, daß der Löwe oben in Sicherheit iſt, wird mit ſeinen Jägern folgen; der Mann aber wird ſehr bald mit dem eiſernen Käfig aus der Stadt da ſein und den Löwen darin zurückführen. Dieſes ſind alles Dinge, die man vorausſieht und die deshalb nicht geſagt und ausgeführt werden müſſen. Täte man es, ſo würde man proſaiſch werden.

„Aber ein ideeller, ja lyriſcher Schluß war nötig und mußte folgen; denn nach der pathetiſchen Rede des Mannes, die ſchon poetiſche Proſa iſt, mußte eine Steigerung kommen, ich mußte zur lyriſchen Poeſie, ja zum Liede ſelbſt übergehen.

„Um für den Gang dieſer Novelle ein Gleichnis zu haben“, fuhr Goethe fort, „ſo denken Sie ſich aus der Wurzel hervorſchießend ein grünes Gewächs, das eine Weile aus einem ſtarken Stengel kräftige grüne Blätter nach den Seiten austreibt und zuletzt mit einer Blume endet. Die Blume war unerwartet, überraſchend, aber ſie mußte kommen; ja das grüne Blätterwerk war nur für ſie da und wäre ohne ſie nicht der Mühe wert geweſen.“

Bei dieſen Worten atmete ich leicht auf, es fiel mir wie Schuppen vom Auge, und eine Ahnung von der Trefflichkeit dieſer wunderbaren Kompoſition fing an, ſich in mir zu regen.

Goethe fuhr fort: „Zu zeigen, wie das Unbändige, Unüberwindliche oft beſſer durch Liebe und Frömmigkeit als

durch Gewalt bezwungen werde, war die Aufgabe dieſer Novelle, und dieſes ſchöne Ziel, welches ſich im Kinde und Löwen darſtellt, reizte mich zur Ausführung. Dies iſt das Ideelle, dies die Blume. Und das grüne Blätterwerk der durchaus realen Expoſition iſt nur dieſerwegen da und nur dieſerwegen etwas wert. Denn was ſoll das Reale an ſich? Wir haben Freude daran, wenn es mit Wahrheit dargeſtellt iſt, ja es kann uns auch von gewiſſen Dingen eine deutlichere Erkenntnis geben; aber der eigentliche Gewinn für unſere höhere Natur liegt doch allein im Idealen, das aus dem Herzen des Dichters hervorging."

Wie ſehr Goethe recht hatte, empfand ich lebhaft, da der Schluß ſeiner Novelle noch in mir fortwirkte und eine Stimmung von Frömmigkeit in mir hervorgebracht hatte, wie ich ſie lange nicht in dem Grade empfunden. Wie rein und innig, dachte ich bei mir ſelbſt, müſſen doch in einem ſo hohen Alter noch die Gefühle des Dichters ſein, daß er etwas ſo Schönes hat machen können! Ich enthielt mich nicht, mich darüber gegen Goethe auszuſprechen, ſowie überhaupt mich zu freuen, daß dieſe in ihrer Art einzige Produktion doch nun exiſtiere.

„Es iſt mir lieb", ſagte Goethe, „wenn Sie zufrieden ſind, und ich freue mich nun ſelbſt, daß ich einen Gegenſtand, den ich ſeit dreißig Jahren in mir herumgetragen, nun endlich los bin. Schiller und Humboldt, denen ich damals mein Vorhaben mitteilte, rieten mir ab, weil ſie nicht wiſſen konnten, was in der Sache lag, und weil nur der Dichter allein weiß, welche Reize er ſeinem Gegenſtande zu geben fähig iſt. Man ſoll daher nie jemand fragen, wenn man etwas ſchreiben will. Hätte Schiller mich vor ſeinem ‚Wallenſtein' gefragt, ob er ihn ſchreiben

ſolle, ich hätte ihm ſicherlich abgeraten, denn ich hätte nie denken können, daß aus ſolchem Gegenſtande überall ein ſo treffliches Theaterſtück wäre zu machen geweſen. Schiller war gegen eine Behandlung meines Gegenſtandes in Hexametern, wie ich es damals, gleich nach ‚Hermann und Dorothea', willens war; er riet zu den achtzeiligen Stanzen. Sie ſehen aber wohl, daß ich mit der Proſa jetzt am beſten gefahren bin. Denn es kam ſehr auf genaue Zeichnung der Lokalität an, wobei man doch in ſolchen Reimen wäre geniert geweſen. Und dann ließ ſich auch der anfänglich ganz reale und am Schluß ganz ideelle Charakter der Novelle in Proſa am beſten geben, ſowie ſich auch die Liederchen jetzt gar hübſch ausnehmen, welches doch ſo wenig in Hexametern als in den achtzeiligen Reimen möglich geweſen wäre."

Die übrigen einzelnen Erzählungen und Novellen der ‚Wanderjahre' kamen zur Sprache, und es ward bemerkt, daß jede ſich von der andern durch einen beſonderen Charakter und Ton unterſcheide.

„Woher dieſes entſtanden", ſagte Goethe, „will ich Ihnen erklären. Ich ging dabei zu Werke wie ein Maler, der bei gewiſſen Gegenſtänden gewiſſe Farben vermeidet und gewiſſe andere dagegen vorwalten läßt. Er wird z. B. bei einer Morgenlandſchaft viel Blau auf ſeine Palette ſetzen, aber wenig Gelb. Malt er dagegen einen Abend, ſo wird er viel Gelb nehmen und die blaue Farbe faſt ganz fehlen laſſen. Auf eine ähnliche Weiſe verfuhr ich bei meinen verſchiedenartigen ſchriftſtelleriſchen Produktionen, und wenn man ihnen einen verſchiedenen Charakter zugeſteht, ſo mag es daher rühren."

Ich dachte bei mir, daß dies eine höchſt kluge Maxime ſei, und freute mich, daß Goethe ſie ausgeſprochen.

Sodann hatte ich, vorzüglich bei dieser letzten Novelle, noch das Detail zu bewundern, womit besonders das Landschaftliche dargestellt war.

„Ich habe", sagte Goethe, „niemals die Natur poetischer Zwecke wegen betrachtet. Aber weil mein früheres Landschaftszeichnen und dann mein späteres Naturforschen mich zu einem beständigen genauen Ansehen der natürlichen Gegenstände trieb, so habe ich die Natur bis in ihre kleinsten Details nach und nach auswendig gelernt, dergestalt, daß, wenn ich als Poet etwas brauche, es mir zu Gebote steht und ich nicht leicht gegen die Wahrheit fehle. In Schillern lag dieses Naturbetrachten nicht. Was in seinem ‚Tell' von schweizer Lokalität ist, habe ich ihm alles erzählt; aber er war ein so bewundernswürdiger Geist, daß er selbst nach solchen Erzählungen etwas machen konnte, das Realität hatte."

Das Gespräch lenkte sich nun ganz auf Schiller, und Goethe fuhr folgendermaßen fort:

„Schillers eigentliche Produktivität lag im Idealen, und es läßt sich sagen, daß er so wenig in der deutschen als einer andern Literatur seinesgleichen hat. Von Lord Byron hat er noch das meiste; doch dieser ist ihm an Welt überlegen. Ich hätte gerne gesehen, daß Schiller den Lord Byron erlebt hätte, und da hätt' es mich wundern sollen, was er zu einem so verwandten Geiste würde gesagt haben. Ob wohl Byron bei Schillers Leben schon etwas publiziert hat?"

Ich zweifelte, konnte es aber nicht mit Gewißheit sagen. Goethe nahm daher das Konversations-Lexikon und las den Artikel über Byron vor, wobei er nicht fehlen ließ, manche flüchtige Bemerkung einzuschalten. Es fand sich, daß Lord Byron vor 1807 nichts hatte

drucken lassen, und daß also Schiller nichts von ihm gesehen.

„Durch alle Werke Schillers", fuhr Goethe fort, „geht die Idee von Freiheit, und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, sowie Schiller in seiner Kultur weiter ging und selbst ein anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging, in seinem spätern Leben die ideelle.

„Es ist mit der Freiheit ein wunderlich Ding, und jeder hat leicht genug, wenn er sich nur zu begnügen und zu finden weiß. Und was hilft uns ein Überfluß von Freiheit, die wir nicht gebrauchen können! Sehen Sie dieses Zimmer und diese angrenzende Kammer, in der Sie durch die offene Tür mein Bette sehen, beide sind nicht groß, sie sind ohnedies durch vielerlei Bedarf, Bücher, Manuskripte und Kunstsachen, eingeengt, aber sie sind mir genug, ich habe den ganzen Winter darin gewohnt und meine vorderen Zimmer fast nicht betreten. Was habe ich nun von meinem geräumigen Hause gehabt und von der Freiheit, von einem Zimmer ins andere zu gehen, da ich nicht das Bedürfnis hatte, sie zu benutzen!

„Hat einer nur so viel Freiheit, um gesund zu leben und sein Gewerbe zu treiben, so hat er genug, und so viel hat leicht ein jeder. Und dann sind wir alle nur frei unter gewissen Bedingungen, die wir erfüllen müssen. Der Bürger ist so frei wie der Adelige, sobald er sich in den Grenzen hält, die ihm von Gott durch seinen Stand, worin er geboren, angewiesen. Der Adelige ist so frei wie der Fürst; denn wenn er bei Hofe nur das wenige Zeremoniell beobachtet, so darf er sich als seinesgleichen fühlen. Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen

wollen, ſondern eben, daß wir etwas verehren, das über uns iſt. Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unſere Anerkennung an den Tag, daß wir ſelber das Höhere in uns tragen und wert ſind, ſeinesgleichen zu ſein. Ich bin bei meinen Reiſen oft auf norddeutſche Kaufleute geſtoßen, welche glaubten, meinesgleichen zu ſein, wenn ſie ſich roh zu mir an den Tiſch ſetzten. Dadurch waren ſie es nicht; allein ſie wären es geweſen, wenn ſie mich hätten zu ſchätzen und zu behandeln gewußt.

„Daß nun dieſe phyſiſche Freiheit Schillern in ſeiner Jugend ſo viel zu ſchaffen machte, lag zwar teils in der Natur ſeines Geiſtes, größtenteils aber ſchrieb es ſich von dem Drucke her, den er in der Militärſchule hatte leiden müſſen.

„Dann aber in ſeinem reiferen Leben, wo er der phyſiſchen Freiheit genug hatte, ging er zur ideellen über, und ich möchte faſt ſagen, daß dieſe Idee ihn getötet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an ſeine phyſiſche Natur, die für ſeine Kräfte zu gewaltſam waren.

„Der Großherzog beſtimmte Schillern bei ſeiner Hierherkunft einen Gehalt von jährlich tauſend Talern und erbot ſich, ihm das Doppelte zu geben, im Falle er durch Krankheit verhindert ſein ſollte, zu arbeiten. Schiller lehnte dieſes letzte Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. ‚Ich habe das Talent‘, ſagte er, ‚und muß mir ſelber helfen können.‘ Nun aber, bei ſeiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren, mußte er der Exiſtenz wegen jährlich zwei Stücke ſchreiben, und um dieſes zu vollbringen, trieb er ſich, auch an ſolchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war;

sein Talent sollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote stehen.

„Schiller hat nie viel getrunken, er war sehr mäßig; aber in solchen Augenblicken körperlicher Schwäche suchte er seine Kräfte durch etwas Likör oder ähnliches Spirituoses zu steigern. Dies aber zehrte an seiner Gesundheit und war auch den Produktionen selbst schädlich.

„Denn was gescheite Köpfe an seinen Sachen ausetzen, leite ich aus dieser Quelle her. Alle solche Stellen, von denen sie sagen, daß sie nicht just sind, möchte ich pathologische Stellen nennen, indem er sie nämlich an solchen Tagen geschrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, um die rechten und wahren Motive zu finden. Ich habe vor dem kategorischen Imperativ allen Respekt, ich weiß, wieviel Gutes aus ihm hervorgehen kann, allein man muß es damit nicht zu weit treiben, denn sonst führt diese Idee der ideellen Freiheit sicher zu nichts Gutem."

Unter diesen interessanten Äußerungen und ähnlichen Gesprächen über Lord Byron und berühmte deutsche Literatoren, von denen Schiller gesagt, daß Kotzebue ihm lieber, weil er doch etwas hervorbringe, waren die Abendstunden schnell vorübergegangen, und Goethe gab mir die Novelle mit, um sie für mich zu Hause nochmals in der Stille zu betrachten.

Sonntag Abend, den 21. Januar 1827.

Ich ging diesen Abend halb achte zu Goethe und blieb ein Stündchen bei ihm. Er zeigte mir einen Band neuer französischer Gedichte der Demoiselle Gay und sprach darüber mit großem Lobe. „Die Franzosen", sagte er, „machen sich heraus, und es ist der Mühe wert, daß man sich nach ihnen umsieht. Ich bin mit Fleiß darüber her,

mir von dem Stande der neueſten franzöſiſchen Literatur einen Begriff zu machen und, wenn es glückt, mich auch darüber auszuſprechen. Es iſt mir höchſt intereſſant, zu ſehen, daß diejenigen Elemente bei ihnen erſt anfangen zu wirken, die bei uns längſt durchgegangen ſind. Das mittlere Talent iſt freilich immer in der Zeit befangen und muß ſich aus denjenigen Elementen nähren, die in ihr liegen. Es iſt bei ihnen bis auf die neueſte Frömmigkeit alles dasſelbige wie bei uns, nur daß es bei ihnen ein wenig galanter und geiſtreicher zum Vorſchein kommt."

„Was ſagen aber Euer Exzellenz zu Béranger und dem Verfaſſer der Stücke der Clara Gazul?"

„Dieſe nehme ich aus", ſagte Goethe, „das ſind große Talente, die ein Fundament in ſich ſelber haben und ſich von der Geſinnungsweiſe des Tages frei erhalten." — „Dieſes zu hören, iſt mir ſehr lieb", ſagte ich, „denn ich hatte über dieſe beiden ungefähr dieſelbige Empfindung."

Das Geſpräch wendete ſich von der franzöſiſchen Literatur auf die deutſche. „Da will ich Ihnen doch etwas zeigen", ſagte Goethe, „das für Sie Intereſſe haben wird. Reichen Sie mir doch einen der beiden Bände, die vor Ihnen liegen. Solger iſt Ihnen bekannt?" — „Allerdings", ſagte ich; „ich habe ihn ſogar lieb. Ich beſitze ſeine Überſetzung des Sophokles, und ſowohl dieſe als die Vorrede dazu gaben mir längſt von ihm eine hohe Meinung." — „Sie wiſſen, er iſt vor mehreren Jahren geſtorben", ſagte Goethe, „und man hat jetzt eine Sammlung ſeiner nachgelaſſenen Schriften und Briefe herausgegeben. In ſeinen philoſophiſchen Unterſuchungen, die er in der Form der Platoniſchen Dialoge gibt, iſt er nicht ſo glücklich; aber

seine Briefe sind vortrefflich. In einem derselben schreibt er an Tieck über die ‚Wahlverwandtschaften', und diesen muß ich Ihnen vorlesen, denn es ist nicht leicht etwas Besseres über jenen Roman gesagt worden."

Goethe las mir die treffliche Abhandlung vor, und wir besprachen sie punktweise, indem wir die von einem großen Charakter zeugenden Ansichten und die Konsequenz seiner Ableitungen und Folgerungen bewunderten. Obgleich Solger zugestand, daß das Faktum in den ‚Wahlverwandtschaften' aus der Natur aller Charaktere hervorgehe, so tadelte er doch den Charakter des Eduard.

„Ich kann ihm nicht verdenken", sagte Goethe, „daß er den Eduard nicht leiden mag, ich mag ihn selber nicht leiden, aber ich mußte ihn so machen, um das Faktum hervorzubringen. Er hat übrigens viele Wahrheit, denn man findet in den höheren Ständen Leute genug, bei denen ganz wie bei ihm der Eigensinn an die Stelle des Charakters tritt."

Hoch vor allen stellte Solger den Architekten, denn wenn alle übrigen Personen des Romans sich liebend und schwach zeigten, so sei er der einzige, der sich stark und frei erhalte. Und eben das Schöne an seiner Natur sei nicht sowohl dieses, daß er in die Verirrungen der übrigen Charaktere nicht hineingerate, sondern daß der Dichter ihn so groß gemacht, daß er nicht hineingeraten könne.

Wir freuten uns über dieses Wort. „Das ist freilich sehr schön", sagte Goethe. — „Ich habe", sagte ich, „den Charakter des Architekten auch immer sehr bedeutend und liebenswürdig gefunden, allein daß er eben deswegen so vortrefflich sei, daß er vermöge seiner Natur in jene Verwickelungen der Liebe nicht hineingeraten könne, daran habe ich freilich nicht gedacht." — „Wundern Sie sich

darüber nicht", ſagte Goethe, „denn ich habe ſelber nicht daran gedacht, als ich ihn machte. Aber Solger hat recht, es liegt allerdings in ihm.

„Dieſer Aufſatz", fuhr Goethe fort, „iſt ſchon im Jahre 1809 geſchrieben, und es hätte mich damals freuen können, ein ſo gutes Wort über die ‚Wahlverwandtſchaften' zu hören, während man in jener Zeit und ſpäter mir eben nicht viel Angenehmes über jenen Roman erzeigte.

„Solger hat, wie ich aus dieſen Briefen ſehe, viel Liebe zu mir gehabt; er beklagt ſich in einem derſelben, daß ich ihm auf den ‚Sophokles', den er mir zugeſendet, nicht einmal geantwortet. Lieber Gott — aber wie das bei mir geht! Es iſt nicht zu verwundern. Ich habe große Herren gekannt, denen man viel zuſendete. Dieſe machten ſich gewiſſe Formulare und Redensarten, womit ſie jedes erwiderten, und ſo ſchrieben ſie Briefe zu Hunderten, die ſich alle gleich und alle Phraſe waren. In mir aber lag dieſes nie. Wenn ich nicht jemanden etwas Beſonderes und Gehöriges ſagen konnte, wie es in der jedesmaligen Sache lag, ſo ſchrieb ich lieber gar nicht. Oberflächliche Redensarten hielt ich für unwürdig, und ſo iſt es denn gekommen, daß ich manchem wackern Manne, dem ich gerne geſchrieben hätte, nicht antworten konnte. Sie ſehen ja ſelbſt, wie das bei mir geht und welche Zuſendungen von allen Ecken und Enden täglich bei mir einlaufen, und müſſen geſtehen, daß dazu mehr als ein Menſchenleben gehören würde, wenn man alles nur flüchtig erwidern wollte. Aber um Solger tut es mir leid; er iſt gar zu vortrefflich und hätte vor vielen andern etwas Freundliches verdient."

Ich brachte das Geſpräch auf die Novelle, die ich nun zu Hauſe wiederholt geleſen und betrachtet hatte. „Der

ganze Anfang", ſagte ich, „iſt nichts als Expoſition, aber es iſt darin nichts vorgeführt als das Notwendige, und das Notwendige mit Anmut, ſo daß man nicht glaubt, es ſei eines Andern wegen da, ſondern es wolle bloß für ſich ſelber ſein und für ſich ſelber gelten."

„Es iſt mir lieb", ſagte Goethe, „wenn Sie dieſes ſo finden. Doch eins muß ich noch tun. Nach den Geſetzen einer guten Expoſition nämlich muß ich die Beſitzer der Tiere ſchon vorne auftreten laſſen. Wenn die Fürſtin und der Oheim an der Bude vorbeireiten, müſſen die Leute heraustreten und die Fürſtin bitten, auch ihre Bude mit einem Beſuch zu beglücken." — „Gewiß", ſagte ich, „Sie haben recht; denn da alles übrige in der Expoſition angedeutet iſt, ſo müſſen es auch dieſe Leute werden, und es liegt ganz in der Sache, da ſie ſich gewöhnlich an der Kaſſe aufhalten, daß ſie die Fürſtin nicht ſo unangefochten werden vorbeireiten laſſen." — „Sie ſehen", ſagte Goethe, „daß man an einer ſolchen Arbeit, wenn ſie auch ſchon im ganzen fertig daliegt, im einzelnen noch immer zu tun hat."

Goethe erzählte mir ſodann von einem Ausländer, der in dieſer Zeit ihn hin und wieder beſucht und davon geſprochen, wie er dieſes und jenes von ſeinen Werken überſetzen wolle. „Er iſt ein guter Menſch", ſagte Goethe, „doch in literariſcher Hinſicht bezeigt er ſich als ein wahrer Dilettant. Denn er kann noch kein Deutſch und ſpricht ſchon von Überſetzungen, die er machen, und von Porträten, die er ihnen will vordrucken laſſen. Das iſt aber eben das Weſen der Dilettanten, daß ſie die Schwierigkeiten nicht kennen, die in einer Sache liegen, und daß ſie immer etwas unternehmen wollen, wozu ſie keine Kräfte haben."

Begleitet von dem Manuſkript der Novelle und einer Ausgabe des Béranger ging ich gegen ſieben Uhr zu Goethe. Ich fand Herrn Soret bei ihm in Geſprächen über die neue franzöſiſche Literatur. Ich hörte mit Intereſſe zu, und es kam zur Sprache, daß die neueſten Talente hinſichtlich guter Verſe ſehr viel von Delille gelernt. Da Herrn Soret, als einem geborenen Genfer, das Deutſche nicht ganz geläufig war, Goethe aber im Franzöſiſchen ſich ziemlich bequem ausdrückte, ſo ging die Unterhaltung franzöſiſch, und nur an ſolchen Stellen deutſch, wo ich mich in das Geſpräch miſchte. Ich zog den Béranger aus der Taſche und überreichte ihn Goethe, der dieſe trefflichen Lieder von neuem zu leſen wünſchte. Das den Gedichten vorſtehende Porträt fand Herr Soret nicht ähnlich. Goethe freute ſich, die zierliche Ausgabe in Händen zu halten. „Dieſe Lieder“, ſagte er, „ſind vollkommen und als das Beſte in ihrer Art anzuſehen, beſonders wenn man ſich das Gejodel des Refrains hinzudenkt, denn ſonſt ſind ſie als Lieder faſt zu ernſt, zu geiſtreich, zu epigrammatiſch. Ich werde durch Béranger immer an den Horaz und Hafis erinnert, die beide auch über ihrer Zeit ſtanden und die Sittenverderbnis ſpottend und ſpielend zur Sprache brachten. Béranger hat zu ſeiner Umgebung dieſelbige Stellung. Weil er aber aus niederem Stande heraufgekommen, ſo iſt ihm das Liederliche und Gemeine nicht allzu verhaßt, und er behandelt es noch mit einer gewiſſen Neigung.“

Viel Ähnliches ward noch über Béranger und andere neuere Franzoſen hin- und hergeſprochen, bis Herr Soret an den Hof ging und ich mit Goethe alleine blieb.

Ein verſiegeltes Paket lag auf dem Tiſch. Goethe

legte seine Hand darauf. „Was ist das?“ sagte er. — „Es ist die ‚Helena‘, die an Cotta zum Druck abgeht.“ Ich empfand bei diesen Worten mehr, als ich sagen konnte, ich fühlte die Bedeutung des Augenblicks. Denn wie bei einem neuerbauten Schiff, das zuerst in die See geht und wovon man nicht weiß, welche Schicksale es erleben wird, so ist es auch mit dem Gedankenwerk eines großen Meisters, das zuerst in die Welt hinaustritt, um für viele Zeiten zu wirken und mannigfaltige Schicksale zu erzeugen und zu erleben.

„Ich habe“, sagte Goethe, „bis jetzt immer noch Kleinigkeiten daran zu tun und nachzuhelfen gefunden. Endlich aber muß es genug sein, und ich bin nun froh, daß es zur Post geht und ich mich mit befreiter Seele zu etwas anderem wenden kann. Es mag nun seine Schicksale erleben! Was mich tröstet, ist, daß die Kultur in Deutschland doch jetzt unglaublich hoch steht und man also nicht zu fürchten hat, daß eine solche Produktion lange unverstanden und ohne Wirkung bleiben werde.“

„Es steckt ein ganzes Altertum darin“, sagte ich. — „Ja“, sagte Goethe, „die Philologen werden daran zu tun finden.“ — „Für den antiken Teil“, sagte ich, „fürchte ich nicht, denn es ist da das große Detail, die gründlichste Entfaltung des Einzelnen, wo jedes geradezu das sagt, was es sagen soll. Allein der moderne, romantische Teil ist sehr schwer, denn eine halbe Weltgeschichte steckt dahinter; die Behandlung ist bei so großem Stoff nur andeutend und macht sehr große Ansprüche an den Leser.“ — „Aber doch“, sagte Goethe, „ist alles sinnlich und wird, auf dem Theater gedacht, jedem gut in die Augen fallen. Und mehr habe ich nicht gewollt. Wenn es nur so ist, daß die Menge der Zuschauer Freude an

der Erſcheinung hat; dem Eingeweihten wird zugleich der höhere Sinn nicht entgehen, wie es ja auch bei der ‚Zauberflöte‘ und andern Dingen der Fall iſt.“

„Es wird“, ſagte ich, „auf der Bühne einen ungewohnten Eindruck machen, daß ein Stück als Tragödie anfängt und als Oper endigt. Doch es gehört etwas dazu, die Großheit dieſer Perſonen darzuſtellen und die erhabenen Reden und Verſe zu ſprechen.“ — „Der erſte Teil“, ſagte Goethe, „erfordert die erſten Künſtler der Tragödie, ſowie nachher im Teile der Oper die Rollen mit den erſten Sängern und Sängerinnen beſetzt werden müſſen. Die Rolle der ‚Helena‘ kann nicht von einer, ſondern ſie muß von zwei großen Künſtlerinnen geſpielt werden; denn es iſt ein ſeltener Fall, daß eine Sängerin zugleich als tragiſche Künſtlerin von hinlänglicher Bedeutung iſt.“

„Das Ganze“, ſagte ich, „wird zu großer Pracht und Mannigfaltigkeit in Dekorationen und Garderobe Anlaß geben, und ich kann nicht leugnen, ich freue mich darauf, es auf der Bühne zu ſehen. Wenn nur ein recht großer Komponiſt ſich daran machte!“ — „Es müßte einer ſein“, ſagte Goethe, „der wie Meyerbeer lange in Italien gelebt hat, ſo daß er ſeine deutſche Natur mit der italieniſchen Art und Weiſe verbände. Doch das wird ſich ſchon finden, und ich habe keinen Zweifel; ich freue mich nur, daß ich es los bin. Auf den Gedanken, daß der Chor nicht wieder in die Unterwelt hinab will, ſondern auf der heiteren Oberfläche der Erde ſich den Elementen zuwirft, tue ich mir wirklich etwas zugute.“ — „Es iſt eine neue Art von Unſterblichkeit“, ſagte ich.

„Nun“, fuhr Goethe fort, „wie ſteht es mit der Novelle?“ — „Ich habe ſie mitgebracht“, ſagte ich. „Nachdem

ich ſie nochmals geleſen, finde ich, daß Euer Exzellenz die intendierte Änderung nicht machen dürfen. Es tut gar gute Wirkung, wenn die Leute beim getöteten Tiger zuerſt als durchaus fremde neue Weſen mit ihren abweichenden wunderlichen Kleidungen und Manieren hervortreten und ſich als Beſitzer der Tiere ankündigen. Brächten Sie ſie aber ſchon früher, in der Expoſition, ſo würde dieſe Wirkung gänzlich geſchwächt, ja vernichtet werden."

„Sie haben recht", ſagte Goethe, „ich muß es laſſen, wie es iſt. Ohne Frage, Sie haben ganz recht. Es muß auch beim erſten Entwurf in mir gelegen haben, die Leute nicht früher zu bringen, eben weil ich ſie ausgelaſſen. Dieſe intendierte Änderung war eine Forderung des Verſtandes, und ich wäre dadurch bald zu einem Fehler verleitet worden. Es iſt aber dieſes ein merkwürdiger äſthetiſcher Fall, daß man von einer Regel abweichen muß, um keinen Fehler zu begehen."

Es kam ſodann zur Sprache, welchen Titel man der Novelle geben ſolle; wir taten manche Vorſchläge, einige waren gut für den Anfang, andere gut für das Ende, doch fand ſich keiner, der für das Ganze paſſend und alſo der rechte geweſen wäre. „Wiſſen Sie was", ſagte Goethe, „wir wollen es die ‚Novelle' nennen; denn was iſt eine Novelle anderes als eine ſich ereignete, unerhörte Begebenheit. Dies iſt der eigentliche Begriff, und ſo vieles, was in Deutſchland unter dem Titel Novelle geht, iſt gar keine Novelle, ſondern bloß Erzählung oder was Sie ſonſt wollen. In jenem urſprünglichen Sinne einer unerhörten Begebenheit kommt auch die Novelle in den ‚Wahlverwandtſchaften' vor."

„Wenn man es recht bedenkt", ſagte ich, „ſo entſteht

doch ein Gedicht immer ohne Titel und ist ohne Titel das, was es ist, so daß man also glauben sollte, der Titel gehöre gar nicht zur Sache." — „Er gehört auch nicht dazu", sagte Goethe; „die alten Gedichte hatten gar keine Titel, es ist dies ein Gebrauch der Neueren, von denen auch die Gedichte der Alten erst in einer späteren Zeit Titel erhalten haben. Doch dieser Gebrauch ist von der Notwendigkeit herbeigeführt, bei einer ausgebreiteten Literatur die Sachen zu nennen und voneinander zu unterscheiden.

„Hier", sagte Goethe, „haben Sie etwas Neues; lesen Sie!" Mit diesen Worten reichte er mir eine Übersetzung eines serbischen Gedichtes von Herrn Gerhard. Ich las mit großem Vergnügen, denn das Gedicht war sehr schön und die Übersetzung so einfach und klar, daß man im Anschauen des Gegenstandes nie gestört wurde. Das Gedicht führte den Titel ‚Die Gefängnisschlüssel'. Ich sage hier nichts von dem Gang der Handlung; der Schluß indes kam mir abgerissen und ein wenig unbefriedigend vor.

„Das ist", sagte Goethe, „eben das Schöne; denn dadurch läßt es einen Stachel im Herzen zurück, und die Phantasie des Lesers ist angeregt, sich selbst alle Möglichkeiten auszubilden, die nun folgen können. Der Schluß hinterläßt den Stoff zu einem ganzen Trauerspiele, allein er ist von der Art, wie schon vieles dagewesen ist. Dagegen das im Gedicht Dargestellte ist das eigentlich Neue und Schöne, und der Dichter verfuhr sehr weise, daß er nur dieses ausbildete und das andere dem Leser überließ. Ich teilte das Gedicht gern in ‚Kunst und Altertum' mit, allein es ist zu lang; dagegen habe ich mir diese drei gereimten von Gerhard ausgebeten, die ich im

nächsten Heft werde abdrucken lassen. Was sagen Sie zu diesem? Hören Sie."

Goethe las nun zuerst das Lied vom Alten, der ein junges Mädchen liebt, sodann das Trinklied der Weiber, und zuletzt das energische ‚Tanz' uns vor, Theodor'. Jedes las er in einem andern Tone und andern Schwunge, vortrefflich, so daß man nicht leicht etwas Vollkommneres hören konnte.

Wir mußten Herrn Gerhard loben, daß er die jedesmaligen Versarten und Refrains durchaus glücklich und im Charakter gewählt und alles leicht und vollkommen ausgeführt hatte, so daß man nicht wußte, wie er es hätte besser machen sollen. „Da sieht man", sagte Goethe, „was bei einem solchen Talent wie Gerhard die große technische Übung tut. Und dann kommt ihm zugute, daß er kein eigentlich gelehrtes Metier, sondern ein solches treibt, das ihn täglich aufs praktische Leben weist. Auch hat er die vielen Reisen in England und andern Ländern gemacht, wodurch er denn bei seinem auf das Reale gehenden Sinn über unsere gelehrten jungen Dichter manche Avantagen hat. Wenn er sich immer an gute Überlieferungen hält und nur diese bearbeitet, so wird er nicht leicht etwas Schlechtes machen. Alle eigenen Erfindungen dagegen erfordern sehr viel und sind eine schwere Sache."

Hieran knüpften sich manche Betrachtungen über die Produktionen unserer neuesten jungen Dichter, und es ward bemerkt, daß fast keiner von ihnen mit einer guten Prosa aufgetreten.

„Die Sache ist sehr einfach", sagte Goethe. „Um Prosa zu schreiben, muß man etwas zu sagen haben; wer aber nichts zu sagen hat, der kann doch Verse und

Reime machen, wo denn ein Wort das andere gibt und zuletzt etwas herauskommt, das zwar nichts iſt, aber doch ausſieht, als wäre es was."

Mittwoch, den 31. Januar 1827.

Bei Goethe zu Tiſch. „In dieſen Tagen, ſeit ich Sie nicht geſehen", ſagte er, „habe ich vieles und mancherlei geleſen, beſonders auch einen chineſiſchen Roman, der mich noch beſchäftigt und der mir im hohen Grade merkwürdig erſcheint." — „Chineſiſchen Roman?" ſagte ich. „Der muß wohl recht fremdartig ausſehen." — „Nicht ſo ſehr, als man glauben ſollte", ſagte Goethe. „Die Menſchen denken, handeln und empfinden faſt ebenſo wie wir, und man fühlt ſich ſehr bald als ihresgleichen, nur daß bei ihnen alles klarer, reinlicher und ſittlicher zugeht. Es iſt bei ihnen alles verſtändig, bürgerlich, ohne große Leidenſchaft und poetiſchen Schwung und hat dadurch viele Ähnlichkeit mit meinem ‚Hermann und Dorothea' ſowie mit den engliſchen Romanen des Richardſon. Es unterſcheidet ſich aber wieder dadurch, daß bei ihnen die äußere Natur neben den menſchlichen Figuren immer mitlebt. Die Goldfiſche in den Teichen hört man immer plätſchern, die Vögel auf den Zweigen ſingen immerfort, der Tag iſt immer heiter und ſonnig, die Nacht immer klar; vom Mond iſt viel die Rede, allein er verändert die Landſchaft nicht, ſein Schein iſt ſo helle gedacht wie der Tag ſelber. Und das Innere der Häuſer ſo nett und zierlich wie ihre Bilder. Z. B.: ‚Ich hörte die lieblichen Mädchen lachen, und als ich ſie zu Geſichte bekam, ſaßen ſie auf feinen Rohrſtühlen'. Da haben Sie gleich die allerliebſte Situation, denn Rohrſtühle kann man ſich gar nicht ohne die größte Leichtigkeit

und Zierlichkeit denken. Und nun eine Unzahl von Legenden, die immer in der Erzählung nebenher gehen und gleichsam sprichwörtlich angewendet werden. Z. B. von einem Mädchen, das so leicht und zierlich von Füßen war, daß sie auf einer Blume balancieren konnte, ohne die Blume zu knicken. Und von einem jungen Manne, der sich so sittlich und brav hielt, daß er in seinem dreißigsten Jahre die Ehre hatte, mit dem Kaiser zu reden. Und ferner von Liebespaaren, die in einem langen Umgange sich so enthaltsam bewiesen, daß, als sie einst genötigt waren, eine Nacht in einem Zimmer miteinander zuzubringen, sie in Gesprächen die Stunden durchwachten, ohne sich zu berühren. Und so unzählige von Legenden, die alle auf das Sittliche und Schickliche gehen. Aber eben durch diese strenge Mäßigung in allem hat sich denn auch das chinesische Reich seit Jahrtausenden erhalten und wird dadurch ferner bestehen.

„Einen höchst merkwürdigen Gegensatz zu diesem chinesischen Roman", fuhr Goethe fort, „habe ich an den Liedern von Béranger, denen fast allen ein unsittlicher, liederlicher Stoff zum Grunde liegt und die mir im hohen Grade zuwider sein würden, wenn nicht ein so großes Talent wie Béranger die Gegenstände behandelt hätte, wodurch sie denn erträglich, ja sogar anmutig werden. Aber sagen Sie selbst, ist es nicht höchst merkwürdig, daß die Stoffe des chinesischen Dichters so durchaus sittlich, und diejenigen des jetzigen ersten Dichters von Frankreich ganz das Gegenteil sind?"

„Ein solches Talent wie Béranger", sagte ich, „würde an sittlichen Stoffen nichts zu tun finden." — „Sie haben recht", sagte Goethe, „eben an den Verkehrtheiten der Zeit offenbart und entwickelt Béranger seine bessere

Natur." — „Aber", sagte ich, „ist denn dieser chinesische Roman vielleicht einer ihrer vorzüglichsten?" — „Keineswegs", sagte Goethe; „die Chinesen haben deren zu Tausenden und hatten ihrer schon, als unsere Vorfahren noch in den Wäldern lebten.

„Ich sehe immer mehr", fuhr Goethe fort, „daß die Poesie ein Gemeingut der Menschheit ist, und daß sie überall und zu allen Zeiten in Hunderten und aber Hunderten von Menschen hervortritt. Einer macht es ein wenig besser als der andere und schwimmt ein wenig länger oben als der andere, das ist alles. Der Herr von Matthisson muß daher nicht denken, er wäre es, und ich muß nicht denken, ich wäre es, sondern jeder muß sich eben sagen, daß es mit der poetischen Gabe keine so seltene Sache sei, und daß niemand eben besondere Ursache habe, sich viel darauf einzubilden, wenn er ein gutes Gedicht macht. Aber freilich, wenn wir Deutschen nicht aus dem engen Kreise unserer eigenen Umgebung hinausblicken, so kommen wir gar zu leicht in diesen pedantischen Dünkel. Ich sehe mich daher gerne bei fremden Nationen um und rate jedem, es auch seinerseits zu tun. Nationalliteratur will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Weltliteratur ist an der Zeit, und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen. Aber auch bei solcher Schätzung des Ausländischen dürfen wir nicht bei etwas Besonderem haften bleiben und dieses für musterhaft ansehen wollen. Wir müssen nicht denken, das Chinesische wäre es, oder das Serbische, oder Calderon, oder die Nibelungen; sondern im Bedürfnis von etwas Musterhaftem müssen wir immer zu den alten Griechen zurückgehen, in deren Werken stets der schöne Mensch dargestellt ist. Alles übrige müssen wir nur

historisch betrachten und das Gute, so weit es gehen will, uns daraus aneignen."

Ich freute mich, Goethe in einer Folge über einen so wichtigen Gegenstand reden zu hören. Das Geklingel vorbeifahrender Schlitten lockte uns zum Fenster, denn wir erwarteten, daß der große Zug, der diesen Morgen nach Belvedere vorbeiging, wieder zurückkommen würde. Goethe setzte indes seine lehrreichen Äußerungen fort. Von Alexander Manzoni war die Rede, und er erzählte mir, daß Graf Reinhard Herrn Manzoni vor nicht langer Zeit in Paris gesehen, wo er als ein junger Autor von Namen in der Gesellschaft wohl aufgenommen gewesen sei, und daß er jetzt wieder in der Nähe von Mailand auf seinem Landgute mit einer jungen Familie und seiner Mutter glücklich lebe.

„Manzoni", fuhr Goethe fort, „fehlt weiter nichts, als daß er selbst nicht weiß, welch ein guter Poet er ist und welche Rechte ihm als solchem zustehen. Er hat gar zu viel Respekt vor der Geschichte und fügt aus diesem Grunde seinen Stücken immer gern einige Auseinandersetzungen hinzu, in denen er nachweist, wie treu er den Einzelheiten der Geschichte geblieben. Nun mögen seine Fakta historisch sein, aber seine Charaktere sind es doch nicht, so wenig es mein Thoas und meine Iphigenia sind. Kein Dichter hat je die historischen Charaktere gekannt, die er darstellte; hätte er sie aber gekannt, so hätte er sie schwerlich so gebrauchen können. Der Dichter muß wissen, welche Wirkungen er hervorbringen will, und danach die Natur seiner Charaktere einrichten. Hätte ich den ‚Egmont' so machen wollen, wie ihn die Geschichte meldet, als Vater von einem Dutzend Kinder, so würde sein leichtsinniges Handeln sehr absurd erschienen sein.

Ich mußte alſo einen andern Egmont haben, wie er beſſer mit ſeinen Handlungen und meinen dichteriſchen Abſichten in Harmonie ſtände; und dies iſt, wie Klärchen ſagt, mein Egmont.

„Und wozu wären denn die Poeten, wenn ſie bloß die Geſchichte eines Hiſtorikers wiederholen wollten! Der Dichter muß weiter gehen und uns womöglich etwas Höheres und Beſſeres geben. Die Charaktere des Sophokles tragen alle etwas von der hohen Seele des großen Dichters, ſowie Charaktere des Shakeſpeare von der ſeinigen. Und ſo iſt es recht, und ſo ſoll man es machen. Ja Shakeſpeare geht noch weiter und macht ſeine Römer zu Engländern, und zwar wieder mit Recht, denn ſonſt hätte ihn ſeine Nation nicht verſtanden.

„Darin", fuhr Goethe fort, „waren nun wieder die Griechen ſo groß, daß ſie weniger auf die Treue eines hiſtoriſchen Faktums gingen, als darauf, wie es der Dichter behandelte. Zum Glück haben wir jetzt an den ‚Philokteten' ein herrliches Beiſpiel, welches Sujet alle drei großen Tragiker behandelt haben, und Sophokles zuletzt und am beſten. Dieſes Dichters treffliches Stück iſt glücklicherweiſe ganz auf uns gekommen; dagegen von den ‚Philokteten' des Äſchylus und Euripides hat man Bruchſtücke aufgefunden, aus denen hinreichend zu ſehen iſt, wie ſie ihren Gegenſtand behandelt haben. Wollte es meine Zeit mir erlauben, ſo würde ich dieſe Stücke reſtaurieren, ſowie ich es mit dem ‚Phaethon' des Euripides getan, und es ſollte mir keine unangenehme und unnütze Arbeit ſein.

„Bei dieſem Sujet war die Aufgabe ganz einfach: nämlich den Philoktet nebſt dem Bogen von der Inſel Lemnos zu holen. Aber die Art, wie dieſes geſchieht, das war nun die Sache der Dichter, und darin konnte jeder

die Kraft seiner Erfindung zeigen und einer es dem andern zuvortun. Der Ulyß soll ihn holen; aber soll er vom Philoktet erkannt werden oder nicht, und wodurch soll er unkenntlich sein? Soll der Ulyß allein gehen, oder soll er Begleiter haben, und wer soll ihn begleiten? Beim Äschylus ist der Gefährte unbekannt, beim Euripides ist es der Diomed, beim Sophokles der Sohn des Achill. Ferner, in welchem Zustande soll man den Philoktet finden? Soll die Insel bewohnt sein oder nicht, und wenn bewohnt, soll sich eine mitleidige Seele seiner angenommen haben oder nicht? Und so hundert andere Dinge, die alle in der Willkür der Dichter lagen und in deren Wahl oder Nichtwahl der eine vor dem andern seine höhere Weisheit zeigen konnte. Hierin liegt's. Und so sollten es die jetzigen Dichter auch machen, und nicht immer fragen, ob ein Sujet schon behandelt worden oder nicht, wo sie denn immer in Süden und Norden nach unerhörten Begebenheiten suchen, die oft barbarisch genug sind, und die dann auch bloß als Begebenheiten wirken. Aber freilich ein einfaches Sujet durch eine meisterhafte Behandlung zu etwas zu machen, erfordert Geist und großes Talent, und daran fehlt es."

Vorbeifahrende Schlitten zogen uns wieder ans Fenster; der erwartete Zug von Belvedere war es aber wieder nicht. Wir sprachen und scherzten unbedeutende Dinge hin und her; dann fragte ich Goethe, wie es mit der Novelle stehe.

„Ich habe sie dieser Tage ruhen lassen", sagte er, „aber eins muß doch noch in der Exposition geschehen. Der Löwe nämlich muß brüllen, wenn die Fürstin an der Bude vorbeireitet; wobei ich denn einige gute Reflexionen über die Furchtbarkeit des gewaltigen Tieres anstellen lassen kann."

„Dieſer Gedanke iſt ſehr glücklich", ſagte ich, „denn dadurch entſteht eine Expoſition, die nicht allein an ſich, an ihrer Stelle, gut und notwendig iſt, ſondern wodurch auch alles Folgende eine größere Wirkung gewinnt. Bis jetzt erſchien der Löwe faſt zu ſanft, indem er gar keine Spuren von Wildheit zeigte. Dadurch aber, daß er brüllt, läßt er uns wenigſtens ſeine Furchtbarkeit ahnen, und wenn er ſodann ſpäter ſanft der Flöte des Kindes folgt, ſo wird dieſes eine deſto größere Wirkung tun."

„Dieſe Art, zu ändern und zu beſſern", ſagte Goethe, „iſt nun die rechte, wo man ein noch Unvollkommenes durch fortgeſetzte Erfindungen zum Vollendeten ſteigert. Aber ein Gemachtes immer wieder neu zu machen und weiter zu treiben, wie z. B. Walter Scott mit meiner ‚Mignon' getan, die er außer ihren übrigen Eigenheiten noch taubſtumm ſein läßt: dieſe Art, zu ändern, kann ich nicht loben."

Donnerstag Abend, den 1. Februar 1827.

Goethe erzählte mir von einem Beſuch des Kronprinzen von Preußen in Begleitung des Großherzogs. „Auch die Prinzen Karl und Wilhelm von Preußen", ſagte er, „waren dieſen Morgen bei mir. Der Kronprinz blieb mit dem Großherzog gegen drei Stunden, und es kam mancherlei zur Sprache, welches mir von dem Geiſt, Geſchmack, den Kenntniſſen und der Denkweiſe dieſes jungen Fürſten eine hohe Meinung gab."

Goethe hatte einen Band der ‚Farbenlehre' vor ſich liegen. „Ich bin", ſagte er, „Ihnen noch immer eine Antwort wegen des Phänomens der farbigen Schatten ſchuldig. Da dieſes aber vieles vorausſetzt und mit vielem andern zuſammenhängt, ſo will ich Ihnen auch heute

keine aus dem Ganzen herausgerissene Erklärung geben, vielmehr habe ich gedacht, daß es gut sein würde, wenn wir die Abende, die wir zusammenkommen, die ganze ‚Farbenlehre' miteinander durchlesen. Dadurch haben wir immer einen soliden Gegenstand der Unterhaltung, und Sie selbst werden sich die ganze Lehre zu eigen machen, so daß Sie kaum merken, wie Sie dazu kommen. Das Überlieferte fängt bei Ihnen an zu leben und wieder produktiv zu werden, wodurch ich denn voraussehe, daß diese Wissenschaft sehr bald Ihr Eigentum sein wird. Nun lesen Sie den ersten Abschnitt."

Mit diesen Worten legte Goethe mir das aufgeschlagene Buch vor. Ich fühlte mich sehr beglückt durch die gute Absicht, die er mit mir hatte. Ich las von den physiologischen Farben die ersten Paragraphen.

„Sie sehen", sagte Goethe, „es ist nichts außer uns, was nicht zugleich in uns wäre, und wie die äußere Welt ihre Farben hat, so hat sie auch das Auge. Da es nun bei dieser Wissenschaft ganz vorzüglich auf scharfe Sonderung des Objektiven vom Subjektiven ankommt, so habe ich billig mit den Farben, die dem Auge gehören, den Anfang gemacht, damit wir bei allen Wahrnehmungen immer wohl unterscheiden, ob die Farbe auch wirklich außer uns existiere, oder ob es eine bloße Scheinfarbe sei, die sich das Auge selbst erzeugt hat. Ich denke also, daß ich den Vortrag dieser Wissenschaft beim rechten Ende angefaßt habe, indem ich zunächst das Organ berichtige, durch welches alle Wahrnehmungen und Beobachtungen geschehen müssen."

Ich las weiter bis zu den interessanten Paragraphen von den geforderten Farben, wo gelehrt wird, daß das Auge das Bedürfnis des Wechsels habe, indem es nie

gerne bei derſelbigen Farbe verweile, ſondern ſogleich eine andere fordere, und zwar ſo lebhaft, daß es ſich ſolche ſelbſt erzeuge, wenn es ſie nicht wirklich vorfinde.

Dieſes brachte ein großes Geſetz zur Sprache, das durch die ganze Natur geht und worauf alles Leben und alle Freude des Lebens beruht. „Es iſt dieſes“, ſagte Goethe, „nicht allein mit allen andern Sinnen ſo, ſondern auch mit unſerm höheren geiſtigen Weſen; aber weil das Auge ein ſo vorzüglicher Sinn iſt, ſo tritt dieſes Geſetz des geforderten Wechſels ſo auffallend bei den Farben hervor und wird uns bei ihnen ſo vor allen deutlich bewußt. Wir haben Tänze, die uns im hohen Grade wohlgefallen, weil Dur und Moll in ihnen wechſelt, wogegen aber Tänze aus bloßem Dur oder bloßem Moll ſogleich ermüden.“

„Dasſelbe Geſetz“, ſagte ich, „ſcheint einem guten Stil zum Grunde zu liegen, bei welchem wir gerne einen Klang vermeiden, der ſoeben gehört wurde. Auch beim Theater wäre mit dieſem Geſetz viel zu machen, wenn man es gut anzuwenden wüßte. Stücke, beſonders Trauerſpiele, in denen ein einziger Ton ohne Wechſel durchgeht, haben etwas Läſtiges und Ermüdendes, und wenn nun das Orcheſter bei einem traurigen Stück auch in den Zwiſchenakten traurige, niederſchlagende Muſik hören läßt, ſo wird man von einem unerträglichen Gefühl gepeinigt, dem man gerne auf alle Weiſe entfliehen möchte.“

„Vielleicht“, ſagte Goethe, „beruhen auch die eingeflochtenen heiteren Szenen in den Shakeſpeareſchen Trauerſpielen auf dieſem Geſetz des geforderten Wechſels; allein auf die höhere Tragödie der Griechen ſcheint es nicht anwendbar, vielmehr geht bei dieſer ein gewiſſer Grundton durch das Ganze.“

„Die griechiſche Tragödie", ſagte ich, „iſt auch nicht von ſolcher Länge, daß ſie bei einem durchgehenden gleichen Ton ermüden könnte; und dann wechſeln auch Chöre und Dialog, und der erhabene Sinn iſt von ſolcher Art, daß er nicht läſtig werden kann, indem immer eine gewiſſe tüchtige Realität zum Grunde liegt, die ſtets heiterer Natur iſt."

„Sie mögen recht haben", ſagte Goethe, „und es wäre wohl der Mühe wert, zu unterſuchen, inwiefern auch die griechiſche Tragödie dem allgemeinen Geſetz des geforderten Wechſels unterworfen iſt. Aber Sie ſehen, wie alles aneinanderhängt, und wie ſogar ein Geſetz der Farbenlehre auf eine Unterſuchung der griechiſchen Tragödie führen kann. Nur muß man ſich hüten, es mit einem ſolchen Geſetz zu weit treiben und es als Grundlage für vieles andere machen zu wollen; vielmehr geht man ſicherer, wenn man es immer nur als ein Analogon, als ein Beiſpiel gebraucht und anwendet."

Wir ſprachen über die Art, wie Goethe ſeine Farbenlehre vorgetragen, daß er nämlich dabei alles aus großen Urgeſetzen abgeleitet und die einzelnen Erſcheinungen immer darauf zurückgeführt habe, woraus denn das Faßliche und ein großer Gewinn für den Geiſt hervorgehe.

„Dieſes mag ſein", ſagte Goethe, „und Sie mögen mich deshalb loben; aber dieſe Methode erfordert denn auch Schüler, die nicht in der Zerſtreuung leben und die fähig ſind, die Sache wieder im Grunde aufzufaſſen. Es ſind einige recht hübſche Leute in meiner Farbenlehre heraufgekommen, allein das Unglück iſt, ſie bleiben nicht auf geradem Wege, ſondern ehe ich es mir verſehe, weichen ſie ab und gehen einer Idee nach, ſtatt das Objekt immer gehörig im Auge zu behalten. Aber ein guter

Kopf, dem es zugleich um die Wahrheit zu tun wäre, könnte noch immer viel leisten."

Wir sprachen von Professoren, die, nachdem das Bessere gefunden, immer noch die Newtonsche Lehre vortragen. „Dies ist nicht zu verwundern", sagte Goethe; „solche Leute gehen im Irrtum fort, weil sie ihm ihre Existenz verdanken. Sie müßten umlernen, und das wäre eine sehr unbequeme Sache." — „Aber", sagte ich, „wie können ihre Experimente die Wahrheit beweisen, da der Grund ihrer Lehre falsch ist?" — „Sie beweisen auch die Wahrheit nicht", sagte Goethe, „und das ist auch keineswegs ihre Absicht, sondern es liegt ihnen bloß daran, ihre Meinung zu beweisen. Deshalb verbergen sie auch alle solche Experimente, wodurch die Wahrheit an den Tag kommen und die Unhaltbarkeit ihrer Lehre sich darlegen könnte.

„Und dann, um von den Schülern zu reden, welchem von ihnen wäre es denn um die Wahrheit zu tun? Das sind auch Leute wie andere und völlig zufrieden, wenn sie über die Sache empirisch mitschwatzen können. Das ist alles. Die Menschen sind überhaupt eigener Natur; sobald ein See zugefroren ist, sind sie gleich zu Hunderten darauf und amüsieren sich auf der glatten Oberfläche: aber wem fällt es ein, zu untersuchen, wie tief er ist und welche Arten von Fischen unter dem Eise hin- und herschwimmen? Niebuhr hat jetzt einen Handelstraktat zwischen Rom und Karthago entdeckt aus einer sehr frühen Zeit, woraus es erwiesen ist, daß alle Geschichten des Livius vom frühen Zustande des römischen Volks nichts als Fabeln sind, indem aus jenem Traktat ersichtlich, daß Rom schon sehr früh in einem weit höheren Zustande der Kultur sich befunden, als aus dem Livius

hervorgeht. Aber wenn Sie nun glauben, daß dieser entdeckte Traktat in der bisherigen Lehrart der römischen Geschichte eine große Reform hervorbringen werde, so sind Sie im Irrtum. Denken Sie nur immer an den gefrorenen See: so sind die Leute, ich habe sie kennen gelernt, so sind sie und nicht anders."

„Aber doch", sagte ich, „kann es Ihnen nicht gereuen, daß Sie die ‚Farbenlehre' geschrieben; denn nicht allein daß Sie dadurch ein festes Gebäude dieser trefflichen Wissenschaft gegründet, sondern Sie haben auch darin ein Muster wissenschaftlicher Behandlung aufgestellt, woran man sich bei Behandlung ähnlicher Gegenstände immer halten kann."

„Es gereut mich auch keineswegs", sagte Goethe, „obgleich ich die Mühe eines halben Lebens hineingesteckt habe. Ich hätte vielleicht ein halb Dutzend Trauerspiele mehr geschrieben, das ist alles, und dazu werden sich noch Leute genug nach mir finden.

„Aber Sie haben recht, ich denke auch, die Behandlung wäre gut; es ist Methode darin. In derselbigen Art habe ich auch eine Tonlehre geschrieben, sowie auch meine ‚Metamorphose der Pflanzen' auf derselbigen Anschauungs- und Ableitungsweise beruht.

„Mit meiner ‚Metamorphose der Pflanzen' ging es mir eigen; ich kam dazu wie Herschel zu seinen Entdeckungen. Herschel nämlich war so arm, daß er sich kein Fernrohr anschaffen konnte, sondern daß er genötigt war, sich selber eins zu machen. Aber dies war sein Glück; denn dieses selbstfabrizierte war besser als alle anderen, und er machte damit seine großen Entdeckungen. In die Botanik war ich auf empirischem Wege hereingekommen. Nun weiß ich noch recht gut, daß mir bei der Bildung der Ge-

schlechter die Lehre zu weitläufig wurde, als daß ich den Mut hatte, sie zu fassen. Das trieb mich an, der Sache auf eigenem Wege nachzuspüren und dasjenige zu finden, was allen Pflanzen ohne Unterschied gemein wäre, und so entdeckte ich das Gesetz der Metamorphose.

„Der Botanik nun im einzelnen weiter nachzugehen, liegt gar nicht in meinem Wege, das überlasse ich anderen, die es mir auch darin weit zuvortun. Mir lag bloß daran, die einzelnen Erscheinungen auf ein allgemeines Grundgesetz zurückzuführen.

„So auch hat die Mineralogie nur in einer doppelten Hinsicht Interesse für mich gehabt: zunächst nämlich ihres großen praktischen Nutzens wegen, und dann, um darin ein Dokument über die Bildung der Urwelt zu finden, wozu die Wernersche Lehre Hoffnung machte. Seit man nun aber nach des trefflichen Mannes Tode in dieser Wissenschaft das Oberste zu unterst kehrt, gehe ich in diesem Fache öffentlich nicht weiter mit, sondern halte mich im stillen in meiner Überzeugung fort.

„In der ‚Farbenlehre' steht mir nun noch die Entwickelung des Regenbogens bevor, woran ich zunächst gehen werde. Es ist dieses eine äußerst schwierige Aufgabe, die ich jedoch zu lösen hoffe. Es ist mir aus diesem Grunde lieb, jetzt mit Ihnen die ‚Farbenlehre' wieder durchzugehen, wodurch sich denn, zumal bei Ihrem Interesse für die Sache, alles wieder anfrischt.

„Ich habe mich", fuhr Goethe fort, „in den Naturwissenschaften ziemlich nach allen Seiten hin versucht; jedoch gingen meine Richtungen immer nur auf solche Gegenstände, die mich irdisch umgaben und die unmittelbar durch die Sinne wahrgenommen werden konnten; weshalb ich mich denn auch nie mit Astronomie beschäftigt

habe, weil hierbei die Sinne nicht mehr ausreichen, sondern weil man hier schon zu Instrumenten, Berechnungen und Mechanik seine Zuflucht nehmen muß, die ein eigenes Leben erfordern und die nicht meine Sache waren.

„Wenn ich aber in denen Gegenständen, die in meinem Wege lagen, etwas geleistet, so kam mir dabei zugute, daß mein Leben in eine Zeit fiel, die an großen Entdeckungen in der Natur reicher war als irgend eine andere. Schon als Kind begegnete mir Franklins Lehre von der Elektrizität, welches Gesetz er damals soeben gefunden hatte. Und so folgte durch mein ganzes Leben, bis zu dieser Stunde, eine große Entdeckung der andern; wodurch ich denn nicht allein früh auf die Natur hingeleitet, sondern auch später immerfort in der bedeutendsten Anregung erhalten wurde.

„Jetzt werden Vorschritte getan, auch auf den Wegen, die ich einleitete, wie ich sie nicht ahnen konnte, und es ist mir wie einem, der der Morgenröte entgegengeht und über den Glanz der Sonne erstaunt, wenn diese hervorleuchtet."

Unter den Deutschen nannte Goethe bei dieser Gelegenheit die Namen Carus, D'Alton, Meyer in Königsberg mit Bewunderung.

„Wenn nur die Menschen", fuhr Goethe fort, „das Rechte, nachdem es gefunden, nicht wieder umkehrten und verdüsterten, so wäre ich zufrieden; denn es täte der Menschheit ein Positives not, das man ihr von Generation zu Generation überlieferte, und es wäre doch gut, wenn das Positive zugleich das Rechte und Wahre wäre. In dieser Hinsicht sollte es mich freuen, wenn man in den Naturwissenschaften aufs Reine käme und sodann

im Rechten beharrte, und nicht wieder tranſzendierte, nachdem im Faßlichen alles getan worden. Aber die Menſchen können keine Ruhe halten, und ehe man es ſich verſieht, iſt die Verwirrung wieder oben auf.

„So rütteln ſie jetzt an den fünf Büchern Moſes, und wenn die vernichtende Kritik irgend ſchädlich iſt, ſo iſt ſie es in Religionsſachen; denn hierbei beruht alles auf dem Glauben, zu welchem man nicht zurückkehren kann, wenn man ihn einmal verloren hat.

„In der Poeſie iſt die vernichtende Kritik nicht ſo ſchädlich. Wolf hat den Homer zerſtört, doch dem Gedicht hat er nichts anhaben können; denn dieſes Gedicht hat die Wunderkraft wie die Helden Walhallas, die ſich des Morgens in Stücke hauen und mittags ſich wieder mit heilen Gliedern zu Tiſche ſetzen.“

Goethe war in der beſten Laune, und ich war glücklich, ihn abermals über ſo bedeutende Dinge reden zu hören. „Wir wollen uns nur“, ſagte er, „im ſtillen auf dem rechten Wege forthalten und die übrigen gehen laſſen; das iſt das Beſte.“

Mittwoch, den 7. Februar 1827.

Goethe ſchalt heute auf gewiſſe Kritiker, die nicht mit Leſſing zufrieden und an ihn ungehörige Forderungen machen.

„Wenn man“, ſagte er, „die Stücke von Leſſing mit denen der Alten vergleicht und ſie ſchlecht und miſerabel findet, was ſoll man da ſagen! Bedauert doch den außerordentlichen Menſchen, daß er in einer ſo erbärmlichen Zeit leben mußte, die ihm keine beſſeren Stoffe gab, als in ſeinen Stücken verarbeitet ſind! Bedauert ihn doch, daß er in ſeiner ‚Minna von Barnhelm‘ an den Händeln

der Sachsen und Preußen teilnehmen mußte, weil er nichts Besseres fand! Auch daß er immerfort polemisch wirkte und wirken mußte, lag in der Schlechtigkeit seiner Zeit. In der ‚Emilia Galotti' hatte er seine Piquen auf die Fürsten, im ‚Nathan' auf die Pfaffen."

Freitag, den 16. Februar 1827.

Ich erzählte Goethen, daß ich in diesen Tagen Winckelmanns Schrift ‚Über die Nachahmung griechischer Kunstwerke' gelesen, wobei ich gestand, daß es mir oft vorgekommen, als sei Winckelmann damals noch nicht völlig klar über seine Gegenstände gewesen.

„Sie haben allerdings recht", sagte Goethe, „man trifft ihn mitunter in einem gewissen Tasten; allein, was das Große ist, sein Tasten weist immer auf etwas hin; er ist dem Kolumbus ähnlich, als er die Neue Welt zwar noch nicht entdeckt hatte, aber sie doch schon ahnungsvoll im Sinne trug. Man lernt nichts, wenn man ihn liest, aber man wird etwas.

„Meyer ist nun weiter geschritten und hat die Kenntnis der Kunst auf ihren Gipfel gebracht. Seine ‚Kunstgeschichte' ist ein ewiges Werk; allein er wäre das nicht geworden, wenn er sich nicht in der Jugend an Winckelmann hinaufgebildet hätte und auf dessen Wege fortgegangen wäre. Da sieht man abermals, was ein großer Vorgänger tut, und was es heißt, wenn man sich diesen gehörig zunutze macht."

Mittwoch, den 21. Februar 1827.

Bei Goethe zu Tisch. Er sprach viel und mit Bewunderung über Alexander von Humboldt, dessen Werk über Cuba und Kolumbien er zu lesen angefangen, und

dessen Ansichten über das Projekt eines Durchstiches der Landenge von Panama für ihn ein ganz besonderes Interesse zu haben schienen. „Humboldt", sagte Goethe, „hat mit großer Sachkenntnis noch andere Punkte angegeben, wo man mit Benutzung einiger in den Mexikanischen Meerbusen fließenden Ströme vielleicht noch vorteilhafter zum Ziele käme als bei Panama. Dies ist nun alles der Zukunft und einem großen Unternehmungsgeiste vorbehalten. So viel ist aber gewiß, gelänge ein Durchstich der Art, daß man mit Schiffen von jeder Ladung und jeder Größe durch solchen Kanal aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean fahren könnte, so würden daraus für die ganze zivilisierte und nichtzivilisierte Menschheit ganz unberechenbare Resultate hervorgehen. Wundern sollte es mich aber, wenn die Vereinigten Staaten es sich sollten entgehen lassen, ein solches Werk in ihre Hände zu bekommen. Es ist vorauszusehen, daß dieser jugendliche Staat, bei seiner entschiedenen Tendenz nach Westen, in dreißig bis vierzig Jahren auch die großen Landstrecken jenseit der Felsengebirge in Besitz genommen und bevölkert haben wird. Es ist ferner vorauszusehen, daß an dieser ganzen Küste des Stillen Ozeans, wo die Natur bereits die geräumigsten und sichersten Häfen gebildet hat, nach und nach sehr bedeutende Handelsstädte entstehen werden, zur Vermittelung eines großen Verkehrs zwischen China nebst Ostindien und den Vereinigten Staaten. In solchem Fall wäre es aber nicht bloß wünschenswert, sondern fast notwendig, daß sowohl Handels- als Kriegsschiffe zwischen der nordamerikanischen westlichen und östlichen Küste eine raschere Verbindung unterhielten, als es bisher durch die langweilige, widerwärtige und kostspielige Fahrt

um das Kap Horn möglich gewesen. Ich wiederhole also: es ist für die Vereinigten Staaten durchaus unerläßlich, daß sie sich eine Durchfahrt aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean bewerkstelligen, und ich bin gewiß, daß sie es erreichen.

„Dieses möchte ich erleben; aber ich werde es nicht. Zweitens möchte ich erleben, eine Verbindung der Donau mit dem Rhein hergestellt zu sehen. Aber dieses Unternehmen ist gleichfalls so riesenhaft, daß ich an der Ausführung zweifle, zumal in Erwägung unserer deutschen Mittel. Und endlich drittens möchte ich die Engländer im Besitz eines Kanals von Suez sehen. Diese drei großen Dinge möchte ich erleben, und es wäre wohl der Mühe wert, ihnen zuliebe es noch einige fünfzig Jahre auszuhalten."

Donnerstag, den 1. März 1827.

Bei Goethe zu Tisch. Er erzählte mir, daß er eine Sendung vom Grafen Sternberg und Zauper erhalten, die ihm Freude mache. Sodann verhandelten wir viel über die Farbenlehre, über die subjektiven prismatischen Versuche, und über die Gesetze, nach denen der Regenbogen sich bildet. Er freute sich über meine fortwährend sich vergrößernde Teilnahme an diesen schwierigen Gegenständen.

Mittwoch, den 21. März 1827.

Goethe zeigte mir ein Büchelchen von Hinrichs über das Wesen der antiken Tragödie. „Ich habe es mit großem Interesse gelesen", sagte er. „Hinrichs hat besonders den ‚Ödip' und die ‚Antigone' von Sophokles als Grundlage genommen, um daran seine Ansichten zu

entwickeln. Es iſt ſehr merkwürdig, und ich will es Ihnen mitgeben, damit Sie es auch leſen und wir darüber ſprechen können. Ich bin nun keineswegs ſeiner Meinung; aber es iſt im hohen Grade lehrreich, zu ſehen, wie ein ſo durch und durch philoſophiſch gebildeter Menſch von dem eigentümlichen Standpunkt ſeiner Schule aus ein dichteriſches Kunſtwerk anſieht. Ich will heute nichts weiter ſagen, um Ihnen nicht vorzugreifen. Leſen Sie nur, und Sie werden ſehen, daß man dabei zu allerlei Gedanken kommt."

Mittwoch, den 28. März 1827.

Ich brachte Goethen das Buch von Hinrichs zurück, das ich indes eifrig geleſen. Auch hatte ich ſämtliche Stücke des Sophokles abermals durchgenommen, um im vollkommenen Beſitz des Gegenſtandes zu ſein.

„Nun", ſagte Goethe, „wie haben Sie ihn gefunden? Nicht wahr, er geht den Dingen zu Leibe."

„Ganz wunderlich", ſagte ich, „geht es mir mit dieſem Buche. Es hat keins ſo viele Gedanken in mir angeregt, als dieſes, und doch bin ich mit keinem ſo oft in Widerſpruch geraten, als gerade mit dieſem."

„Das iſt's eben!" ſagte Goethe. Das Gleiche läßt uns in Ruhe; aber der Widerſpruch iſt es, der uns produktiv macht."

„Seine Intentionen", ſagte ich, „ſind mir im hohen Grade reſpektabel erſchienen; auch haftet er keineswegs an der Oberfläche der Dinge. Allein er verliert ſich oft ſo ſehr im Feinen und Innerlichen der Verhältniſſe, und zwar auf ſo ſubjektive Weiſe, daß er darüber die wahre Anſchauung des Gegenſtandes im einzelnen wie die Überſicht des Ganzen verliert, und man in den Fall

kommt, ſich und den Gegenſtänden Gewalt antun zu müſſen, um ſo zu denken wie er. Auch iſt es mir oft vorgekommen, als wären meine Organe zu grob, um die ungewöhnliche Subtilität ſeiner Unterſcheidungen aufzufaſſen."

„Wären Sie philoſophiſch präpariert wie er", ſagte Goethe, „ſo würde es beſſer gehen. Wenn ich aber ehrlich ſagen ſoll, ſo tut es mir leid, daß ein ohne Zweifel kräftig geborener Menſch von der norddeutſchen Seeküſte wie Hinrichs durch die Hegelſche Philoſophie ſo zugerichtet worden, daß ein unbefangenes natürliches Anſchauen und Denken bei ihm ausgetrieben, und eine künſtliche und ſchwerfällige Art und Weiſe ſowohl des Denkens wie des Ausdrucks ihm nach und nach angebildet worden, ſo daß wir in ſeinem Buche auf Stellen geraten, wo unſer Verſtand durchaus ſtillſteht und man nicht mehr weiß, was man lieſt."

„Das iſt mir nicht beſſer gegangen", ſagte ich. „Doch habe ich mich gefreut, auch auf Stellen zu ſtoßen, die mir durchaus menſchlich und klar erſchienen ſind, wie z. B. ſeine Relation der Fabel des ‚Ödip'."

„Hierbei", ſagte Goethe, „mußte er ſich freilich ſcharf an der Sache halten. Es gibt aber in ſeinem Buche nicht wenige Stellen, bei denen der Gedanke nicht rückt und fortſchreitet und wobei ſich die dunkle Sprache immer auf demſelbigen Fleck und immer in demſelbigen Kreiſe bewegt, völlig ſo wie das Einmaleins der Hexe in meinem ‚Fauſt'. Geben Sie mir doch einmal das Buch. Von ſeiner ſechſten Vorleſung, über den Chor, habe ich ſoviel wie gar nichts verſtanden. Was ſagen Sie z. B. zu dieſem, welches nahe am Ende ſteht:

„‚Dieſe Wirklichkeit (nämlich des Volkslebens) iſt als

die wahre Bedeutung derſelben deshalb auch allein nur ihre wahrhafte Wirklichkeit, die zugleich als ſich ſelber die Wahrheit und Gewißheit, darum die allgemein geiſtige Gewißheit ausmacht, welche Gewißheit zugleich die verſöhnende Gewißheit des Chors iſt, ſo daß allein in dieſer Gewißheit, die ſich als das Reſultat der geſamten Bewegung der tragiſchen Handlung erwieſen, der Chor erſt wahrhaft dem allgemeinen Volksbewußtſein gemäß ſich verhält und als ſolcher nicht bloß das Volk mehr vorſtellt, ſondern an und für ſich dasſelbe ſeiner Gewißheit nach iſt.'"

„Ich dächte, wir hätten genug! Was ſollen erſt die Engländer und Franzoſen von der Sprache unſerer Philoſophen denken, wenn wir Deutſchen ſie ſelber nicht verſtehen."

„Und trotz alledem", ſagte ich, „ſind wir darüber einig, daß dem Buch ein edles Wollen zugrunde liege, und daß es die Eigenſchaft habe, Gedanken zu erregen."

„Seine Idee von Familie und Staat", ſagte Goethe, „und daraus hervorgehen könnenden tragiſchen Konflikten iſt allerdings gut und fruchtbar; doch kann ich nicht zugeben, daß ſie für die tragiſche Kunſt die beſte oder gar die einzig richtige ſei.

„Freilich leben wir alle in Familien und im Staat, und es trifft uns nicht leicht ein tragiſches Schickſal, das uns nicht als Glieder von beiden träfe. Doch können wir auch ganz gut tragiſche Perſonen ſein, und wären wir bloße Familien- oder wären wir bloße Staatsglieder. Denn es kommt im Grunde bloß auf den Konflikt an, der keine Auflöſung zuläßt, und dieſer kann entſtehen aus dem Widerſpruch welcher Verhältniſſe er wolle, wenn er nur einen echten Naturgrund hinter ſich hat und

nur ein echt tragiſcher iſt. So geht der Ajas zugrunde an dem Dämon verletzten Ehrgefühls, und der Herkules an dem Dämon liebender Eiferſucht. In beiden Fällen iſt nicht der geringſte Konflikt von Familienpietät und Staatstugend vorhanden, welches doch nach Hinrichs die Elemente der griechiſchen Tragödie ſein ſollen."

„Man ſieht deutlich", ſagte ich, „daß er bei dieſer Theorie bloß die ‚Antigone' im Sinne hatte. Auch ſcheint er bloß den Charakter und die Handlungsweiſe dieſer Heldin vor Augen gehabt zu haben, als er die Behauptung hinſtellte, daß die Familienpietät am reinſten im Weibe erſcheine und am allerreinſten in der Schweſter, und daß die Schweſter nur den Bruder ganz rein und geſchlechtslos lieben könne."

„Ich dächte", erwiderte Goethe, „daß die Liebe von Schweſter zur Schweſter noch reiner und geſchlechtsloſer wäre! Wir müßten denn nicht wiſſen, daß unzählige Fälle vorgekommen ſind, wo zwiſchen Schweſter und Bruder, bekannter- und unbekannterweiſe, die ſinnlichſte Neigung ſtattgefunden.

„Überhaupt", fuhr Goethe fort, „werden Sie bemerkt haben, daß Hinrichs bei Betrachtung der griechiſchen Tragödie ganz von der Idee ausgeht, und daß er ſich auch den Sophokles als einen ſolchen denkt, der bei Erfindung und Anordnung ſeiner Stücke gleichfalls von einer Idee ausging und danach ſeine Charaktere und deren Geſchlecht und Stand beſtimmte. Sophokles ging aber bei ſeinen Stücken keineswegs von einer Idee aus, vielmehr ergriff er irgend eine längſt fertige Sage ſeines Volkes, worin bereits eine gute Idee vorhanden, und dachte nur darauf, dieſe für das Theater ſo gut und wirkſam als möglich darzuſtellen. Den Ajas wollen die

Atreiden auch nicht beerdigen laſſen; aber ſo wie in der ‚Antigone‘ die Schweſter für den Bruder ſtrebt, ſo ſtrebt im ‚Ajas‘ der Bruder für den Bruder. Daß ſich des unbeerdigten Polyneikes die Schweſter und des gefallenen Ajas der Bruder annimmt, iſt zufällig und gehört nicht der Erfindung des Dichters, ſondern der Überlieferung, welcher der Dichter folgte und folgen mußte.“

„Auch was er über die Handlungsweiſe des Kreon ſagt“, verſetzte ich, „ſcheint ebenſowenig Stich zu halten. Er ſucht durchzuführen, daß dieſer bei dem Verbot der Beerdigung des Polyneikes aus reiner Staatstugend handle; und da nun Kreon nicht bloß ein Mann, ſondern auch ein Fürſt iſt, ſo ſtellt er den Satz auf, daß, da der Mann die tragiſche Macht des Staates vorſtelle, dieſes kein anderer ſein könne als derjenige, welcher die Perſönlichkeit des Staates ſelber ſei, nämlich der Fürſt, und daß von allen Perſonen der Mann als Fürſt diejenige Perſon ſei, welche die ſittlichſte Staatstugend übe.“

„Das ſind Behauptungen“, erwiderte Goethe mit einigem Lächeln, „an die wohl niemand glauben wird. Kreon handelt auch keineswegs aus Staatstugend, ſondern aus Haß gegen den Toten. Wenn Polyneikes ſein väterliches Erbteil, woraus man ihn gewaltſam vertrieben, wieder zu erobern ſuchte, ſo lag darin keineswegs ein ſo unerhörtes Vergehen gegen den Staat, daß ſein Tod nicht genug geweſen wäre, und daß es noch der Beſtrafung des unſchuldigen Leichnams bedurft hätte.

„Man ſollte überhaupt nie eine Handlungsweiſe eine Staatstugend nennen, die gegen die Tugend im allgemeinen geht. Wenn Kreon den Polyneikes zu beerdigen verbietet und durch den verweſenden Leichnam nicht bloß die Luft verpeſtet, ſondern auch Urſache iſt, daß Hunde und Raub-

vögel die abgerissenen Stücke des Toten umherschleppen und damit sogar die Altäre besudeln, so ist eine solche Menschen und Götter beleidigende Handlungsweise keineswegs eine Staatstugend, sondern vielmehr ein Staatsverbrechen. Auch hat er das ganze Stück gegen sich: er hat die Ältesten des Staats, welche den Chor bilden, gegen sich; er hat das Volk im allgemeinen gegen sich; er hat den Teiresias gegen sich; er hat seine eigene Familie gegen sich. Er aber hört nicht, sondern frevelt eigensinnig fort, bis er alle die Seinigen zugrunde gerichtet hat und er selber am Ende nur noch ein Schatten ist."

„Und doch", sagte ich, „wenn man ihn reden hört, so sollte man glauben, daß er einiges Recht habe."

„Das ist's eben", erwiderte Goethe, „worin Sophokles ein Meister ist, und worin überhaupt das Leben des Dramatischen besteht. Seine Charaktere besitzen alle eine solche Redegabe und wissen die Motive ihrer Handlungsweise so überzeugend darzulegen, daß der Zuhörer fast immer auf der Seite dessen ist, der zuletzt gesprochen hat.

„Man sieht, er hat in seiner Jugend eine sehr tüchtige rhetorische Bildung genossen, wodurch er denn geübt worden, alle in einer Sache liegenden Gründe und Scheingründe aufzusuchen. Doch verleitete ihn diese seine große Fähigkeit auch zu Fehlern, indem er mitunter in den Fall kam, zu weit zu gehen.

„So kommt in der ‚Antigone' eine Stelle vor, die mir immer als ein Flecken erscheint, und worum ich vieles geben möchte, wenn ein tüchtiger Philologe uns bewiese, sie wäre eingeschoben und unecht.

„Nachdem nämlich die Heldin im Laufe des Stückes die herrlichsten Gründe für ihre Handlung ausgesprochen und den Edelmut der reinsten Seele entwickelt hat, bringt

ſie zuletzt, als ſie zum Tode geht, ein Motiv vor, das ganz ſchlecht iſt und faſt ans Komiſche ſtreift.

„Sie ſagt, daß ſie das, was ſie für ihren Bruder getan, wenn ſie Mutter geweſen wäre, nicht für ihre geſtorbenen Kinder und nicht für ihren geſtorbenen Gatten getan haben würde. Denn, ſagt ſie, wäre mir ein Gatte geſtorben, ſo hätte ich einen andern genommen, und wären mir Kinder geſtorben, ſo hätte ich mir von dem neuen Gatten andere Kinder zeugen laſſen. Allein mit meinem Bruder iſt es ein anderes. Einen Bruder kann ich nicht wiederbekommen, denn, da mein Vater und meine Mutter tot ſind, ſo iſt niemand da, der ihn zeugen könnte.

„Dies iſt wenigſtens der nackte Sinn dieſer Stelle, die nach meinem Gefühl in dem Munde einer zum Tode gehenden Heldin die tragiſche Stimmung ſtört, und die mir überhaupt ſehr geſucht und gar zu ſehr als ein dialektiſches Kalkül erſcheint. Wie geſagt, ich möchte ſehr gerne, daß ein guter Philologe uns bewieſe, die Stelle ſei unecht.“

Wir ſprachen darauf über Sophokles weiter, und daß er bei ſeinen Stücken weniger eine ſittliche Tendenz vor Augen gehabt, als eine tüchtige Behandlung ſeines jedesmaligen Gegenſtandes, beſonders mit Rückſicht auf theatraliſche Wirkung.

„Ich habe nichts dawider“, ſagte Goethe, „daß ein dramatiſcher Dichter eine ſittliche Wirkung vor Augen habe; allein wenn es ſich darum handelt, ſeinen Gegenſtand klar und wirkſam vor den Augen des Zuſchauers vorüberzuführen, ſo können ihm dabei ſeine ſittlichen Endzwecke wenig helfen, und er muß vielmehr ein großes Vermögen der Darſtellung und Kenntnis der Bretter beſitzen, um

zu wiſſen, was zu tun und zu laſſen. Liegt im Gegenſtande eine ſittliche Wirkung, ſo wird ſie auch hervorgehen, und hätte der Dichter weiter nichts im Auge als ſeines Gegenſtandes wirkſame und kunſtgemäße Behandlung. Hat ein Poet den hohen Gehalt der Seele wie Sophokles, ſo wird ſeine Wirkung immer ſittlich ſein, er mag ſich ſtellen wie er wolle. Übrigens kannte er die Bretter und verſtand ſein Metier wie einer."

„Wie ſehr er das Theater kannte", verſetzte ich, „und wie ſehr er eine theatraliſche Wirkung im Auge hatte, ſieht man an ſeinem ‚Philoktet' und der großen Ähnlichkeit, die dieſes Stück in der Anordnung und dem Gange der Handlung mit dem ‚Ödip in Kolonos' hat.

„In beiden Stücken ſehen wir den Helden in einem hilfloſen Zuſtande, beide alt und an körperlichen Gebrechen leidend. Der Ödip hat als Stütze die führende Tochter zur Seite, der Philoktet den Bogen. Nun geht die Ähnlichkeit weiter. Beide hat man in ihrem Leiden verſtoßen; aber nachdem das Orakel über beide ausgeſagt, daß nur mit ihrer Hilfe der Sieg erlangt werden könne, ſo ſucht man beider wieder habhaft zu werden. Zum Philoktet kommt der Odyſſeus, zum Ödip der Kreon. Beide beginnen ihre Reden mit Liſt und ſüßen Worten; als aber dieſe nichts fruchten, ſo brauchen ſie Gewalt, und wir ſehen den Philoktet des Bogens und den Ödip der Tochter beraubt."

„Solche Gewalttätigkeiten", ſagte Goethe, „gaben Anlaß zu trefflichen Wechſelreden, und ſolche hilfloſe Zuſtände erregten die Gemüter des hörenden und ſchauenden Volkes, weshalb denn ſolche Situationen vom Dichter, dem es um Wirkung auf ſein Publikum zu tun war, gern herbeigeführt wurden. Um dieſe Wirkung beim Ödip

zu verſtärken, läßt ihn Sophokles als ſchwachen Greis auftreten, da er doch allen Umſtänden nach noch ein Mann in ſeiner beſten Blüte ſein mußte. Aber in ſo rüſtigem Alter konnte ihn der Dichter in dieſem Stück nicht gebrauchen, er hätte keine Wirkung getan, und er machte ihn daher zu einem ſchwachen, hilfsbedürftigen Greiſe.“

„Die Ähnlichkeit mit dem Philoktet“, fuhr ich fort, „geht weiter. Beide Helden des Stückes ſind nicht handelnd, ſondern *duldend*. Dagegen hat jeder dieſer paſſiven Helden der handelnden Figuren zwei gegen ſich: der Ödip den Kreon und Polyneikes, der Philoktet den Neoptolemos und Odyß. Und zwei ſolcher gegenwirkenden Figuren waren nötig, um den Gegenſtand von allen Seiten zur Sprache zu bringen, und um auch für das Stück ſelbſt die gehörige Fülle und Körperlichkeit zu gewinnen.“

„Sie könnten noch hinzufügen“, nahm Goethe das Wort, „daß beide Stücke auch darin Ähnlichkeit haben, daß wir in beiden die höchſt wirkſame Situation eines freudigen Wechſels ſehen, indem dem einen Helden in ſeiner Troſtloſigkeit die geliebte Tochter, und dem andern der nicht weniger geliebte Bogen zurückgegeben wird.

„Auch ſind die verſöhnenden Ausgänge beider Stücke ſich ähnlich, indem beide Helden aus ihren Leiden Erlöſung erlangen: der Ödip, indem er ſelig entrückt wird, der Philoktet aber, indem wir durch Götterſpruch ſeine Heilung vor Ilion durch den Äskulap vorausſehen.

„Wenn wir übrigens“, fuhr Goethe fort, „für unſere modernen Zwecke lernen wollen, uns auf dem Theater zu benehmen, ſo wäre Molière der Mann, an den wir uns zu wenden hätten.

„Kennen Sie seinen ‚Malade imaginaire'? Es ist darin eine Szene, die mir, so oft ich das Stück lese, immer als Symbol einer vollkommenen Bretterkenntnis erscheint. Ich meine die Szene, wo der eingebildete Kranke seine kleine Tochter Louison befragt, ob nicht in dem Zimmer ihrer älteren Schwester ein junger Mann gewesen.

„Nun hätte ein anderer, der das Metier nicht so gut verstand wie Molière, die kleine Louison das Faktum sogleich ganz einfach erzählen lassen, und es wäre getan gewesen.

„Was bringt aber Molière durch allerlei retardierende Motive in diese Examination für Leben und Wirkung, indem er die kleine Louison zuerst tun läßt, als verstehe sie ihren Vater nicht; dann leugnet, daß sie etwas wisse; dann, von der Rute bedroht, wie tot hinfällt; dann, als der Vater in Verzweiflung ausbricht, aus ihrer fingierten Ohnmacht wieder schelmisch-heiter aufspringt, und zuletzt nach und nach alles gesteht.

„Diese meine Andeutung gibt Ihnen von dem Leben jenes Auftrittes nur den allermagersten Begriff; aber lesen Sie die Szene selbst und durchdringen Sie sich von ihrem theatralischen Werte, und Sie werden gestehen, daß darin mehr praktische Lehre enthalten als in sämtlichen Theorien.

„Ich kenne und liebe Molière", fuhr Goethe fort, „seit meiner Jugend und habe während meines ganzen Lebens von ihm gelernt. Ich unterlasse nicht, jährlich von ihm einige Stücke zu lesen, um mich immer im Verkehr des Vortrefflichen zu erhalten. Es ist nicht bloß das vollendete künstlerische Verfahren, was mich an ihm entzückt, sondern vorzüglich auch das liebenswürdige Naturell, das hochgebildete Innere des Dichters. Es ist in ihm eine

Grazie und ein Takt für das Schickliche und ein Ton des feinen Umgangs, wie es seine angeborene schöne Natur nur im täglichen Verkehr mit den vorzüglichsten Menschen seines Jahrhunderts erreichen konnte. Von Menander kenne ich nur die wenigen Bruchstücke, aber diese geben mir von ihm gleichfalls eine so hohe Idee, daß ich diesen großen Griechen für den einzigen Menschen halte, der mit Molière wäre zu vergleichen gewesen."

„Ich bin glücklich", erwiderte ich, „Sie so gut über Molière reden zu hören. Das klingt freilich ein wenig anders als Herr von Schlegel! Ich habe noch in diesen Tagen in seinen ‚Vorlesungen über dramatische Poesie' mit großem Widerwillen verschluckt, was er über Molière sagt. Er behandelt ihn, wie Sie wissen, ganz von oben herab, als einen gemeinen Possenreißer, der die gute Gesellschaft nur aus der Ferne gesehen und dessen Gewerbe es gewesen, zur Ergötzung seines Herrn allerlei Schwänke zu erfinden. In solchen niedrig-lustigen Schwänken sei er noch am glücklichsten gewesen, doch habe er das Beste gestohlen. Zu der höheren Gattung des Lustspiels habe er sich zwingen müssen, und es sei ihm nie damit gelungen."

„Einem Menschen wie Schlegel", erwiderte Goethe, „ist freilich eine so tüchtige Natur wie Molière ein wahrer Dorn im Auge; er fühlt, daß er von ihm keine Ader hat, er kann ihn nicht ausstehen. Der ‚Misanthrop', den ich, als eins meiner liebsten Stücke in der Welt, immer wieder lese, ist ihm zuwider; den ‚Tartufe' lobt er gezwungenerweise ein bißchen, aber er setzt ihn sogleich wieder herab, soviel er nur kann. Daß Molière die Affektationen gelehrter Frauen lächerlich macht, kann Schlegel ihm nicht verzeihen; er fühlt wahrscheinlich, wie

einer meiner Freunde bemerkte, daß er ihn ſelbſt lächerlich gemacht haben würde, wenn er mit ihm gelebt hätte.

„Es iſt nicht zu leugnen“, fuhr Goethe fort, „Schlegel weiß unendlich viel, und man erſchrickt faſt über ſeine außerordentlichen Kenntniſſe und ſeine große Beleſenheit. Allein damit iſt es nicht getan. Alle Gelehrſamkeit iſt noch kein Urteil. Seine Kritik iſt durchaus einſeitig, indem er faſt bei allen Theaterſtücken bloß das Skelett der Fabel und Anordnung vor Augen hat und immer nur kleine Ähnlichkeiten mit großen Vorgängern nachweiſt, ohne ſich im mindeſten darum zu bekümmern, was der Autor uns von anmutigem Leben und Bildung einer hohen Seele entgegenbringt. Was helfen aber alle Künſte des Talents, wenn aus einem Theaterſtücke uns nicht eine liebenswürdige oder große Perſönlichkeit des Autors entgegenkommt, dieſes Einzige, was in die Kultur des Volkes übergeht!

„In der Art und Weiſe, wie Schlegel das franzöſiſche Theater behandelt, finde ich das Rezept zu einem ſchlechten Rezenſenten, dem jedes Organ für die Verehrung des Vortrefflichen mangelt, und der über eine tüchtige Natur und einen großen Charakter hingeht als wäre es Spreu und Stoppel.“

„Den Shakeſpeare und Calderon dagegen“, verſetzte ich, „behandelt er gerecht und ſogar mit entſchiedener Neigung.“

„Beide“, erwiderte Goethe, „ſind freilich der Art, daß man über ſie nicht Gutes genug ſagen kann, wiewohl ich mich auch nicht wundern würde, wenn Schlegel ſie gleichfalls ganz ſchmählich herabgeſetzt hätte. So iſt er auch gegen Äſchylus und Sophokles gerecht, allein dies ſcheint nicht ſowohl zu geſchehen, weil er von ihrem ganz außer-

ordentlichen Werte lebendig durchdrungen wäre, als weil es bei den Philologen herkömmlich ist, beide sehr hoch zu stellen. Denn im Grunde reicht doch Schlegels eigenes Persönchen nicht hin, so hohe Naturen zu begreifen und gehörig zu schätzen. Wäre dies, so müßte er auch gegen Euripides gerecht sein und auch gegen diesen ganz anders zu Werke gehen, als er getan. Von diesem weiß er aber, daß die Philologen ihn nicht eben sonderlich hoch halten, und er verspürt daher kein geringes Behagen, daß es ihm, auf so große Autorität hin, vergönnt ist, über diesen großen Alten ganz schändlich herzufallen und ihn zu schulmeistern wie er kann.

„Ich habe nichts dawider, daß Euripides seine Fehler habe; allein er war von Sophokles und Äschylus doch immerhin ein sehr ehrenwerter Mitstreiter. Wenn er nicht den hohen Ernst und die strenge Kunstvollendung seiner beiden Vorgänger besaß und dagegen als Theaterdichter die Dinge ein wenig läßlicher und menschlicher traktierte, so kannte er wahrscheinlich seine Athenienser hinreichend, um zu wissen, daß der von ihm angestimmte Ton für seine Zeitgenossen eben der rechte sei. Ein Dichter aber, den Sokrates seinen Freund nannte, den Aristoteles hochstellte, den Menander bewunderte und um den Sophokles und die Stadt Athen bei der Nachricht von seinem Tode Trauerkleider anlegte, mußte doch wohl in der Tat etwas sein. Wenn ein moderner Mensch wie Schlegel an einem so großen Alten Fehler zu rügen hätte, so sollte es billig nicht anders geschehen als auf den Knien."

Sonntag, den 1. April 1827.

Abends bei Goethe. Ich sprach mit ihm über die gestrige Vorstellung seiner ‚Iphigenie', worin Herr Krüger

vom königlichen Theater zu Berlin den Oreſt ſpielte, und zwar zu großem Beifall.

„Das Stück“, ſagte Goethe, „hat ſeine Schwierigkeiten. Es iſt reich an innerem Leben, aber arm an äußerem. Daß aber das innere Leben hervorgekehrt werde, darin liegt's. Es iſt voll der wirkſamſten Mittel, die aus den mannigfaltigſten Greueln hervorwachſen, die dem Stücke zugrunde liegen. Das gedruckte Wort iſt freilich nur ein matter Widerſchein von dem Leben, das in mir bei der Erfindung rege war. Aber der Schauſpieler muß uns zu dieſer erſten Glut, die den Dichter ſeinem Sujet gegenüber beſeelte, wieder zurückbringen. Wir wollen von der Meerluft friſch angewehte, kraftvolle Griechen und Helden ſehen, die, von mannigfaltigen Übeln und Gefahren geängſtigt und bedrängt, ſtark herausreden, was ihnen das Herz im Buſen gebietet; aber wir wollen keine ſchwächlich empfindenden Schauſpieler, die ihre Rollen nur ſo obenhin auswendig gelernt haben, am wenigſten aber ſolche, die ihre Rollen nicht einmal können.

„Ich muß geſtehen, es hat mir noch nie gelingen wollen, eine vollendete Aufführung meiner ‚Iphigenie‘ zu erleben. Das war auch die Urſache, warum ich geſtern nicht hineinging. Denn ich leide entſetzlich, wenn ich mich mit dieſen Geſpenſtern herumſchlagen muß, die nicht ſo zur Erſcheinung kommen, wie ſie ſollten.“

„Mit dem Oreſt, wie Herr Krüger ihn gab“, ſagte ich, „würden Sie wahrſcheinlich zufrieden geweſen ſein. Sein Spiel hatte eine Deutlichkeit, daß nichts begreiflicher, nichts faßlicher war als ſeine Rolle. Es drang ſich alles ein, und ich werde ſeine Bewegungen und Worte nicht vergeſſen.

„Dasjenige, was in dieſer Rolle der exaltierten An-

ſchauung, der Viſion gehört, trat durch ſeine körperlichen Bewegungen und den veränderten abwechſelnden Ton ſeiner Stimme ſo aus ſeinem Innern heraus, daß man es mit leiblichen Augen zu ſehen glaubte. Beim Anblick dieſes Oreſt hätte Schiller die Furien ſicher nicht vermißt; ſie waren hinter ihm her, ſie waren um ihn herum.

„Die bedeutende Stelle, wo Oreſt, aus ſeiner Ermattung erwachend, ſich in die Unterwelt verſetzt glaubt, gelang zu hohem Erſtaunen. Man ſah die Reihen der Ahnherren in Geſprächen wandeln, man ſah Oreſt ſich ihnen geſellen, ſie befragen und ſich an ſie anſchließen. Man fühlte ſich ſelbſt verſetzt und in die Mitte dieſer Seligen mit aufgenommen: ſo rein und tief war die Empfindung des Künſtlers und ſo groß ſein Vermögen, das Unfaßlichſte uns vor die Augen zu bringen."

„Ihr ſeid doch noch Leute, auf die ſich wirken läßt!" erwiderte Goethe lachend. „Aber fahren Sie fort und ſagen Sie weiter. Er ſcheint alſo wirklich gut geweſen zu ſein und ſeine körperlichen Mittel von Bedeutung?"

„Sein Organ", ſagte ich, „war rein und wohltönend, auch viel geübt und dadurch der höchſten Biegſamkeit und Mannigfaltigkeit fähig. Phyſiſche Kraft und körperliche Gewandtheit ſtanden ihm ſodann bei Ausführung aller Schwierigkeiten zur Seite; es ſchien, daß er es ſein Leben lang an der mannigfaltigſten körperlichen Ausbildung und Übung nicht hatte fehlen laſſen."

„Ein Schauſpieler", ſagte Goethe, „ſollte eigentlich auch bei einem Bildhauer und Maler in die Lehre gehen. So iſt ihm, um einen griechiſchen Helden darzuſtellen, durchaus nötig, daß er die auf uns gekommenen antiken Bildwerke wohl ſtudiert und ſich die ungeſuchte Grazie ihres Sitzens, Stehens und Gehens wohl eingeprägt habe.

„Auch iſt es mit dem Körperlichen noch nicht getan. Er muß auch durch ein fleißiges Studium der beſten alten und neuen Schriftſteller ſeinem Geiſte eine große Ausbildung geben, welches ihm denn nicht bloß zum Verſtändnis ſeiner Rolle zugute kommen, ſondern auch ſeinem ganzen Weſen und ſeiner ganzen Haltung einen höheren Anſtrich geben wird. Doch erzählen Sie weiter! Was war denn noch ſonſt Gutes an ihm zu bemerken?"

„Es ſchien mir", ſagte ich, „als habe ihm eine große Liebe für ſeinen Gegenſtand beigewohnt. Er hatte durch ein emſiges Studium ſich alles Einzelne klar gemacht, ſo daß er in ſeinem Helden mit großer Freiheit lebte und webte, und nichts übrig blieb, was nicht durchaus wäre das Seinige geworden. Hieraus entſtand denn ein richtiger Ausdruck und eine richtige Betonung jedes einzelnen Wortes, und eine ſolche Sicherheit, daß für ihn der Souffleur eine ganz überflüſſige Perſon war."

„Das freut mich", ſagte Goethe, „und ſo iſt es recht. Nichts iſt ſchrecklicher, als wenn die Schauſpieler nicht Herr ihrer Rolle ſind und bei jedem neuen Satze nach dem Souffleur horchen müſſen, wodurch ihr Spiel ſogleich null iſt und ſogleich ohne alle Kraft und Leben. Wenn bei einem Stück wie meine ‚Iphigenie' die Schauſpieler in ihren Rollen nicht durchaus feſt ſind, ſo iſt es beſſer, die Aufführung zu unterlaſſen. Denn das Stück kann bloß Erfolg haben, wenn alles ſicher, raſch und lebendig geht.

„Nun, nun, es iſt mir lieb, daß es mit Krügern ſo gut abgelaufen. Zelter hatte ihn mir empfohlen und es wäre mir fatal geweſen, wenn es mit ihm nicht ſo gut gegangen wäre, wie es iſt. Ich werde ihm auch meinerſeits einen kleinen Spaß machen und ihm ein hübſch ein-

gebundenes Exemplar der ‚Iphigenie‘ zum Andenken verehren mit einigen eingeschriebenen Versen in bezug auf sein Spiel.“

Das Gespräch lenkte sich auf die ‚Antigone‘ von Sophokles, auf die darin waltende hohe Sittlichkeit und endlich auf die Frage: wie das Sittliche in die Welt gekommen.

„Durch Gott selber“, erwiderte Goethe, „wie alles andere Gute. Es ist kein Produkt menschlicher Reflexion, sondern es ist angeschaffene und angeborene schöne Natur. Es ist mehr oder weniger den Menschen im allgemeinen angeschaffen, im hohen Grade aber einzelnen ganz vorzüglich begabten Gemütern. Diese haben durch große Taten oder Lehren ihr göttliches Innere offenbart, welches sodann durch die Schönheit seiner Erscheinung die Liebe der Menschen ergriff und zur Verehrung und Nacheiferung gewaltig fortzog.

„Der Wert des Sittlich-Schönen und Guten aber konnte durch Erfahrung und Weisheit zum Bewußtsein gelangen, indem das Schlechte sich in seinen Folgen als ein solches erwies, welches das Glück des Einzelnen wie des Ganzen zerstörte, dagegen das Edle und Rechte als ein solches, welches das besondere und allgemeine Glück herbeiführte und befestigte. So konnte das Sittlich-Schöne zur Lehre werden und sich als ein Ausgesprochenes über ganze Völkerschaften verbreiten.“

„Ich las neulich irgendwo die Meinung ausgesprochen“, versetzte ich, „die griechische Tragödie habe sich die Schönheit des Sittlichen zum besondern Gegenstand gemacht.“

„Nicht sowohl das Sittliche“, erwiderte Goethe, „als das Rein-Menschliche in seinem ganzen Umfange, besonders aber in den Richtungen, wo es, mit einer rohen Macht und Satzung in Konflikt geratend, tragischer Natur werden

konnte. In dieſer Region lag denn freilich auch das Sittliche, als ein Hauptteil der menſchlichen Natur.

„Das Sittliche der ‚Antigone‘ iſt übrigens nicht von Sophokles erfunden, ſondern es lag im Sujet, welches aber Sophokles um ſo lieber wählen mochte, als es neben der ſittlichen Schönheit ſo viel Dramatiſch-Wirkſames in ſich hatte.“

Goethe ſprach ſodann über den Charakter des Kreon und der Ismene und über die Notwendigkeit dieſer beiden Figuren zur Entwickelung der ſchönen Seele der Heldin.

„Alles Edle“, ſagte er, „iſt an ſich ſtiller Natur und ſcheint zu ſchlafen, bis es durch Widerſpruch geweckt und herausgefordert wird. Ein ſolcher Widerſpruch iſt Kreon, welcher teils der Antigone wegen da iſt, damit ſich ihre edle Natur und das Recht, was auf ihrer Seite liegt, an ihm hervorkehre, teils aber um ſein ſelbſt willen, damit ſein unſeliger Irrtum uns als ein Haſſenswürdiges erſcheine.

„Da aber Sophokles uns das hohe Innere ſeiner Heldin auch vor der Tat zeigen wollte, ſo mußte noch ein anderer Widerſpruch da ſein, woran ſich ihr Charakter entwickeln konnte, und das iſt die Schweſter Ismene. In dieſer hat der Dichter uns nebenbei ein ſchönes Maß des Gewöhnlichen gegeben, woran uns die ein ſolches Maß weit überſteigende Höhe der Antigone deſto auffallender ſichtbar wird.“

Das Geſpräch wendete ſich auf dramatiſche Schriftſteller im allgemeinen, und welche bedeutende Wirkung auf die große Maſſe des Volkes von ihnen ausgehe und ausgehen könne.

„Ein großer dramatiſcher Dichter“, ſagte Goethe, „wenn er zugleich produktiv iſt und ihm eine mächtige edle

Gesinnung beiwohnt, die alle seine Werke durchdringt, kann erreichen, daß die Seele seiner Stücke zur Seele des Volkes wird. Ich dächte, das wäre etwas, das wohl der Mühe wert wäre. Von Corneille ging eine Wirkung aus, die fähig war, Heldenseelen zu bilden. Das war etwas für Napoleon, der ein Heldenvolk nötig hatte; weshalb er denn von Corneille sagte, daß, wenn er noch lebte, er ihn zum Fürsten machen würde. Ein dramatischer Dichter, der seine Bestimmung kennt, soll daher unablässig an seiner höheren Entwickelung arbeiten, damit die Wirkung, die von ihm auf das Volk ausgeht, eine wohltätige und edle sei.

„Man studiere nicht die Mitgeborenen und Mitstrebenden, sondern große Menschen der Vorzeit, deren Werke seit Jahrhunderten gleichen Wert und gleiches Ansehen behalten haben. Ein wirklich hochbegabter Mensch wird das Bedürfnis dazu ohnedies in sich fühlen, und gerade dieses Bedürfnis des Umgangs mit großen Vorgängern ist das Zeichen einer höheren Anlage. Man studiere Molière, man studiere Shakespeare, aber vor allen Dingen die alten Griechen und immer die Griechen."

„Für hochbegabte Naturen", bemerkte ich, „mag das Studium der Schriften des Altertums allerdings ganz unschätzbar sein; allein im allgemeinen scheint es auf den persönlichen Charakter wenig Einfluß auszuüben. Wenn das wäre, so müßten ja alle Philologen und Theologen die vortrefflichsten Menschen sein. Dies ist aber keineswegs der Fall, und es sind solche Kenner der griechischen und lateinischen Schriften des Altertums eben tüchtige Leute oder auch arme Wichte, je nach den guten oder schlechten Eigenschaften, die Gott in ihre Natur gelegt oder die sie von Vater und Mutter mitbrachten."

„Dagegen iſt nichts zu erinnern", erwiderte Goethe; „aber damit iſt durchaus nicht geſagt, daß das Studium der Schriften des Altertums für die Bildung eines Charakters überall ohne Wirkung wäre. Ein Lump bleibt freilich ein Lump, und eine kleinliche Natur wird durch einen ſelbſt täglichen Verkehr mit der Großheit antiker Geſinnung um keinen Zoll größer werden. Allein ein edler Menſch, in deſſen Seele Gott die Fähigkeit künftiger Charaktergröße und Geiſteshoheit gelegt, wird durch die Bekanntſchaft und den vertraulichen Umgang mit den erhabenen Naturen griechiſcher und römiſcher Vorzeit ſich auf das herrlichſte entwickeln und mit jedem Tage zuſehends zu ähnlicher Größe heranwachſen."

Mittwoch, den 11. April 1827.

Ich ging dieſen Mittag um ein Uhr zu Goethe, der mich vor Tiſch zu einer Spazierfahrt hatte einladen laſſen. Wir fuhren die Straße nach Erfurt. Das Wetter war ſehr ſchön, die Kornfelder zu beiden Seiten des Weges erquickten das Auge mit dem lebhafteſten Grün; Goethe ſchien in ſeinen Empfindungen heiter und jung wie der beginnende Lenz, in ſeinen Worten aber alt an Weisheit.

„Ich ſage immer und wiederhole es", begann er, „die Welt könnte nicht beſtehen, wenn ſie nicht ſo einfach wäre. Dieſer elende Boden wird nun ſchon tauſend Jahre bebaut, und ſeine Kräfte ſind immer dieſelbigen. Ein wenig Regen, ein wenig Sonne, und es wird jeden Frühling wieder grün, und ſo fort." Ich fand auf dieſe Worte nichts zu erwidern und hinzuzuſetzen. Goethe ließ ſeine Blicke über die grünenden Felder ſchweifen, ſodann aber, wieder zu mir gewendet, fuhr er über andere Dinge folgendermaßen fort:

„Ich habe in dieſen Tagen eine wunderliche Lektüre gehabt, nämlich die ‚Briefe Jacobis und ſeiner Freunde‘. Dies iſt ein höchſt merkwürdiges Buch, und Sie müſſen es leſen, nicht um etwas daraus zu lernen, ſondern um in den Zuſtand damaliger Kultur und Literatur hineinzublicken, von dem man keinen Begriff hat. Man ſieht lauter gewiſſermaßen bedeutende Menſchen, aber keine Spur von gleicher Richtung und gemeinſamem Intereſſe, ſondern jeder rund abgeſchloſſen für ſich und ſeinen eigenen Weg gehend, ohne im geringſten an den Beſtrebungen des andern teilzunehmen. Sie ſind mir vorgekommen wie die Billardkugeln, die auf der grünen Decke blind durcheinander laufen, ohne voneinander zu wiſſen, und die, ſobald ſie ſich berühren, nur deſto weiter auseinanderfahren.“

Ich lachte über das treffende Gleichnis. Ich erkundigte mich nach den korreſpondierenden Perſonen, und Goethe nannte ſie mir, indem er mir über jeden etwas Beſonderes ſagte.

„Jacobi war eigentlich ein geborener Diplomat, ein ſchöner Mann von ſchlankem Wuchs, feinen, vornehmen Weſens, der als Geſandter ganz an ſeinem Platz geweſen wäre. Zum Poeten und Philoſophen fehlte ihm etwas, um beides zu ſein.

„Sein Verhältnis zu mir war eigener Art. Er hatte mich perſönlich lieb, ohne an meinen Beſtrebungen teilzunehmen oder ſie wohl gar zu billigen. Es bedurfte daher der Freundſchaft, um uns aneinander zu halten. Dagegen war mein Verhältnis mit Schiller ſo einzig, weil wir das herrlichſte Bindungsmittel in unſeren gemeinſamen Beſtrebungen fanden und es für uns keiner ſogenannten beſonderen Freundſchaft weiter bedurfte.“

Ich fragte nach Leſſing, ob auch dieſer in den Briefen vorkomme. „Nein“, ſagte Goethe, „aber Herder und Wieland.

„Herdern war es nicht wohl bei dieſen Verbindungen; er ſtand zu hoch, als daß ihm das hohle Weſen auf die Länge nicht hätte läſtig werden ſollen, ſowie auch Hamann dieſe Leute mit überlegenem Geiſte behandelte.

„Wieland, wie immer, erſcheint auch in dieſen Briefen durchaus heiter und wie zu Hauſe. An keiner beſonderen Meinung hängend, war er gewandt genug, um in alles einzugehen. Er war einem Rohre ähnlich, das der Wind der Meinungen hin- und herbewegte, das aber auf ſeinem Wurzelchen immer feſte blieb.

„Mein perſönliches Verhältnis zu Wieland war immer ſehr gut, beſonders in der früheren Zeit, wo er mir allein gehörte. Seine kleinen Erzählungen hat er auf meine Anregung geſchrieben. Als aber Herder nach Weimar kam, wurde Wieland mir ungetreu; Herder nahm ihn mir weg, denn dieſes Mannes perſönliche Anziehungskraft war ſehr groß.“

Der Wagen wendete ſich zum Rückwege. Wir ſahen gegen Oſten vielfaches Regengewölk, das ſich ineinanderſchob. „Dieſe Wolken“, ſagte ich, „ſind doch ſo weit gebildet, daß ſie jeden Augenblick als Regen niederzugehen drohen. Wäre es möglich, daß ſie ſich wieder auflöſten, wenn das Barometer ſtiege?“ — „Ja“, ſagte Goethe, „dieſe Wolken würden ſogleich von oben herein verzehrt und aufgeſponnen werden wie ein Rocken. So ſtark iſt mein Glauben an das Barometer. Ja ich ſage immer und behaupte: wäre in jener Nacht der großen Überſchwemmung von Petersburg das Barometer geſtiegen, die Welle hätte nicht herangekonnt.

„Mein Sohn glaubt beim Wetter an den Einfluß des Mondes, und Sie glauben vielleicht auch daran, und ich verdenke es euch nicht, denn der Mond erscheint als ein zu bedeutendes Gestirn, als daß man ihm nicht eine entschiedene Einwirkung auf unsere Erde zuschreiben sollte; allein die Veränderung des Wetters, der höhere oder tiefere Stand des Barometers rührt nicht vom Mondwechsel her, sondern ist rein tellurisch.

„Ich denke mir die Erde mit ihrem Dunstkreise gleichnisweise als ein großes lebendiges Wesen, das im ewigen Ein- und Ausatmen begriffen ist. Atmet die Erde ein, so zieht sie den Dunstkreis an sich, so daß er in der Nähe ihrer Oberfläche herankommt und sich verdichtet bis zu Wolken und Regen. Diesen Zustand nenne ich die Wasserbejahung; dauerte er über alle Ordnung fort, so würde er die Erde ersäufen. Dies aber gibt sie nicht zu; sie atmet wieder aus und entläßt die Wasserdünste nach oben, wo sie sich in den ganzen Raum der hohen Atmosphäre ausbreiten und sich dergestalt verdünnen, daß nicht allein die Sonne glänzend herdurchgeht, sondern auch sogar die ewige Finsternis des unendlichen Raums als frisches Blau herdurchgesehen wird. Diesen Zustand der Atmosphäre nenne ich die Wasserverneinung. Denn wie bei dem entgegengesetzten nicht allein häufiges Wasser von oben kommt, sondern auch die Feuchtigkeit der Erde nicht verdunsten und abtrocknen will, so kommt dagegen bei diesem Zustand nicht allein keine Feuchtigkeit von oben, sondern auch die Nässe der Erde selbst verfliegt und geht aufwärts, so daß bei einer Dauer über alle Ordnung hinaus die Erde, auch ohne Sonnenschein, zu vertrocknen und zu verdörren Gefahr liefe."

So ſprach Goethe über dieſen wichtigen Gegenſtand, und ich hörte ihm mit großer Aufmerkſamkeit zu.

„Die Sache iſt ſehr einfach“, fuhr er fort, „und ſo am Einfachen, Durchgreifenden halte ich mich und gehe ihm nach, ohne mich durch einzelne Abweichungen irreleiten zu laſſen. Hohes Barometer: Trockenheit, Oſtwind; tiefes Barometer: Näſſe, Weſtwind; dies iſt das herrſchende Geſetz, woran ich mich halte. Weht aber einmal bei hohem Barometer und Oſtwind ein naſſer Nebel her, oder haben wir blauen Himmel bei Weſtwind, ſo kümmert mich dieſes nicht und macht meinen Glauben an das herrſchende Geſetz nicht irre, ſondern ich ſehe daraus bloß, daß auch manches Mitwirkende exiſtiert, dem man nicht ſogleich beikommen kann.

„Ich will Ihnen etwas ſagen, woran Sie ſich im Leben halten mögen. Es gibt in der Natur ein Zugängliches und ein Unzugängliches. Dieſes unterſcheide und bedenke man wohl und habe Reſpekt. Es iſt uns ſchon geholfen, wenn wir es überall nur wiſſen, wiewohl es immer ſehr ſchwer bleibt, zu ſehen, wo das eine aufhört und das andere beginnt. Wer es nicht weiß, quält ſich vielleicht lebenslänglich am Unzugänglichen ab, ohne je der Wahrheit nahe zu kommen. Wer es aber weiß und klug iſt, wird ſich am Zugänglichen halten, und indem er in dieſer Region nach allen Seiten geht und ſich befeſtigt, wird er ſogar auf dieſem Wege dem Unzugänglichen etwas abgewinnen können, wiewohl er hier doch zuletzt geſtehen wird, daß manchen Dingen nur bis zu einem gewiſſen Grade beizukommen iſt und die Natur immer etwas Problematiſches hinter ſich behalte, welches zu ergründen die menſchlichen Fähigkeiten nicht hinreichen.“

Unter dieſen Worten waren wir wieder in die Stadt

hereingefahren. Das Geſpräch lenkte ſich auf unbedeutende Gegenſtände, wobei jene hohen Anſichten noch eine Weile in meinem Innern fortleben konnten.

Wir waren zu früh zurückgekehrt, um ſogleich an Tiſch zu gehen, und Goethe zeigte mir vorher noch eine Landſchaft von Rubens, und zwar einen Sommerabend. Links im Vordergrunde ſah man Feldarbeiter nach Hauſe gehen; in der Mitte des Bildes folgte eine Herde Schafe ihrem Hirten dem Dorfe zu; rechts tiefer im Bilde ſtand ein Heuwagen, um welchen Arbeiter mit Aufladen beſchäftigt waren, abgeſpannte Pferde graſten nebenbei; ſodann abſeits in Wieſen und Gebüſch zerſtreut weideten mehrere Stuten mit ihren Fohlen, denen man anſah, daß ſie auch in der Nacht draußen bleiben würden. Verſchiedene Dörfer und eine Stadt ſchloſſen den hellen Horizont des Bildes, worin man den Begriff von Tätigkeit und Ruhe auf das anmutigſte ausgedrückt fand.

Das Ganze ſchien mir mit ſolcher Wahrheit zuſammenzuhängen und das Einzelne lag mir mit ſolcher Treue vor Augen, daß ich die Meinung äußerte: Rubens habe dieſes Bild wohl ganz nach der Natur abgeſchrieben.

„Keineswegs", ſagte Goethe, „ein ſo vollkommenes Bild iſt niemals in der Natur geſehen worden, ſondern wir verdanken dieſe Kompoſition dem poetiſchen Geiſte des Malers. Aber der große Rubens hatte ein ſo außerordentliches Gedächtnis, daß er die ganze Natur im Kopfe trug und ſie ihm in ihren Einzelheiten immer zu Befehl war. Daher kommt dieſe Wahrheit des Ganzen und Einzelnen, ſo daß wir glauben, alles ſei eine reine Kopie nach der Natur. Jetzt wird eine ſolche Landſchaft gar nicht mehr gemacht, dieſe Art zu empfinden und die Natur zu ſehen iſt ganz verſchwunden, es mangelt unſeren Malern an Poeſie.

„Und dann sind unsere jungen Talente sich selber überlassen, es fehlen die lebendigen Meister, die sie in die Geheimnisse der Kunst einführen. Zwar ist auch von den Toten etwas zu lernen, allein dieses ist, wie es sich zeigt, mehr ein Absehen von Einzelheiten als ein Eindringen in eines Meisters tiefere Art zu denken und zu verfahren."

Frau und Herr von Goethe traten herein, und wir setzten uns zu Tisch. Die Gespräche wechselten über heitere Gegenstände des Tages: Theater, Bälle und Hof, flüchtig hin und her. Bald aber waren wir wieder auf ernstere Dinge geraten, und wir sahen uns in einem Gespräch über Religionslehren in England tief befangen.

„Ihr müßtet, wie ich", sagte Goethe, „seit fünfzig Jahren die Kirchengeschichte studiert haben, um zu begreifen, wie das alles zusammenhängt. Dagegen ist es höchst merkwürdig, mit welchen Lehren die Mohammedaner ihre Erziehung beginnen. Als Grundlage in der Religion befestigen sie ihre Jugend zunächst in der Überzeugung, daß dem Menschen nichts begegnen könne, als was ihm von einer alles leitenden Gottheit längst bestimmt worden; und somit sind sie denn für ihr ganzes Leben ausgerüstet und beruhigt und bedürfen kaum eines Weiteren.

„Ich will nicht untersuchen, was an dieser Lehre Wahres oder Falsches, Nützliches oder Schädliches sein mag, aber im Grunde liegt von diesem Glauben doch etwas in uns allen, auch ohne daß es uns gelehrt worden. Die Kugel, auf der mein Name nicht geschrieben steht, wird mich nicht treffen, sagt der Soldat in der Schlacht; und wie sollte er ohne diese Zuversicht in den dringendsten Gefahren Mut und Heiterkeit behalten! Die Lehre des christ-

lichen Glaubens: Kein Sperling fällt vom Dache ohne den Willen eures Vaters, ist von derselbigen Quelle hervorgegangen und deutet auf eine Vorsehung, die das Kleinste im Auge hält und ohne deren Willen und Zulassen nichts geschehen kann.

„Sodann ihren Unterricht in der Philosophie beginnen die Mohammedaner mit der Lehre, daß nichts existiere, wovon sich nicht das Gegenteil sagen lasse; und so üben sie den Geist der Jugend, indem sie ihre Aufgaben darin bestehen lassen, von jeder aufgestellten Behauptung die entgegengesetzte Meinung zu finden und auszusprechen, woraus eine große Gewandtheit im Denken und Reden hervorgehen muß.

„Nun aber, nachdem von jedem aufgestellten Satze das Gegenteil behauptet worden, entsteht der Zweifel, welches denn von beiden das eigentlich Wahre sei. Im Zweifel aber ist kein Verharren, sondern er treibt den Geist zu näherer Untersuchung und Prüfung, woraus denn, wenn diese auf eine vollkommene Weise geschieht, die Gewißheit hervorgeht, welches das Ziel ist, worin der Mensch seine völlige Beruhigung findet.

„Sie sehen, daß dieser Lehre nichts fehlt, und daß wir mit allen unsern Systemen nicht weiter sind, und daß überhaupt niemand weiter gelangen kann."

„Ich werde dadurch", sagte ich, „an die Griechen erinnert, deren philosophische Erziehungsweise eine ähnliche gewesen sein muß, wie uns dieses ihre Tragödie beweist, deren Wesen im Verlauf der Handlung auch ganz und gar auf dem Widerspruch beruht, indem niemand der redenden Personen etwas behaupten kann, wovon der andere nicht ebenso klug das Gegenteil zu sagen wüßte."

„Sie haben vollkommen recht", sagte Goethe; „auch

fehlt der Zweifel nicht, welcher im Zuſchauer oder Leſer erweckt wird; ſowie wir denn am Schluß durch das Schickſal zur Gewißheit gelangen, welches ſich an das Sittliche anſchließt und deſſen Partei führt."

Wir ſtanden von Tiſch auf, und Goethe nahm mich mit hinab in den Garten, um unſere Geſpräche fortzuſetzen.

„An Leſſing", ſagte ich, „iſt es merkwürdig, daß er in ſeinen theoretiſchen Schriften, z. B. im ‚Laokoon', nie geradezu auf Reſultate losgeht, ſondern uns immer erſt jenen philoſophiſchen Weg durch Meinung, Gegenmeinung und Zweifel herumführt, ehe er uns endlich zu einer Art von Gewißheit gelangen läßt. Wir ſehen mehr die Operation des Denkens und Findens, als daß wir große Anſichten und große Wahrheiten erhielten, die unſer eigenes Denken anzuregen und uns ſelbſt produktiv zu machen geeignet wären."

„Sie haben wohl recht", ſagte Goethe. „Leſſing ſoll ſelbſt einmal geäußert haben, daß, wenn Gott ihm die Wahrheit geben wolle, er ſich dieſes Geſchenk verbitten, vielmehr die Mühe vorziehen würde, ſie ſelber zu ſuchen.

„Jenes philoſophiſche Syſtem der Mohammedaner iſt ein artiger Maßſtab, den man an ſich und andere anlegen kann, um zu erfahren, auf welcher Stufe geiſtiger Tugend man denn eigentlich ſtehe.

„Leſſing hält ſich, ſeiner polemiſchen Natur nach, am liebſten in der Region der Widerſprüche und Zweifel auf; das Unterſcheiden iſt ſeine Sache, und dabei kam ihm ſein großer Verſtand auf das herrlichſte zu ſtatten. Mich ſelbſt werden Sie dagegen ganz anders finden; ich habe mich nie auf Widerſprüche eingelaſſen, die Zweifel habe ich in meinem Innern auszugleichen geſucht, und nur die gefundenen Reſultate habe ich ausgeſprochen."

Ich fragte Goethe, welchen der neueren Philosophen er für den vorzüglichsten halte.

„Kant", sagte er, „ist der vorzüglichste, ohne allen Zweifel. Er ist auch derjenige, dessen Lehre sich fortwirkend erwiesen hat und die in unsere deutsche Kultur am tiefsten eingedrungen ist. Er hat auch auf Sie gewirkt, ohne daß Sie ihn gelesen haben. Jetzt brauchen Sie ihn nicht mehr, denn was er Ihnen geben konnte, besitzen Sie schon. Wenn Sie einmal später etwas von ihm lesen wollen, so empfehle ich Ihnen seine ‚Kritik der Urteilskraft', worin er die Rhetorik vortrefflich, die Poesie leidlich, die bildende Kunst aber unzulänglich behandelt hat."

„Haben Euer Exzellenz je zu Kant ein persönliches Verhältnis gehabt?" fragte ich.

„Nein", sagte Goethe. „Kant hat nie von mir Notiz genommen, wiewohl ich aus eigener Natur einen ähnlichen Weg ging als er. Meine ‚Metamorphose der Pflanzen' habe ich geschrieben, ehe ich etwas von Kant wußte, und doch ist sie ganz im Sinne seiner Lehre. Die Unterscheidung des Subjekts vom Objekt, und ferner die Ansicht, daß jedes Geschöpf um sein selbst willen existiert, und nicht etwa der Korkbaum gewachsen ist, damit wir unsere Flaschen pfropfen können: dieses hatte Kant mit mir gemein, und ich freute mich, ihm hierin zu begegnen. Später schrieb ich die Lehre vom Versuch, welche als Kritik von Subjekt und Objekt und als Vermittelung von beiden anzusehen ist.

„Schiller pflegte mir immer das Studium der Kantschen Philosophie zu widerraten. Er sagte gewöhnlich, Kant könne mir nichts geben. Er selbst studierte ihn dagegen eifrig, und ich habe ihn auch studiert, und zwar nicht ohne Gewinn."

Unter dieſen Geſprächen gingen wir im Garten auf und ab. Die Wolken hatten ſich indes verdichtet und es fing an zu tröpfeln, ſo daß wir genötigt waren, uns in das Haus zurückzuziehen, wo wir denn unſere Unterhaltungen noch eine Weile fortſetzten.

Mittwoch, den 18. April 1827.

Mit Goethe vor Tiſch ſpazieren gefahren eine Strecke die Straße nach Erfurt hinaus. Es begegnete uns allerhand Frachtfuhrwerk mit Waren für die Leipziger Meſſe. Auch einige Züge Koppelpferde, worunter ſehr ſchöne Tiere.

„Ich muß über die Äſthetiker lachen“, ſagte Goethe, „welche ſich abquälen, dasjenige Unausſprechliche, wofür wir den Ausdruck ‚ſchön‘ gebrauchen, durch einige abſtrakte Worte in einen Begriff zu bringen. Das Schöne iſt ein Urphänomen, das zwar nie ſelber zur Erſcheinung kommt, deſſen Abglanz aber in tauſend verſchiedenen Äußerungen des ſchaffenden Geiſtes ſichtbar wird und ſo mannigfaltig und ſo verſchiedenartig iſt, als die Natur ſelber.“

„Ich habe oft ausſprechen hören“, ſagte ich, „die Natur ſei immer ſchön; ſie ſei die Verzweiflung des Künſtlers, indem er ſelten fähig ſei, ſie ganz zu erreichen.“

„Ich weiß wohl“, erwiderte Goethe, „daß die Natur oft einen unerreichbaren Zauber entfaltet; allein ich bin keineswegs der Meinung, daß ſie in allen ihren Äußerungen ſchön ſei. Ihre Intenſionen ſind zwar immer gut, allein die Bedingungen ſind es nicht, die dazu gehören, ſie ſtets vollkommen zur Erſcheinung gelangen zu laſſen.

„So iſt die Eiche ein Baum, der ſehr ſchön ſein kann.

Doch wieviel günstige Umstände müssen zusammentreffen, ehe es der Natur einmal gelingt, ihn wahrhaft schön hervorzubringen! Wächst die Eiche im Dickicht des Waldes heran, von bedeutenden Nachbarstämmen umgeben, so wird ihre Tendenz immer nach oben gehen, immer nach freier Luft und Licht. Nach den Seiten hin wird sie nur wenige schwache Äste treiben, und auch diese werden im Laufe des Jahrhunderts wieder verkümmern und abfallen. Hat sie aber endlich erreicht, sich mit ihrem Gipfel oben im Freien zu fühlen, so wird sie sich beruhigen und nun anfangen, sich nach den Seiten hin auszubreiten und eine Krone zu bilden. Allein sie ist auf dieser Stufe bereits über ihr mittleres Alter hinaus, ihr vieljähriger Trieb nach oben hat ihre frischesten Kräfte hingenommen, und ihr Bestreben, sich jetzt noch nach der Breite hin mächtig zu erweisen, wird nicht mehr den rechten Erfolg haben. Hoch, stark und schlankstämmig wird sie nach vollendetem Wuchse dastehen, doch ohne ein solches Verhältnis zwischen Stamm und Krone, um in der Tat schön zu sein.

„Wächst hinwieder die Eiche an feuchten, sumpfigen Orten und ist der Boden zu nahrhaft, so wird sie, bei gehörigem Raum, frühzeitig viele Äste und Zweige nach allen Seiten treiben; es werden jedoch die widerstrebenden, retardierenden Einwirkungen fehlen, das Knorrige, Eigensinnige, Zackige wird sich nicht entwickeln, und aus einiger Ferne gesehen, wird der Baum ein schwaches, lindenartiges Ansehen gewinnen, und er wird nicht schön sein, wenigstens nicht als Eiche.

„Wächst sie endlich an bergigen Abhängen, auf dürftigem, steinichtem Erdreich, so wird sie zwar im Übermaß zackig und knorrig erscheinen, allein es wird ihr an freier

Entwickelung fehlen, ſie wird in ihrem Wuchs frühzeitig kümmern und ſtocken, und ſie wird nie erreichen, daß man von ihr ſage: es walte in ihr etwas, das fähig ſei, uns in Erſtaunen zu ſetzen."

Ich freute mich dieſer guten Worte. „Sehr ſchöne Eichen", ſagte ich, „habe ich geſehen, als ich vor einigen Jahren von Göttingen aus mitunter kleine Touren ins Weſertal machte. Beſonders mächtig fand ich ſie im Solling in der Gegend von Höxter."

„Ein ſandiger oder mit Sand gemiſchter Boden", fuhr Goethe fort, „wo ihr nach allen Richtungen hin mächtige Wurzeln zu treiben vergönnt iſt, ſcheint ihr am günſtigſten zu ſein. Und dann will ſie einen Stand, der ihr gehörigen Raum gewährt, alle Einwirkungen von Licht und Sonne und Regen und Wind von allen Seiten her in ſich aufzunehmen. Im behaglichen Schutz vor Wind und Wetter herangewachſen, wird aus ihr nichts; aber ein hundertjähriger Kampf mit den Elementen macht ſie ſtark und mächtig, ſo daß nach vollendetem Wuchs ihre Gegenwart uns Erſtaunen und Bewunderung einflößt."

„Könnte man nicht aus dieſen Ihren Andeutungen", verſetzte ich, „ein Reſultat ziehen und ſagen: ein Geſchöpf ſei dann ſchön, wenn es zu dem Gipfel ſeiner natürlichen Entwickelung gelangt ſei?"

„Recht wohl", erwiderte Goethe; „doch müßte man zuvor ausſprechen, was man unter dem Gipfel der natürlichen Entwickelung wolle verſtanden haben."

„Ich würde damit", erwiderte ich, „diejenige Periode des Wachstums bezeichnen, wo der Charakter, der dieſem oder jenem Geſchöpf eigentümlich iſt, vollkommen ausgeprägt erſcheint."

„In dieſem Sinne", erwiderte Goethe, „wäre nichts

dagegen einzuwenden, besonders wenn man noch hinzufügte, daß zu solchem vollkommen ausgeprägten Charakter zugleich gehöre, daß der Bau der verschiedenen Glieder eines Geschöpfes dessen Naturbestimmung angemessen und also zweckmäßig sei.

„So wäre z. B. ein mannbares Mädchen, dessen Naturbestimmung ist, Kinder zu gebären und Kinder zu säugen, nicht schön ohne gehörige Breite des Beckens und ohne gehörige Fülle der Brüste. Doch wäre auch ein Zuviel nicht schön, denn das würde über das Zweckmäßige hinausgehen.

„Warum konnten wir vorhin einige der Reitpferde, die uns begegneten, schön nennen, als eben wegen der Zweckmäßigkeit ihres Baues? Es war nicht bloß das Zierliche, Leichte, Graziöse ihrer Bewegungen, sondern noch etwas mehr, worüber ein guter Reiter und Pferdekenner reden müßte und wovon wir andern bloß den allgemeinen Eindruck empfinden."

„Könnte man nicht auch", sagte ich, „einen Karrengaul schön nennen, wie uns vorhin einige sehr starke vor den Frachtwagen der Brabanter Fuhrleute begegneten?"

„Allerdings", erwiderte Goethe; „und warum nicht? Ein Maler fände an dem stark ausgeprägten Charakter, an dem mächtigen Ausdruck von Knochen, Sehnen und Muskeln eines solchen Tieres wahrscheinlich noch ein weit mannigfaltigeres Spiel von allerlei Schönheiten als an dem milderen, egaleren Charakter eines zierlichen Reitpferdes.

„Die Hauptsache ist immer", fuhr Goethe fort, „daß die Rasse rein und der Mensch nicht seine verstümmelnde Hand angelegt hat. Ein Pferd, dem Schweif und Mähne abgeschnitten, ein Hund mit gestutzten Ohren, ein Baum,

dem man die mächtigsten Zweige genommen und das übrige kugelförmig geschnitzelt hat, und über alles eine Jungfrau, deren Leib von Jugend auf durch Schnürbrüste verdorben und entstellt worden, alles dieses sind Dinge, von denen sich der gute Geschmack abwendet und die bloß in dem Schönheitskatechismus der Philister ihre Stelle haben."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen waren wir wieder zurückgekehrt. Wir machten vor Tisch noch einige Gänge im Hausgarten. Das Wetter war sehr schön; die Frühlingssonne fing an mächtig zu werden und an Büschen und Hecken schon allerlei Laub und Blüten hervorzulocken. Goethe war voller Gedanken und Hoffnungen eines genußreichen Sommers.

Darauf bei Tisch waren wir sehr heiter. Der junge Goethe hatte die ‚Helena' seines Vaters gelesen und sprach darüber mit vieler Einsicht eines natürlichen Verstandes. Über den im antiken Sinne gedichteten Teil ließ er eine entschiedene Freude blicken, während ihm die opernartige romantische Hälfte, wie man merken konnte, beim Lesen nicht lebendig geworden.

„Du hast im Grunde recht, und es ist ein eigenes Ding", sagte Goethe. „Man kann zwar nicht sagen, daß das Vernünftige immer schön sei; allein das Schöne ist doch immer vernünftig, oder wenigstens es sollte so sein. Der antike Teil gefällt dir aus dem Grunde, weil er faßlich ist, weil du die einzelnen Teile übersehen und du meiner Vernunft mit der deinigen beikommen kannst. In der zweiten Hälfte ist zwar auch allerlei Verstand und Vernunft gebraucht und verarbeitet worden, allein es ist schwer und erfordert einiges Studium, ehe man den Dingen beikommt und ehe man mit eigener Vernunft die Vernunft des Autors wieder herausfindet."

Goethe ſprach darauf mit allerlei Lob und Anerkennung über die Gedichte der Madame Taſtu, mit deren Lektüre er ſich in dieſen Tagen beſchäftigt.

Als die übrigen gingen und ich mich auch anſchickte zu gehen, bat er mich, noch ein wenig zu bleiben. Er ließ ein Portefeuille mit Kupferſtichen und Radierungen niederländiſcher Meiſter herbeibringen.

„Ich will Sie doch", ſagte er, „zum Nachtiſch noch mit etwas Gutem traktieren." Mit dieſen Worten legte er mir ein Blatt vor, eine Landſchaft von Rubens. „Sie haben", ſagte er, „dieſes Bild zwar ſchon bei mir geſehen; allein man kann etwas Vortreffliches nicht oft genug betrachten, und diesmal handelt es ſich noch dazu um etwas ganz Beſonderes. Möchten Sie mir wohl ſagen, was Sie ſehen?"

„Nun", ſagte ich, „wenn ich von der Tiefe anfange, ſo haben wir im äußerſten Hintergrunde einen ſehr hellen Himmel, wie eben nach Sonnenuntergang. Dann gleichfalls in der äußerſten Ferne ein Dorf und eine Stadt in der Helle des Abendlichtes. In der Mitte des Bildes ſodann einen Weg, worauf eine Herde Schafe dem Dorfe zueilt. Rechts im Bilde allerlei Heuhaufen und einen Wagen, der ſoeben vollgeladen worden. Angeſchirrte Pferde graſen in der Nähe. Ferner, ſeitwärts in Gebüſchen zerſtreut, mehrere weidende Stuten mit ihren Fohlen, die das Anſehen haben, als würden ſie in der Nacht draußen bleiben. Sodann näher dem Vordergrunde zu eine Gruppe großer Bäume und zuletzt, ganz im Vordergrunde links verſchiedene nach Hauſe gehende Arbeiter."

„Gut", ſagte Goethe, „das wäre wohl alles. Aber die Hauptſache fehlt noch. Alle dieſe Dinge, die wir dargeſtellt ſehen: die Herde Schafe, der Wagen mit Heu, die Pferde,

die nach Hauſe gehenden Feldarbeiter, von welcher Seite ſind ſie beleuchtet?“

„Sie haben das Licht“, ſagte ich, „auf der uns zugekehrten Seite und werfen die Schatten in das Bild hinein. Beſonders die nach Hauſe gehenden Feldarbeiter im Vordergrunde ſind ſehr im Hellen, welches einen trefflichen Effekt tut.“

„Wodurch hat aber Rubens dieſe ſchöne Wirkung hervorgebracht?“

„Dadurch“, antwortete ich, „daß er dieſe hellen Figuren auf einem dunkeln Grunde erſcheinen läßt.“

„Aber dieſer dunkle Grund“, erwiderte Goethe, „wodurch entſteht er?“

„Es iſt der mächtige Schatten“, ſagte ich, „den die Baumgruppe den Figuren entgegenwirft. Aber wie“, fuhr ich mit Überraſchung fort, „die Figuren werfen den Schatten in das Bild hinein, die Baumgruppe dagegen wirft den Schatten dem Beſchauer entgegen! Da haben wir ja das Licht von zwei entgegengeſetzten Seiten, welches aber ja gegen alle Natur iſt!“

„Das iſt eben der Punkt“, erwiderte Goethe mit einigem Lächeln. „Das iſt es, wodurch Rubens ſich groß erweiſt und an den Tag legt, daß er mit freiem Geiſte über der Natur ſteht und ſie ſeinen höheren Zwecken gemäß traktiert. Das doppelte Licht iſt allerdings gewaltſam, und Sie können immerhin ſagen, es ſei gegen die Natur. Allein wenn es gegen die Natur iſt, ſo ſage ich zugleich, es ſei höher als die Natur, ſo ſage ich, es ſei der kühne Griff des Meiſters, wodurch er auf geniale Weiſe an den Tag legt, daß die Kunſt der natürlichen Notwendigkeit nicht durchaus unterworfen iſt, ſondern ihre eigenen Geſetze hat.

„Der Künſtler“, fuhr Goethe fort, „muß freilich die Natur im einzelnen treu und fromm nachbilden, er darf in dem Knochenbau und der Lage von Sehnen und Muskeln eines Tieres nicht willkürlich ändern, ſo daß dadurch der eigentümliche Charakter verletzt würde; denn das hieße die Natur vernichten. Allein in den höheren Regionen des künſtleriſchen Verfahrens, wodurch ein Bild zum eigentlichen Bilde wird, hat er ein freieres Spiel, und er darf hier ſogar zu Fiktionen ſchreiten, wie Rubens in dieſer Landſchaft mit dem doppelten Lichte getan.

„Der Künſtler hat zur Natur ein zwiefaches Verhältnis: er iſt ihr Herr und ihr Sklave zugleich. Er iſt ihr Sklave, inſofern er mit irdiſchen Mitteln wirken muß, um verſtanden zu werden; ihr Herr aber, inſofern er dieſe irdiſchen Mittel ſeinen höheren Intenſionen unterwirft und ihnen dienſtbar macht.

„Der Künſtler will zur Welt durch ein Ganzes ſprechen; dieſes Ganze aber findet er nicht in der Natur, ſondern es iſt die Frucht ſeines eigenen Geiſtes oder, wenn Sie wollen, des Anwehens eines befruchtenden göttlichen Odems.

„Betrachten wir dieſe Landſchaft von Rubens nur ſo obenhin, ſo kommt uns alles ſo natürlich vor, als ſei es nur geradezu von der Natur abgeſchrieben. Es iſt aber nicht ſo. Ein ſo ſchönes Bild iſt nie in der Natur geſehen worden, ebenſowenig als eine Landſchaft von Pouſſin oder Claude Lorrain, die uns auch ſehr natürlich erſcheint, die wir aber gleichfalls in der Wirklichkeit vergebens ſuchen.“

„Ließen ſich nicht auch“, ſagte ich, „ähnliche kühne Züge künſtleriſcher Fiktion, wie dieſes doppelte Licht von Rubens, in der Literatur finden?“

„Da brauchten wir nicht eben weit zu gehen“, erwiderte

Goethe nach einigem Nachdenken. „Ich könnte ſie Ihnen im Shakeſpeare zu Dutzenden nachweiſen. Nehmen Sie nur den ‚Macbeth‘. Als die Lady ihren Gemahl zur Tat begeiſtern will, ſagt ſie:

Ich habe Kinder aufgeſäugt —

Ob dieſes wahr iſt oder nicht, kommt gar nicht darauf an; aber die Lady ſagt es, und ſie muß es ſagen, um ihrer Rede dadurch Nachdruck zu geben. Im ſpäteren Verlauf des Stückes aber, als Macduff die Nachricht von dem Untergange der Seinen erfährt, ruft er im wilden Grimme aus:

Er hat keine Kinder!

Dieſe Worte des Macduff kommen alſo mit denen der Lady in Widerſpruch; aber das kümmert Shakeſpeare nicht. Ihm kommt es auf die Kraft der jedesmaligen Rede an, und ſo wie die Lady zum höchſten Nachdruck ihrer Worte ſagen mußte: ‚Ich habe Kinder aufgeſäugt‘, ſo mußte auch zu eben dieſem Zwecke Macduff ſagen: ‚Er hat keine Kinder!‘

„Überall“, fuhr Goethe fort, „ſollen wir es mit dem Pinſelſtriche eines Malers oder dem Worte eines Dichters nicht ſo genau und kleinlich nehmen; vielmehr ſollen wir ein Kunſtwerk, das mit kühnem und freiem Geiſte gemacht worden, auch womöglich mit ebenſolchem Geiſte wieder anſchauen und genießen.

„So wäre es töricht, wenn man aus den Worten des Macbeth:

Gebier mir keine Töchter —

den Schluß ziehen wollte, die Lady ſei ein ganz jugendliches Weſen, das noch nicht geboren habe. Und ebenſo töricht wäre es, wenn man weiter gehen und verlangen wollte, die Lady müſſe auf der Bühne als eine ſolche ſehr jugendliche Perſon dargeſtellt werden.

„Shakeſpeare läßt den Macbeth dieſe Worte keineswegs ſagen, um damit die Jugend der Lady zu beweiſen, ſondern dieſe Worte, wie die vorhin angeführten der Lady und des Macduff, ſind bloß rhetoriſcher Zwecke wegen da und wollen weiter nichts beweiſen, als daß der Dichter ſeine Perſonen jedesmal das reden läßt, was eben an dieſer Stelle gehörig, wirkſam und gut iſt, ohne ſich viel und ängſtlich zu bekümmern und zu kalkulieren, ob dieſe Worte vielleicht mit einer andern Stelle in ſcheinbaren Widerſpruch geraten möchten.

„Überhaupt hat Shakeſpeare bei ſeinen Stücken ſchwerlich daran gedacht, daß ſie als gedruckte Buchſtaben vorliegen würden, die man überzählen und gegeneinander vergleichen und berechnen möchte; vielmehr hatte er die Bühne vor Augen, als er ſchrieb; er ſah ſeine Stücke als ein Bewegliches, Lebendiges an, das von den Brettern herab den Augen und Ohren raſch vorüberfließen würde, das man nicht feſthalten und im einzelnen bekritteln könnte, und wobei es bloß darauf ankam, immer nur im gegenwärtigen Moment wirkſam und bedeutend zu ſein."

Dienstag, den 24. April 1827.

Auguſt Wilhelm von Schlegel iſt hier. Goethe machte mit ihm vor Tiſch eine Spazierfahrt ums Webicht und gab ihm zu Ehren dieſen Abend einen großen Thee, wobei auch Schlegels Reiſegefährte, Herr Dr. Laſſen, gegenwärtig. Alles in Weimar, was irgend Namen und Rang hatte, war dazu eingeladen, ſo daß das Getreibe in Goethes Zimmern groß war. Herr von Schlegel war ganz von Damen umringt, denen er aufgerollte, ſchmale Streifen mit indiſchen Götterbildern vorzeigte ſowie den ganzen Text von zwei großen indiſchen Gedichten, von

denen außer ihm selbst und Dr. Lassen wahrscheinlich niemand etwas verstand. Schlegel war höchst sauber angezogen und höchst jugendlichen, blühenden Ansehens, so daß einige der Anwesenden behaupten wollten, er scheine nicht unerfahren in Anwendung kosmetischer Mittel.

Goethe zog mich in ein Fenster. „Nun, wie gefällt er Ihnen?“ — „Noch ganz so wie sonst“, erwiderte ich. — „Er ist freilich in vieler Hinsicht kein Mann“, fuhr Goethe fort, „aber doch kann man ihm seiner vielseitigen gelehrten Kenntnisse und seiner großen Verdienste wegen schon etwas zugute halten.

Mittwoch, den 25. April 1827.

Bei Goethe zu Tisch mit Herrn Dr. Lassen. Schlegel war heute abermals an Hof zur Tafel gezogen. Herr Lassen entwickelte große Kenntnisse der indischen Poesie, die Goethen höchst willkommen zu sein schienen, um sein eigenes, immerhin nur sehr lückenhaftes Wissen in diesen Dingen zu ergänzen.

Ich war abends wieder einige Augenblicke bei Goethe. Er erzählte mir, daß Schlegel in der Dämmerung bei ihm gewesen, und daß er mit ihm ein höchst bedeutendes Gespräch über literarische und historische Gegenstände geführt, das für ihn sehr belehrend gewesen. „Nur muß man“, fügte er hinzu, „keine Trauben von den Dornen und keine Feigen von den Disteln verlangen; übrigens ist alles ganz vortrefflich.“

Donnerstag, den 3. Mai 1827.

Die höchst gelungene Übersetzung der dramatischen Werke Goethes von Stapfer hat in dem zu Paris er-

ſcheinenden ‚Globe‘ des vorigen Jahres durch Herrn J. J. Ampère eine Beurteilung gefunden, die nicht weniger vortrefflich iſt, und die Goethen ſo angenehm berührte, daß er ſehr oft darauf zurückkam und ſich ſehr oft mit großer Anerkennung darüber ausließ.

„Der Standpunkt des Herrn Ampère“, ſagte er, „iſt ein ſehr hoher. Wenn deutſche Rezenſenten bei ähnlichen Anläſſen gern von der Philoſophie ausgehen und bei Betrachtung und Beſprechung eines dichteriſchen Erzeugniſſes auf eine Weiſe verfahren, daß dasjenige, was ſie zu deſſen Aufklärung beibringen, nur Philoſophen ihrer eigenen Schule zugänglich, für andere Leute aber weit dunkler iſt als das Werk, das ſie erläutern wollen, ſelber: ſo benimmt ſich dagegen Herr Ampère durchaus praktiſch und menſchlich. Als einer, der das Metier aus dem Grunde kennt, zeigt er die Verwandtſchaft des Erzeugten mit dem Erzeuger und beurteilt die verſchiedenen poetiſchen Produktionen als verſchiedene Früchte verſchiedener Lebensepochen des Dichters.

„Er hat den abwechſelnden Gang meiner irdiſchen Laufbahn und meiner Seelenzuſtände im tiefſten ſtudiert und ſogar die Fähigkeit gehabt, das zu ſehen, was ich nicht ausgeſprochen und was ſozuſagen nur zwiſchen den Zeilen zu leſen war. Wie richtig hat er bemerkt, daß ich in den erſten zehn Jahren meines weimariſchen Dienſt- und Hoflebens ſo gut wie gar nichts gemacht, daß die Verzweiflung mich nach Italien getrieben, und daß ich dort, mit neuer Luſt zum Schaffen, die Geſchichte des ‚Taſſo‘ ergriffen, um mich in Behandlung dieſes angemeſſenen Stoffes von demjenigen freizumachen, was mir noch aus meinen weimariſchen Eindrücken und Erinnerungen Schmerzliches und Läſtiges anklebte. Sehr

treffend nennt er daher auch den ‚Taſſo‘ einen geſteigerten ‚Werther‘.

„Sodann über den ‚Fauſt‘ äußert er ſich nicht weniger geiſtreich, indem er nicht bloß das düſtere, unbefriedigte Streben der Hauptfigur, ſondern auch den Hohn und die herbe Ironie des Mephiſtopheles als Teile meines eigenen Weſens bezeichnet.“

In dieſer und ähnlicher anerkennender Weiſe ſprach Goethe über Herrn Ampère ſehr oft; wir faßten für ihn ein entſchiedenes Intereſſe, wir ſuchten uns ſeine Perſönlichkeit klar zu machen, und wenn uns dieſes auch nicht gelingen konnte, ſo waren wir doch darüber einig, daß es ein Mann von mittleren Jahren ſein müſſe, um die Wechſelwirkung von Leben und Dichten ſo aus dem Grunde zu verſtehen.

Sehr überraſcht waren wir daher, als Herr Ampère vor einigen Tagen in Weimar eintraf und ſich uns als ein lebensfroher Jüngling von einigen zwanzig Jahren darſtellte; und nicht weniger überraſcht waren wir, als er gegen uns im Laufe eines weiteren Verkehrs äußerte, daß ſämtliche Mitarbeiter des ‚Globe‘, deſſen Weisheit, Mäßigung und hohe Bildungsſtufe wir oft bewundert, lauter junge Leute wären wie er.

„Ich begreife wohl“, ſagte ich, „daß einer jung ſein kann, um Bedeutendes zu produzieren und, gleich Mérimée, im zwanzigſten Jahre treffliche Stücke zu ſchreiben; allein daß einem bei ähnlich jungen Jahren eine ſolche Überſicht und ſo tiefe Einblicke zu Gebote ſtehen, um eine ſolche Höhe des Urteils zu beſitzen wie die Herren des ‚Globe‘, das iſt mir durchaus etwas Neues.“

„Ihnen in Ihrer Heide“, erwiderte Goethe, „iſt es

freilich nicht so leicht geworden, und auch wir andern im mittleren Deutschland haben unser bißchen Weisheit schwer genug erkaufen müssen. Denn wir führen doch im Grunde alle ein isoliertes, armseliges Leben! Aus dem eigentlichen Volke kommt uns sehr wenig Kultur entgegen, und unsere sämtlichen Talente und guten Köpfe sind über ganz Deutschland ausgesäet. Da sitzt einer in Wien, ein anderer in Berlin, ein anderer in Königsberg, ein anderer in Bonn oder Düsseldorf, alle durch fünfzig bis hundert Meilen voneinander getrennt, so daß persönliche Berührungen und ein persönlicher Austausch von Gedanken zu den Seltenheiten gehört. Was dies aber wäre, empfinde ich, wenn Männer wie Alexander von Humboldt hier durchkommen und mich in dem, was ich suche und mir zu wissen nötig, in einem einzigen Tage weiter bringen, als ich sonst auf meinem einsamen Wege in Jahren nicht erreicht hätte.

„Nun aber denken Sie sich eine Stadt wie Paris, wo die vorzüglichsten Köpfe eines großen Reiches auf einem einzigen Fleck beisammen sind und in täglichem Verkehr, Kampf und Wetteifer sich gegenseitig belehren und steigern, wo das Beste aus allen Reichen der Natur und Kunst des ganzen Erdbodens der täglichen Anschauung offen steht; diese Weltstadt denken Sie sich, wo jeder Gang über eine Brücke oder einen Platz an eine große Vergangenheit erinnert, und wo an jeder Straßenecke ein Stück Geschichte sich entwickelt hat! Und zu diesem allen denken Sie sich nicht das Paris einer dumpfen, geistlosen Zeit, sondern das Paris des neunzehnten Jahrhunderts, in welchem seit drei Menschenaltern durch Männer wie Molière, Voltaire, Diderot und ihresgleichen eine solche Fülle von Geist in Kurs gesetzt ist, wie sie sich auf der

ganzen Erde auf einem einzigen Fleck nicht zum zweiten Male findet, und Sie werden begreifen, daß ein guter Kopf wie Ampère, in solcher Fülle aufgewachsen, in seinem vierundzwanzigsten Jahre wohl etwas sein kann.

„Sie sagten doch vorhin", fuhr Goethe fort, „Sie könnten sich sehr wohl denken, daß einer in seinem zwanzigsten Jahre so gute Stücke schreiben könne wie Mérimée. Ich habe gar nichts dawider, und bin auch im ganzen recht wohl Ihrer Meinung, daß eine jugendlich-tüchtige Produktion leichter sei als jugendlich-tüchtiges Urteil. Allein in Deutschland soll einer es wohl bleiben lassen, so jung wie Mérimée etwas so Reifes hervorzubringen, als er in den Stücken seiner ‚Klara Gazul' getan. Es ist wahr, Schiller war recht jung, als er seine ‚Räuber', seine ‚Kabale und Liebe' und seinen ‚Fiesco' schrieb; allein wenn wir aufrichtig sein wollen, so sind doch alle diese Stücke mehr Äußerungen eines außergewöhnlichen Talents, als daß sie von großer Bildungsreife des Autors zeugten. Daran ist aber nicht Schiller schuld, sondern der Kulturzustand seiner Nation und die große Schwierigkeit, die wir alle erfahren, uns auf einsamem Wege durchzuhelfen.

„Nehmen Sie dagegen Béranger. Er ist der Sohn armer Eltern, der Abkömmling eines armen Schneiders, dann armer Buchdruckerlehrling, dann mit kleinem Gehalte angestellt in irgend einem Bureau, er hat nie eine gelehrte Schule, nie eine Universität besucht, und doch sind seine Lieder so voll reifer Bildung, so voll Grazie, so voll Geist und feinster Ironie und von einer solchen Kunstvollendung und meisterhaften Behandlung der Sprache, daß er nicht bloß die Bewunderung von Frankreich, sondern des ganzen gebildeten Europa ist.

„Denken Sie sich aber diesen selben Béranger, anstatt in Paris geboren und in dieser Weltstadt herangekommen, als den Sohn eines armen Schneiders zu Jena oder Weimar, und lassen Sie ihn seine Laufbahn an gedachten kleinen Orten gleich kümmerlich fortsetzen, und fragen Sie sich, welche Früchte dieser selbe Baum, in einem solchen Boden und in einer solchen Atmosphäre aufgewachsen, wohl würde getragen haben.

„Also, mein Guter, ich wiederhole: es kommt darauf an, daß in einer Nation viel Geist und tüchtige Bildung in Kurs sei, wenn ein Talent sich schnell und freudig entwickeln soll.

„Wir bewundern die Tragödien der alten Griechen; allein recht besehen, sollten wir mehr die Zeit und die Nation bewundern, in der sie möglich waren, als die einzelnen Verfasser. Denn wenn auch diese Stücke unter sich ein wenig verschieden, und wenn auch der eine dieser Poeten ein wenig größer und vollendeter erscheint als der andere, so trägt doch, im großen und ganzen betrachtet, alles nur einen einzigen, durchgehenden Charakter. Dies ist der Charakter des Großartigen, des Tüchtigen, des Gesunden, des Menschlich-Vollendeten, der hohen Lebensweisheit, der erhabenen Denkungsweise, der reinkräftigen Anschauung, und welche Eigenschaften man noch sonst aufzählen könnte. Finden sich nun aber alle diese Eigenschaften nicht bloß in den auf uns gekommenen dramatischen, sondern auch in den lyrischen und epischen Werken; finden wir sie ferner bei den Philosophen, Rhetoren und Geschichtschreibern, und in gleich hohem Grade in den auf uns gekommenen Werken der bildenden Kunst: so muß man sich wohl überzeugen, daß solche Eigenschaften nicht bloß einzelnen Personen anhafteten,

ſondern daß ſie der Nation und der ganzen Zeit angehörten und in ihr in Kurs waren.

„Nehmen Sie Burns. Wodurch iſt er groß, als daß die alten Lieder ſeiner Vorfahren im Munde des Volkes lebten, daß ſie ihm ſozuſagen bei der Wiege geſungen wurden, daß er als Knabe unter ihnen heranwuchs und die hohe Vortrefflichkeit dieſer Muſter ſich ihm ſo einlebte, daß er darin eine lebendige Baſis hatte, worauf er weiterſchreiten könnte. Und ferner, wodurch iſt er groß, als daß ſeine eigenen Lieder in ſeinem Volke ſogleich empfängliche Ohren fanden, daß ſie ihm alſobald im Felde von Schnittern und Binderinnen entgegenklangen, und er in der Schenke von heiteren Geſellen damit begrüßt wurde. Da konnte es freilich etwas werden!

„Wie ärmlich ſieht es dagegen bei uns Deutſchen aus! Was lebte denn in meiner Jugend von unſeren nicht weniger bedeutenden alten Liedern im eigentlichen Volke? Herder und ſeine Nachfolger mußten erſt anfangen ſie zu ſammeln und der Vergeſſenheit zu entreißen; dann hatte man ſie doch wenigſtens gedruckt in Bibliotheken. Und ſpäter, was haben nicht Bürger und Voß für Lieder gedichtet! Wer wollte ſagen, daß ſie geringer und weniger volkstümlich wären als die des vortrefflichen Burns! Allein was iſt davon lebendig geworden, ſo daß es uns aus dem Volke wieder entgegenklänge? Sie ſind geſchrieben und gedruckt worden und ſtehen in Bibliotheken, ganz gemäß dem allgemeinen Loſe deutſcher Dichter. Von meinen eigenen Liedern, was lebt denn? Es wird wohl eins und das andere einmal von einem hübſchen Mädchen am Klaviere geſungen, allein im eigentlichen Volke iſt alles ſtille. Mit welchen

Empfindungen muß ich der Zeit gedenken, wo italienische Fischer mir Stellen des ‚Tasso' sangen!

„Wir Deutschen sind von gestern. Wir haben zwar seit einem Jahrhundert ganz tüchtig kultiviert; allein es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unseren Landsleuten so viel Geist und höhere Kultur eindringe und allgemein werde, daß sie gleich den Griechen der Schönheit huldigen, daß sie sich für ein hübsches Lied begeistern, und daß man von ihnen wird sagen können, es sei lange her, daß sie Barbaren gewesen."

Freitag, den 4. Mai 1827.

Zu Ehren Ampères und seines Freundes Stapfer großes Diner bei Goethe. Die Unterhaltung war laut, heiter und bunt durcheinander. Ampère erzählte Goethen viel von Mérimée, Alfred de Vigny und anderen bedeutenden Talenten. Auch ward sehr viel über Béranger gesprochen, dessen unvergleichliche Lieder Goethe täglich in Gedanken hat. Es kam zur Erwähnung, ob Bérangers heitere Liebeslieder vor seinen politischen den Vorzug verdienten; wobei Goethe seine Meinung dahin entwickelte, daß im allgemeinen ein rein poetischer Stoff einem politischen so sehr voranstehe als die reine, ewige Naturwahrheit der Parteiansicht.

„Übrigens", fuhr er fort, „hat Béranger in seinen politischen Gedichten sich als Wohltäter seiner Nation erwiesen. Nach der Invasion der Alliierten fanden die Franzosen in ihm das beste Organ ihrer gedrückten Gefühle. Er richtete sie auf durch vielfache Erinnerungen an den Ruhm der Waffen unter dem Kaiser, dessen Andenken noch in jeder Hütte lebendig und dessen große Eigenschaften der Dichter liebt, ohne jedoch eine Fortsetzung

seiner despotischen Herrschaft zu wünschen. Jetzt, unter den Bourbonen, scheint es ihm nicht zu behagen. Es ist freilich ein schwach gewordenes Geschlecht! Und der jetzige Franzose will auf dem Throne große Eigenschaften, obgleich er gerne selber mitherrscht und selber gerne ein Wort mitredet."

Nach Tisch verbreitete sich die Gesellschaft im Garten, und Goethe winkte mir zu einer Spazierfahrt um das Gehölz auf dem Wege nach Tiefurt.

Er war im Wagen sehr gut und liebevoll. Er freute sich, daß mit Ampère ein so hübsches Verhältnis angeknüpft worden, wovon er sich für die Anerkennung und Verbreitung der deutschen Literatur in Frankreich die schönsten Folgen verspreche.

„Ampère", fügte er hinzu, „steht freilich in seiner Bildung so hoch, daß die nationalen Vorurteile, Apprehensionen und Borniertheiten vieler seiner Landsleute weit hinter ihm liegen und er seinem Geiste nach weit mehr ein Weltbürger ist als ein Bürger von Paris. Ich sehe übrigens die Zeit kommen, wo er in Frankreich Tausende haben wird, die ihm gleich denken."

Sonntag, den 6. Mai 1827.

Abermalige Tischgesellschaft bei Goethe, wobei dieselbigen Personen zugegen wie vorgestern. Man sprach sehr viel über die ‚Helena' und den ‚Tasso'. Goethe erzählte uns darauf, wie er im Jahre 1797 den Plan gehabt, die Sage vom ‚Tell' als episches Gedicht in Hexametern zu behandeln.

„Ich besuchte", sagte er, „im gedachten Jahre noch einmal die kleinen Kantone um den Vierwaldstätterse, und diese reizende, herrliche und großartige Natur machte

auf mich abermals einen solchen Eindruck, daß es mich anlockte, die Abwechselung und Fülle einer so unvergleichlichen Landschaft in einem Gedicht darzustellen. Um aber in meine Darstellung mehr Reiz, Interesse und Leben zu bringen, hielt ich es für gut, den höchst bedeutenden Grund und Boden mit ebenso bedeutenden menschlichen Figuren zu staffieren, wo denn die Sage vom ‚Tell' mir als sehr erwünscht zustatten kam.

„Den Tell dachte ich mir als einen urkräftigen, in sich selbst zufriedenen, kindlich-unbewußten Heldenmenschen, der als Lastträger die Kantone durchwandert, überall gekannt und geliebt ist, überall hilfreich, übrigens ruhig sein Gewerbe treibend, für Weib und Kinder sorgend, und sich nicht kümmernd, wer Herr oder Knecht sei.

„Den Geßler dachte ich mir dagegen zwar als einen Tyrannen, aber als einen von der behaglichen Sorte, der gelegentlich Gutes tut, wenn es ihm Spaß macht, und gelegentlich Schlechtes tut, wenn es ihm Spaß macht, und dem übrigens das Volk und dessen Wohl und Wehe so völlig gleichgültige Dinge sind, als ob sie gar nicht existierten.

„Das Höhere und Bessere der menschlichen Natur dagegen, die Liebe zum heimatlichen Boden, das Gefühl der Freiheit und Sicherheit unter dem Schutze vaterländischer Gesetze, das Gefühl ferner der Schmach, sich von einem fremden Wüstling unterjocht und gelegentlich mißhandelt zu sehen, und endlich die zum Entschluß reifende Willenskraft, ein so verhaßtes Joch abzuwerfen — alles dieses Höhere und Gute hatte ich den bekannten edlen Männern Walther Fürst, Stauffacher, Winkelried und andern zugeteilt, und dieses waren meine eigentlichen Helden, meine mit Bewußtsein handelnden höheren Kräfte,

während der Tell und Geßler zwar auch gelegentlich handelnd auftraten, aber im ganzen mehr Figuren passiver Natur waren.

„Von diesem schönen Gegenstande war ich ganz voll, und ich summte dazu schon gelegentlich meine Hexameter. Ich sah den See im ruhigen Mondschein, erleuchtete Nebel in den Tiefen der Gebirge. Ich sah ihn im Glanze der lieblichsten Morgensonne, ein Jauchzen und Leben in Wald und Wiesen. Dann stellte ich einen Sturm dar, einen Gewittersturm, der sich aus den Schluchten auf den See wirft. Auch fehlte es nicht an nächtlicher Stille und an heimlichen Zusammenkünften über Brücken und Stegen.

„Von allem diesen erzählte ich Schillern, in dessen Seele sich meine Landschaften und meine handelnden Figuren zu einem Drama bildeten. Und da ich andere Dinge zu tun hatte und die Ausführung meines Vorsatzes sich immer weiter verschob, so trat ich meinen Gegenstand Schillern völlig ab, der denn darauf sein bewundernswürdiges Gedicht schrieb."

Wir freuten uns dieser Mitteilung, die allen interessant zu hören war. Ich machte bemerklich, daß es mir vorkomme, als ob die in Terzinen geschriebene prächtige Beschreibung des Sonnenaufgangs in der ersten Szene vom zweiten Teile des ‚Faust' aus der Erinnerung jener Natureindrücke des Vierwaldstätterssees entstanden sein möchte.

„Ich will es nicht leugnen", sagte Goethe, „daß diese Anschauungen dort herrühren; ja ich hätte ohne die frischen Eindrücke jener wundervollen Natur den Inhalt der Terzinen gar nicht denken können. Das ist aber auch alles, was ich aus dem Golde meiner Tell-Lokalitäten

mir gemünzt habe. Das übrige ließ ich Schillern, der denn auch davon, wie wir wissen, den schönsten Gebrauch gemacht."

Das Gespräch wendete sich auf den ‚Tasso', und welche Idee Goethe darin zur Anschauung zu bringen gesucht.

„Idee", sagte Goethe, — „daß ich nicht wüßte! Ich hatte das Leben Tassos, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei so wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zusammenwarf, entstand in mir das Bild des ‚Tasso', dem ich als prosaischen Kontrast den Antonio entgegenstellte, wozu es mir auch nicht an Vorbildern fehlte. Die weiteren Hof-, Lebens- und Liebesverhältnisse waren übrigens in Weimar wie in Ferrara, und ich kann mit Recht von meiner Darstellung sagen: sie ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch.

„Die Deutschen sind übrigens wunderliche Leute! Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall hineinlegen, das Leben schwerer, als billig. Ei, so habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch ergötzen zu lassen, euch rühren zu lassen, euch erheben zu lassen, ja euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermutigen zu lassen; aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend abstrakter Gedanke und Idee wäre!

„Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem ‚Faust' zu verkörpern gesucht. Als ob ich das selber wüßte und aussprechen könnte! Vom Himmel durch die Welt zur Hölle — das wäre zur Not etwas; aber das ist keine Idee, sondern Gang der Handlung. Und ferner, daß der

Teufel die Wette verliert, und daß ein aus ſchweren Verirrungen immerfort zum Beſſeren aufſtrebender Menſch zu erlöſen ſei, das iſt zwar ein wirkſamer, manches erklärender, guter Gedanke, aber es iſt keine Idee, die dem Ganzen und jeder einzelnen Szene im beſondern zugrunde liege. Es hätte auch in der Tat ein ſchönes Ding werden müſſen, wenn ich ein ſo reiches, buntes und ſo höchſt mannigfaltiges Leben, wie ich es im ‚Fauſt‘ zur Anſchauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte reihen wollen!

„Es war im ganzen“, fuhr Goethe fort, „nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abſtraktem zu ſtreben. Ich empfing in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke ſinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot; und ich hatte als Poet weiter nichts zu tun, als ſolche Anſchauungen und Eindrücke in mir künſtleriſch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darſtellung ſo zum Vorſchein zu bringen, daß andere dieſelben Eindrücke erhielten, wenn ſie mein Dargeſtelltes hörten oder laſen.

„Wollte ich jedoch einmal als Poet irgend eine Idee darſtellen, ſo tat ich es in kleinen Gedichten, wo eine entſchiedene Einheit herrſchen konnte und welches zu überſehen war, wie z. B. ‚Die Metamorphoſe der Tiere‘, die ‚der Pflanzen‘, das Gedicht ‚Vermächtnis‘ und viele andere. Das einzige Produkt von größerem Umfang, wo ich mir bewußt bin, nach Darſtellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben, wären etwa meine ‚Wahlverwandtſchaften‘. Der Roman iſt dadurch für den Verſtand faßlich geworden; aber ich will nicht ſagen, daß er dadurch beſſer geworden wäre! Vielmehr bin ich der

Meinung: je inkommenſurabler und für den Verſtand unfaßlicher eine poetiſche Produktion, deſto beſſer.“

Dienstag, den 15. Mai 1827.

Herr von Holtei, aus Paris kommend, iſt ſeit einiger Zeit hier und wegen ſeiner Perſon und Talente überall herzlich empfangen. Auch zwiſchen ihm und Goethe und deſſen Familie hat ſich ein ſehr freundliches Verhältnis gebildet.

Goethe iſt ſeit einigen Tagen auf ſeinen Garten gezogen, wo er in ſtiller Tätigkeit ſich ſehr beglückt findet. Ich beſuchte ihn heute dort mit Herrn von Holtei und Grafen Schulenburg, welcher erſtere Abſchied nahm, um mit Ampère nach Berlin zu gehen.

Mittwoch, den 20. Juni 1827.

Der Familientiſch zu fünf Kuverts ſtand gedeckt, die Zimmer waren leer und kühl, welches bei der großen Hitze ſehr wohl tat. Ich trat in das geräumige, an den Speiſeſaal angrenzende Zimmer, worin der gewirkte Fußteppich liegt und die koloſſale Büſte der Juno ſteht. Ich war nicht lange allein auf und ab gegangen, als Goethe, aus ſeinem Arbeitszimmer kommend, hereintrat und mich in ſeiner herzlichen Art liebevoll begrüßte und anredete. Er ſetzte ſich auf einen Stuhl am Fenſter. „Nehmen Sie ſich auch ein Stühlchen“, ſagte er, „und ſetzen Sie ſich zu mir, wir wollen ein wenig reden, bis die übrigen kommen. Es iſt mir lieb, daß Sie doch auch den Grafen Sternberg bei mir haben kennen gelernt; er iſt wieder abgereiſt, und ich bin nun ganz wieder in der gewohnten Tätigkeit und Ruhe.“

„Die Perſönlichkeit des Grafen“, ſagte ich, „iſt mir

sehr bedeutend erschienen, nicht weniger seine großen Kenntnisse; denn das Gespräch mochte sich lenken wohin es wollte, er war überall zu Hause und sprach über alles gründlich und umsichtig mit großer Leichtigkeit."

„Ja", sagte Goethe, „er ist ein höchst bedeutender Mann, und sein Wirkungskreis und seine Verbindungen in Deutschland sind groß. Als Botaniker ist er durch seine ‚Flora subterranea' in ganz Europa bekannt; so auch ist er als Mineraloge von großer Bedeutung. Kennen Sie seine Geschichte?" — „Nein", sagte ich, „aber ich möchte gern etwas über ihn erfahren. Ich sah ihn als Grafen und Weltmann, zugleich als vielseitigen tiefen Gelehrten: dieses ist mir ein Problem, das ich gerne möchte gelöst sehen." Goethe erzählte mir darauf, wie der Graf, als Jüngling zum geistlichen Stande bestimmt, in Rom seine Studien begonnen, darauf aber, nachdem Österreich gewisse Vergünstigungen zurückgenommen, nach Neapel gegangen sei. Und so erzählte Goethe weiter, gründlich, interessant und bedeutend, ein merkwürdiges Leben, der Art, daß es die ‚Wanderjahre' zieren würde, das ich aber hier zu wiederholen mich nicht geschickt fühle. Ich war höchst glücklich, ihm zuzuhören, und dankte ihm mit meiner ganzen Seele. Das Gespräch lenkte sich nun auf die böhmischen Schulen und ihre großen Vorzüge, besonders in bezug auf eine gründliche ästhetische Bildung.

Herr und Frau von Goethe und Fräulein Ulrike von P. waren indessen auch hereingekommen, und wir setzten uns zu Tisch. Die Gespräche wechselten heiter und mannigfaltig, besonders aber waren die Frömmler einiger norddeutschen Städte ein oft wiederkehrender Gegenstand. Es ward bemerkt, daß diese pietistischen Absonderungen ganze

Familien miteinander uneins gemacht und zersprengt hätten. Ich konnte einen ähnlichen Fall erzählen, wo ich fast einen trefflichen Freund verloren, weil es ihm nicht gelingen wollen, mich zu seiner Meinung zu bekehren. „Dieser", sagte ich, „war ganz von dem Glauben durchdrungen, daß alles Verdienst und alle guten Werke nichts seien, und daß der Mensch bloß durch die Gnade Christi ein gutes Verhältnis zur Gottheit gewinnen könne." — „Etwas Ähnliches", sagte Frau von Goethe, „hat auch eine Freundin zu mir gesagt, aber ich weiß noch immer nicht, was es mit diesen guten Werken und dieser Gnade für eine Bewandtnis hat."

„So wie alle diese Dinge", sagte Goethe, „heutigentags in der Welt in Kurs und Gespräch sind, ist es nichts als ein Mantsch, und vielleicht niemand von euch weiß, wo es herkommt. Ich will es euch sagen. Die Lehre von den guten Werken, daß nämlich der Mensch durch Gutestun, Vermächtnisse und milde Stiftungen eine Sünde abverdienen und sich überhaupt in der Gnade Gottes dadurch heben könne, ist katholisch. Die Reformatoren aber, aus Opposition, verwarfen diese Lehre und setzten dafür an die Stelle, daß der Mensch einzig und allein trachten müsse, die Verdienste Christi zu erkennen und sich seiner Gnaden teilhaftig zu machen, welches denn freilich auch zu guten Werken führe. So ist es; aber heutigentags wird alles durcheinander gemengt und verwechselt, und niemand weiß, woher die Dinge kommen."

Ich bemerkte mehr in Gedanken, als daß ich es aussprach, daß die verschiedene Meinung in Religionssachen doch von jeher die Menschen entzweit und zu Feinden gemacht habe, ja daß sogar der erste Mord durch eine Abweichung in der Verehrung Gottes herbeigeführt sei.

Ich ſagte, daß ich dieſer Tage Byrons ‚Kain‘ geleſen und beſonders den dritten Akt und die Motivierung des Totſchlags bewundert habe.

„Nicht wahr“, ſagte Goethe, „das iſt vortrefflich motiviert! Es iſt von ſo einziger Schönheit, daß es in der Welt nicht zum zweitenmal vorhanden iſt.“

„Der ‚Kain‘“, ſagte ich, „war doch anfänglich in England verboten, jetzt aber lieſt ihn jedermann, und die reiſenden jungen Engländer führen gewöhnlich einen kompletten Byron mit ſich.“

„Es iſt auch Torheit“, ſagte Goethe, „denn im Grunde ſteht im ganzen ‚Kain‘ doch nichts, als was die engliſchen Biſchöfe ſelber lehren.“

Der Kanzler ließ ſich melden und trat herein und ſetzte ſich zu uns an den Tiſch. So kamen auch Goethes Enkel, Walter und Wolfgang, nacheinander geſprungen. Wolf ſchmiegte ſich an den Kanzler. „Hole dem Herrn Kanzler“, ſagte Goethe, „dein Stammbuch und zeige ihm deine Prinzeß und was dir der Graf Sternberg geſchrieben.“ Wolf ſprang hinauf und kam bald mit dem Buche zurück. Der Kanzler betrachtete das Porträt der Prinzeß mit beigeſchriebenen Verſen von Goethe. Er durchblätterte das Buch ferner und traf auf Zelters Inſchrift und las laut heraus: Lerne gehorchen!

„Das iſt doch das einzige vernünftige Wort“, ſagte Goethe lachend, „was im ganzen Buche ſteht. Ja, Zelter iſt immer grandios und tüchtig! Ich gehe jetzt mit Riemer ſeine Briefe durch, die ganz unſchätzbare Sachen enthalten. Beſonders ſind die Briefe, die er mir auf Reiſen geſchrieben, von vorzüglichem Wert; denn da hat er als tüchtiger Baumeiſter und Muſikus den Vorteil, daß es ihm nie an bedeutenden Gegenſtänden des Ur-

teils fehlt. Sowie er in eine Stadt eintritt, stehen die Gebäude vor ihm und sagen ihm, was sie Verdienstliches und Mangelhaftes an sich tragen. Sodann ziehen die Musikvereine ihn sogleich in ihre Mitte und zeigen sich dem Meister in ihren Tugenden und Schwächen. Wenn ein Geschwindschreiber seine Gespräche mit seinen musikalischen Schülern aufgeschrieben hätte, so besäßen wir etwas ganz Einziges in seiner Art. Denn in diesen Dingen ist Zelter genial und groß und trifft immer den Nagel auf den Kopf."

Donnerstag, den 5. Juli 1827.

Heute gegen Abend begegnete Goethe mir am Park, von einer Spazierfahrt zurückkommend. Im Vorbeifahren winkte er mir mit der Hand, daß ich ihn besuchen möchte. Ich wendete daher sogleich um nach seinem Hause, wo ich den Oberbaudirektor Coudray fand. Goethe stieg aus, und wir gingen mit ihm die Treppen hinauf. Wir setzten uns in dem sogenannten Junozimmer um einen runden Tisch. Wir hatten nicht lange geredet, als auch der Kanzler hereintrat und sich zu uns gesellte. Das Gespräch wendete sich um politische Gegenstände: Wellingtons Gesandtschaft nach Petersburg und deren wahrscheinliche Folgen, Kapodistrias, die verzögerte Befreiung Griechenlands, die Beschränkung der Türken auf Konstantinopel und dergleichen. Auch frühere Zeiten unter Napoleon kamen zur Sprache, besonders aber über den Herzog von Enghien und sein unvorsichtiges revolutionäres Betragen ward viel geredet.

Sodann kam man auf friedlichere Dinge, und Wielands Grab zu Osmannstedt war ein viel besprochener Gegenstand unserer Unterhaltung. Oberbaudirektor Coudray

erzählte, daß er mit einer eisernen Einfassung des Grabes beschäftigt sei. Er gab uns von seiner Intention eine deutliche Idee, indem er die Form des eisernen Gitterwerks auf ein Stück Papier vor unsern Augen hinzeichnete.

Als der Kanzler und Coudray gingen, bat Goethe mich, noch ein wenig bei ihm zu bleiben. „Da ich in Jahrtausenden lebe", sagte er, „so kommt es mir immer wunderlich vor, wenn ich von Statuen und Monumenten höre. Ich kann nicht an eine Bildsäule denken, die einem verdienten Manne gesetzt wird, ohne sie im Geiste schon von künftigen Kriegern umgeworfen und zerschlagen zu sehen. Coudrays Eisenstäbe um das Wielandsche Grab sehe ich schon als Hufeisen unter den Pferdefüßen einer künftigen Kavallerie blinken, und ich kann noch dazu sagen, daß ich bereits einen ähnlichen Fall in Frankfurt erlebt habe. Das Wielandsche Grab liegt überdies viel zu nahe an der Ilm; der Fluß braucht in seiner raschen Biegung kaum einhundert Jahre am Ufer fortzuzehren, und er wird die Toten erreicht haben."

Wir scherzten mit gutem Humor über die entsetzliche Unbeständigkeit der irdischen Dinge und nahmen sodann Coudrays Zeichnung wieder zur Hand und freuten uns an den zarten und kräftigen Zügen der englischen Bleifeder, die dem Zeichner so zu Willen gewesen war, daß der Gedanke unmittelbar ohne den geringsten Verlust auf dem Papiere stand.

Dies führte das Gespräch auf Handzeichnungen, und Goethe zeigte mir eine ganz vortreffliche eines italienischen Meisters, den Knaben Jesus darstellend im Tempel unter den Schriftgelehrten. Daneben zeigte er mir einen Kupferstich, der nach dem ausgeführten Bilde gemacht

war, und man konnte viele Betrachtungen anſtellen, die alle zugunſten der Handzeichnung hinausliefen.

„Ich bin in dieſer Zeit ſo glücklich geweſen“, ſagte Goethe, „viele treffliche Handzeichnungen berühmter Meiſter um ein Billiges zu kaufen. Solche Zeichnungen ſind unſchätzbar, nicht allein weil ſie die rein geiſtige Intention des Künſtlers geben, ſondern auch weil ſie uns unmittelbar in die Stimmung verſetzen, in welcher der Künſtler ſich in dem Augenblick des Schaffens befand. Aus dieſer Zeichnung des Jeſusknaben im Tempel blickt aus allen Zügen große Klarheit und heitere, ſtille Entſchiedenheit im Gemüte des Künſtlers, welche wohltätige Stimmung in uns übergeht, ſowie wir das Bild betrachten. Zudem hat die bildende Kunſt den großen Vorteil, daß ſie rein objektiver Natur iſt und uns zu ſich herannötigt, ohne unſere Empfindungen heftig anzuregen. Ein ſolches Werk ſteht da und ſpricht entweder gar nicht, oder auf eine ganz entſchiedene Weiſe. Ein Gedicht dagegen macht einen weit vageren Eindruck, es erregt die Empfindungen, und bei jedem andere, nach der Natur und Fähigkeit des Hörers.“

„Ich habe“, ſagte ich, „dieſer Tage den trefflichen engliſchen Roman ‚Roderik Random‘ von Smollet geleſen; dieſer kam dem Eindruck einer guten Handzeichnung ſehr nahe. Eine unmittelbare Darſtellung, keine Spur von einer Hinneigung zum Sentimentalen, ſondern das wirkliche Leben ſteht vor uns, wie es iſt, oft widerwärtig und abſcheulich genug, aber im ganzen immer heiteren Eindrucks, wegen der ganz entſchiedenen Realität.“

„Ich habe den ‚Roderik Random‘ oft rühmen hören“, ſagte Goethe, „und glaube, was Sie mir von ihm erwähnen; doch ich habe ihn nie geleſen. Kennen Sie den

‚Raſſelas‘ von Johnſon? Leſen Sie ihn doch auch einmal und ſagen Sie mir, wie Sie ihn finden.“ Ich verſprach dieſes zu tun.

„Auch in Lord Byron“, ſagte ich, „finde ich häufig Darſtellungen, die ganz unmittelbar daſtehen und uns rein den Gegenſtand geben, ohne unſer inneres Sentiment auf eine andere Weiſe anzuregen, als es eine unmittelbare Handzeichnung eines guten Malers tut. Beſonders der ‚Don Juan‘ iſt an ſolchen Stellen reich.“

„Ja“, ſagte Goethe, „darin iſt Lord Byron groß; ſeine Darſtellungen haben eine ſo leicht hingeworfene Realität, als wären ſie improviſiert. Von ‚Don Juan‘ kenne ich wenig; allein aus ſeinen andern Gedichten ſind mir ſolche Stellen im Gedächtnis, beſonders Seeſtücke, wo hin und wieder ein Segel herausblickt, ganz unſchätzbar, ſo daß man ſogar die Waſſerluft mit zu empfinden glaubt.“

„In ſeinem ‚Don Juan‘“, ſagte ich, „habe ich beſonders die Darſtellung der Stadt London bewundert, die man aus ſeinen leichten Verſen heraus mit Augen zu ſehen wähnt. Und dabei macht er ſich keineswegs viele Skrupel, ob ein Gegenſtand poetiſch ſei oder nicht, ſondern er ergreift und gebraucht alles, wie es ihm vorkommt, bis auf die gekräuſelten Perücken vor den Fenſtern der Haarſchneider und bis auf die Männer, welche die Straßenlaternen mit Öl verſehen.“

„Unſere deutſchen Äſthetiker“, ſagte Goethe, „reden zwar viel von poetiſchen und unpoetiſchen Gegenſtänden, und ſie mögen auch in gewiſſer Hinſicht nicht ganz unrecht haben; allein im Grunde bleibt *kein* realer Gegenſtand unpoetiſch, ſobald der Dichter ihn gehörig zu gebrauchen weiß.“

„Sehr wahr!“ ſagte ich, „und ich möchte wohl, daß dieſe Anſicht zur allgemeinen Maxime würde.“

Wir ſprachen darauf über die ‚Beiden Foscari‘, wobei ich die Bemerkung machte, daß Byron ganz vortreffliche Frauen zeichne.

„Seine Frauen“, ſagte Goethe, „ſind gut. Es iſt aber auch das einzige Gefäß, was uns Neueren noch geblieben iſt, um unſere Idealität hineinzugießen. Mit den Männern iſt nichts zu tun. Im Achill und Odyſſeus, dem Tapferſten und Klügſten, hat der Homer alles vorweggenommen.“

„Übrigens“, fuhr ich fort, „haben die ‚Foscari‘ wegen der durchgehenden Folterqualen etwas Apprehenſives, und man begreift kaum, wie Byron im Innern dieſes peinlichen Gegenſtandes ſo lange leben konnte, um das Stück zu machen.“

„Dergleichen war ganz Byrons Element“, ſagte Goethe, „er war ein ewiger Selbſtquäler; ſolche Gegenſtände waren daher ſeine Lieblingsthemata, wie Sie aus allen ſeinen Sachen ſehen, unter denen faſt nicht ein einziges heiteres Sujet iſt. Aber nicht wahr, die Darſtellung iſt auch bei den ‚Foscari‘ zu loben?“

„Sie iſt vortrefflich“, ſagte ich; „jedes Wort iſt ſtark, bedeutend und zum Ziele führend, ſowie ich überhaupt bis jetzt in Byron noch keine matte Zeile gefunden habe. Es iſt mir immer, als ſähe ich ihn aus den Meereswellen kommen, friſch und durchdrungen von ſchöpferiſchen Urkräften.“ — „Sie haben ganz recht“, ſagte Goethe, „es iſt ſo.“ — „Je mehr ich ihn leſe“, fuhr ich fort, „je mehr bewundere ich die Größe ſeines Talents, und Sie haben ganz recht getan, ihm in der ‚Helena‘ das unſterbliche Denkmal der Liebe zu ſetzen.“

„Ich konnte als Repräſentanten der neueſten poetiſchen Zeit", ſagte Goethe, „niemand gebrauchen als ihn, der ohne Frage als das größte Talent des Jahrhunderts anzuſehen iſt. Und dann, Byron iſt nicht antik und iſt nicht romantiſch, ſondern er iſt wie der gegenwärtige Tag ſelbſt. Einen ſolchen mußte ich haben. Auch paßte er übrigens ganz wegen ſeines unbefriedigten Naturells und ſeiner kriegeriſchen Tendenz, woran er in Miſſolunghi zugrunde ging. Eine Abhandlung über Byron zu ſchreiben, iſt nicht bequem und rätlich, aber gelegentlich ihn zu ehren und auf ihn im einzelnen hinzuweiſen, werde ich auch in der Folge nicht unterlaſſen."

Da die ‚Helena' einmal zu Sprache gebracht war, ſo redete Goethe darüber weiter. „Ich hatte den Schluß", ſagte er, „früher ganz anders im Sinne, ich hatte ihn mir auf verſchiedene Weiſe ausgebildet, und einmal auch recht gut; aber ich will es Euch nicht verraten. Dann brachte mir die Zeit dieſes mit Lord Byron und Miſſolunghi, und ich ließ gern alles übrige fahren. Aber haben Sie bemerkt, der Chor fällt bei dem Trauergeſang ganz aus der Rolle; er iſt früher und durchgehends antik gehalten oder verleugnet doch nie ſeine Mädchennatur, hier aber wird er mit einemmal ernſt und hoch reflektierend und ſpricht Dinge aus, woran er nie gedacht hat und auch nie hat denken können."

„Allerdings", ſagte ich, „habe ich dieſes bemerkt; allein ſeitdem ich Rubens' Landſchaft mit den doppelten Schatten geſehen, und ſeitdem der Begriff der Fiktionen mir aufgegangen iſt, kann mich dergleichen nicht irremachen. Solche kleine Widerſprüche können bei einer dadurch erreichten höheren Schönheit nicht in Betracht kommen. Das Lied mußte nun einmal geſungen werden, und da

kein anderer Chor gegenwärtig war, ſo mußten es die Mädchen ſingen.“

„Mich ſoll nur wundern“, ſagte Goethe lachend, „was die deutſchen Kritiker dazu ſagen werden; ob ſie werden Freiheit und Kühnheit genug haben, darüber hinwegzukommen. Den Franzoſen wird der Verſtand im Wege ſein, und ſie werden nicht bedenken, daß die Phantaſie ihre eigenen Geſetze hat, denen der Verſtand nicht beikommen kann und ſoll. Wenn durch die Phantaſie nicht Dinge entſtänden, die für den Verſtand ewig problematiſch bleiben, ſo wäre überhaupt zu der Phantaſie nicht viel. Dies iſt es, wodurch ſich die Poeſie von der Proſa unterſcheidet, bei welcher der Verſtand immer zu Hauſe iſt und ſein mag und ſoll.“

Ich freute mich dieſes bedeutenden Wortes und merkte es mir. Darauf ſchickte ich mich an zum Gehen, denn es war gegen zehn Uhr geworden. Wir ſaßen ohne Licht, die helle Sommernacht leuchtete aus Norden über den Ettersberg herüber.

Montag Abend, den 9. Juli 1827.

Ich fand Goethe allein, in Betrachtung der Gipspaſten nach dem Stoſchſchen Kabinett. „Man iſt in Berlin ſo freundlich geweſen“, ſagte er, „mir dieſe ganze Sammlung zur Anſicht herzuſenden; ich kenne die ſchönen Sachen ſchon dem größten Teile nach, hier aber ſehe ich ſie in der belehrenden Folge, wie Winckelmann ſie geordnet hat; auch benutze ich ſeine Beſchreibung und ſehe ſeine Meinung nach in Fällen, wo ich ſelber zweifle.“

Wir hatten nicht lange geredet, als der Kanzler hereintrat und ſich zu uns ſetzte. Er erzählte uns Nachrichten aus öffentlichen Blättern, unter andern von einem Wärter

einer Menagerie, der aus Gelüste nach Löwenfleisch einen Löwen getötet und sich ein gutes Stück davon zubereitet habe. „Mich wundert", sagte Goethe, „daß er nicht einen Affen genommen hat, welches ein gar zarter, schmackhafter Bissen sein soll." Wir sprachen über die Häßlichkeit dieser Bestien, und daß sie desto unangenehmer, je ähnlicher die Rasse dem Menschen sei. „Ich begreife nicht", sagte der Kanzler, „wie fürstliche Personen solche Tiere in ihrer Nähe dulden, ja vielleicht gar Gefallen daran finden können." — „Fürstliche Personen", sagte Goethe, „werden so viel mit widerwärtigen Menschen geplagt, daß sie die widerwärtigeren Tiere als ein Heilmittel gegen dergleichen unangenehme Eindrücke betrachten. Uns anderen sind Affen und Geschrei der Papageien mit Recht widerwärtig, weil wir diese Tiere hier in einer Umgebung sehen, für die sie nicht gemacht sind. Wären wir aber in dem Falle, auf Elefanten unter Palmen zu reiten, so würden wir in einem solchen Element Affen und Papageien ganz gehörig, ja vielleicht gar erfreulich finden. Aber, wie gesagt, die Fürsten haben recht, etwas Widerwärtiges mit noch etwas Widerwärtigerem zu vertreiben." — „Hierbei", sagte ich, „fällt mir ein Vers ein, den Sie vielleicht selber nicht mehr wissen:

Wollen die Menschen Bestien sein,
So bringt nur Tiere zur Stube herein:
Das Widerwärtige wird sich mindern;
Wir sind eben alle von Adams Kindern."

Goethe lachte. „Ja", sagte er, „es ist so. Eine Roheit kann nur durch eine andere ausgetrieben werden, die noch gewaltiger ist. Ich erinnere mich eines Falles aus meiner früheren Zeit, wo es unter den Adeligen hin und wieder

noch recht bestialische Herren gab, daß bei Tafel in einer vorzüglichen Gesellschaft und in Anwesenheit von Frauen ein reicher Edelmann sehr massive Reden führte zur Unbequemlichkeit und zum Ärgernis aller, die ihn hören mußten. Mit Worten war gegen ihn nichts auszurichten. Ein entschlossener ansehnlicher Herr, der ihm gegenübersaß, wählte daher ein anderes Mittel, indem er sehr laut eine grobe Unanständigkeit beging, worüber alle erschraken und jener Grobian mit, so daß er sich gedämpft fühlte und nicht wieder den Mund auftat. Das Gespräch nahm von diesem Augenblick an eine anmutige, heitere Wendung zur Freude aller Anwesenden, und man wußte jenem entschlossenen Herrn für seine unerhörte Kühnheit vielen Dank in Erwägung der trefflichen Wirkung, die sie getan hatte."

Nachdem wir uns an dieser heitern Anekdote ergötzt hatten, brachte der Kanzler das Gespräch auf die neuesten Zustände zwischen der Oppositions- und der ministeriellen Partei zu Paris, indem er eine kräftige Rede fast wörtlich rezitierte, die ein äußerst kühner Demokrat zu seiner Verteidigung vor Gericht gegen die Minister gehalten. Wir hatten Gelegenheit, das glückliche Gedächtnis des Kanzlers abermals zu bewundern. Über jene Angelegenheit und besonders das einschränkende Preßgesetz ward zwischen Goethe und dem Kanzler viel hin und wider gesprochen; es war ein reichhaltiges Thema, wobei sich Goethe wie immer als milder Aristokrat erwies, jener Freund aber wie bisher scheinbar auf der Seite des Volkes festhielt.

„Mir ist für die Franzosen in keiner Hinsicht bange", sagte Goethe; „sie stehen auf einer solchen Höhe welthistorischer Ansicht, daß der Geist auf keine Weise mehr

zu unterdrücken ist. Das einschränkende Gesetz wird nur wohltätig wirken, zumal da die Einschränkungen nichts Wesentliches betreffen, sondern nur gegen Persönlichkeiten gehen. Eine Opposition, die keine Grenzen hat, wird platt. Die Einschränkung aber nötigt sie, geistreich zu sein, und dies ist ein sehr großer Vorteil. Direkt und grob seine Meinung herauszusagen, mag nur entschuldigt werden können und gut sein, wenn man durchaus recht hat. Eine Partei aber hat nicht durchaus recht, eben weil sie Partei ist, und ihr steht daher die indirekte Weise wohl, worin die Franzosen von je große Muster waren. Zu meinem Diener sage ich geradezu: ‚Hans, zieh mir die Stiefel aus!‘ Das versteht er. Bin ich aber mit einem Freunde und ich wünsche von ihm diesen Dienst, so kann ich mich nicht so direkt ausdrücken, sondern ich muß auf eine anmutige, freundliche Wendung sinnen, wodurch ich ihn zu diesem Liebesdienst bewege. Die Nötigung regt den Geist auf, und aus diesem Grunde ist, wie gesagt, mir die Einschränkung der Preßfreiheit sogar lieb. Die Franzosen haben bisher immer den Ruhm gehabt, die geistreichste Nation zu sein, und sie verdienen es zu bleiben. Wir Deutschen fallen mit unserer Meinung gern gerade heraus und haben es im Indirekten noch nicht sehr weit gebracht.

„Die Pariser Parteien“, fuhr Goethe fort, „könnten noch größer sein, als sie sind, wenn sie noch liberaler und freier wären und sich gegenseitig noch mehr zugestänben, als sie tun. Sie stehen auf einer höheren Stufe welthistorischer Ansicht als die Engländer, deren Parlament gegeneinander wirkende gewaltige Kräfte sind, die sich paralysieren, und wo die große Einsicht eines einzelnen Mühe hat, durchzudringen, wie wir an Canning und den

vielen Quengeleien ſehen, die man dieſem großen Staatsmanne macht."

Wir ſtanden auf, um zu gehen. Goethe aber war ſo voller Leben, daß das Geſpräch noch eine Weile ſtehend fortgeſetzt wurde. Dann entließ er uns liebevoll, und ich begleitete den Kanzler nach ſeiner Wohnung. Es war ein ſchöner Abend, und wir ſprachen im Gehen viel über Goethe. Beſonders aber wiederholten wir uns gern jenes Wort, daß eine Oppoſition ohne Einſchränkung platt werde.

Sonntag, den 15. Juli 1827.

Ich ging dieſen Abend nach acht Uhr zu Goethe, den ich ſoeben aus ſeinem Garten zurückgekehrt fand. „Sehen Sie nur, was da liegt!" ſagte er; „ein Roman in drei Bänden, und zwar von wem? von Manzoni!" Ich betrachtete die Bücher, die ſehr ſchön eingebunden waren und eine Inſchrift an Goethe enthielten. „Manzoni iſt fleißig", ſagte ich. — „Ja, das regt ſich", ſagte Goethe. — „Ich kenne nichts von Manzoni", ſagte ich, „als ſeine Ode auf Napoleon, die ich dieſer Tage in Ihrer Überſetzung abermals geleſen und im hohen Grade bewundert habe. Jede Strophe iſt ein Bild!" — „Sie haben recht", ſagte Goethe, „die Ode iſt vortrefflich. Aber finden Sie, daß in Deutſchland einer davon redet? Es iſt ſo gut als ob ſie gar nicht da wäre, und doch iſt ſie das beſte Gedicht, was über dieſen Gegenſtand gemacht worden."

Goethe fuhr fort die engliſchen Zeitungen zu leſen, in welcher Beſchäftigung ich ihn beim Hereintreten gefunden. Ich nahm einen Band von Carlyles Überſetzung deutſcher Romane in die Hände, und zwar den Teil, welcher Muſäus und Fouqué enthielt. Der mit unſerer

Literatur sehr vertraute Engländer hatte den übersetzten Werken selbst immer eine Einleitung, das Leben und eine Kritik des Dichters enthaltend, vorangehen lassen. Ich las die Einleitung zu Fouqué und konnte zu meiner Freude die Bemerkung machen, daß das Leben mit Geist und vieler Gründlichkeit geschrieben und der kritische Standpunkt, aus welchem dieser beliebte Schriftsteller zu betrachten, mit großem Verstand und vieler ruhiger, milder Einsicht in poetische Verdienste bezeichnet war. Bald vergleicht der geistreiche Engländer unsern Fouqué mit der Stimme eines Sängers, die zwar keinen großen Umfang habe und nur wenige Töne enthalte, aber die wenigen gut und vom schönsten Wohlklange. Dann, um seine Meinung ferner auszudrücken, nimmt er ein Gleichnis aus kirchlichen Verhältnissen her, indem er sagt, daß Fouqué an der poetischen Kirche zwar nicht die Stelle eines Bischofs oder eines anderen Geistlichen vom ersten Range bekleide, vielmehr mit den Funktionen eines Kaplans sich begnüge, in diesem mittleren Amte aber sich sehr wohl ausnehme.

Während ich dieses gelesen, hatte Goethe sich in seine hinteren Zimmer zurückgezogen. Er sendete mir seinen Bedienten mit der Einladung, ein wenig nachzukommen, welches ich tat. „Setzen Sie sich noch ein wenig zu mir", sagte er, „daß wir noch einige Worte miteinander reden. Da ist auch eine Übersetzung des Sophokles angekommen, sie liest sich gut und scheint sehr brav zu sein; ich will sie doch einmal mit Solger vergleichen. Nun, was sagen Sie zu Carlyle?" Ich erzählte ihm, was ich über Fouqué gelesen. „Ist das nicht sehr artig", sagte Goethe; „ja, überm Meere gibt es auch gescheite Leute, die uns kennen und zu würdigen wissen.

„Indeſſen", fuhr Goethe fort, „fehlt es in andern Fächern uns Deutſchen auch nicht an guten Köpfen. Ich habe in den ‚Berliner Jahrbüchern' die Rezenſion eines Hiſtorikers über Schloſſer geleſen, die ſehr groß iſt. Sie iſt Heinrich Leo unterſchrieben, von welchem ich noch nichts gehört habe, und nach welchem wir uns doch erkundigen müſſen. Er ſteht höher als die Franzoſen, welches in geſchichtlicher Hinſicht doch etwas heißen will. Jene haften zu ſehr am Realen und können das Ideelle nicht zu Kopf bringen, dieſes aber beſitzt der Deutſche in ganzer Freiheit. Über das indiſche Kaſtenweſen hat er die trefflichſten Anſichten. Man ſpricht immer viel von Ariſtokratie und Demokratie, die Sache iſt ganz einfach dieſe: In der Jugend, wo wir nichts beſitzen oder doch den ruhigen Beſitz nicht zu ſchätzen wiſſen, ſind wir Demokraten; ſind wir aber in einem langen Leben zu Eigentum gekommen, ſo wünſchen wir dieſes nicht allein geſichert, ſondern wir wünſchen auch, daß unſere Kinder und Enkel das Erworbene ruhig genießen mögen. Deshalb ſind wir im Alter immer Ariſtokraten ohne Ausnahme, wenn wir auch in der Jugend uns zu anderen Geſinnungen hinneigten. Leo ſpricht über dieſen Punkt mit großem Geiſte.

„Im äſthetiſchen Fache ſieht es freilich bei uns am ſchwächſten aus, und wir können lange warten, bis wir auf einen Mann wie Carlyle ſtoßen. Es iſt aber ſehr artig, daß wir jetzt, bei dem engen Verkehr zwiſchen Franzoſen, Engländern und Deutſchen, in den Fall kommen, uns einander zu korrigieren. Das iſt der große Nutzen, der bei einer Weltliteratur herauskommt, und der ſich immer mehr zeigen wird. Carlyle hat das Leben von Schiller geſchrieben und ihn überall ſo beurteilt, wie ihn

nicht leicht ein Deutſcher beurteilen wird. Dagegen ſind wir über Shakeſpeare und Byron im klaren und wiſſen deren Verdienſte vielleicht beſſer zu ſchätzen als die Engländer ſelber."

Mittwoch, den 18. Juli 1827.

„Ich habe Ihnen zu verkündigen", war heute Goethes erſtes Wort bei Tiſch, „daß Manzonis Roman alles überflügelt, was wir in dieſer Art kennen. Ich brauche Ihnen nichts weiter zu ſagen, als daß das Innere, alles was aus der Seele des Dichters kommt, durchaus vollkommen iſt, und daß das Äußere, alle Zeichnung von Lokalitäten und dergleichen, gegen die großen inneren Eigenſchaften um kein Haar zurückſteht. Das will etwas heißen." Ich war verwundert und erfreut, dieſes zu hören. „Der Eindruck beim Leſen", fuhr Goethe fort, „iſt der Art, daß man immer von der Rührung in die Bewunderung fällt und von der Bewunderung wieder in die Rührung, ſo daß man aus einer von dieſen beiden großen Wirkungen gar nicht herauskommt. Ich dächte, höher könnte man es nicht treiben. In dieſem Roman ſieht man erſt recht, was Manzoni iſt. Hier kommt ſein vollendetes Inneres zum Vorſchein, welches er bei ſeinen dramatiſchen Sachen zu entwickeln keine Gelegenheit hatte. Ich will nun gleich hinterher den beſten Roman von Walter Scott leſen, etwa den ‚Waverley', den ich noch nicht kenne, und ich werde ſehen, wie Manzoni ſich gegen dieſen großen engliſchen Schriftſteller ausnehmen wird. Manzonis innere Bildung erſcheint hier auf einer ſolchen Höhe, daß ihm ſchwerlich etwas gleichkommen kann; ſie beglückt uns als eine durchaus reife Frucht. Und eine Klarheit in der Behandlung und Darſtellung des Einzelnen, wie der

italieniſche Himmel ſelber!“ — „Sind auch Spuren von Sentimentalität in ihm?“ fragte ich. — „Durchaus nicht“, antwortete Goethe. „Er hat Sentiment, aber er iſt ohne alle Sentimentalität; die Zuſtände ſind männlich und rein empfunden. Ich will heute nichts weiter ſagen, ich bin noch im erſten Bande, bald aber ſollen Sie mehr hören.“

Sonnabend, den 21. Juli 1827.

Als ich dieſen Abend zu Goethe ins Zimmer trat, fand ich ihn im Leſen von Manzonis Roman. „Ich bin ſchon im dritten Bande“, ſagte er, indem er das Buch an die Seite legte, „und komme dabei zu vielen neuen Gedanken. Sie wiſſen, Ariſtoteles ſagt vom Trauerſpiele, es müſſe Furcht erregen, wenn es gut ſein ſolle. Es gilt dieſes jedoch nicht bloß von der Tragödie, ſondern auch von mancher anderen Dichtung. Sie finden es in meinem ‚Gott und die Bajadere‘, Sie finden es in jedem guten Luſtſpiele, und zwar bei der Verwickelung, ja Sie finden es ſogar in den ‚Sieben Mädchen in Uniform‘, indem wir doch immer nicht wiſſen können, wie der Spaß für die guten Dinger abläuft. Dieſe Furcht nun kann doppelter Art ſein: ſie kann beſtehen in Angſt, oder ſie kann auch beſtehen in Bangigkeit. Dieſe letztere Empfindung wird in uns rege, wenn wir ein moraliſches Übel auf die handelnden Perſonen heranrücken und ſich über ſie verbreiten ſehen, wie z. B. in den ‚Wahlverwandtſchaften‘. Die Angſt aber entſteht im Leſer oder Zuſchauer, wenn die handelnden Perſonen von einer phyſiſchen Gefahr bedroht werden, z. B. in den ‚Galeerenſklaven‘ und im ‚Freiſchütz‘; ja in der Szene der Wolfsſchlucht bleibt es nicht einmal bei der Angſt, ſondern es erfolgt eine totale Vernichtung in allen, die es ſehen.

„Von dieſer Angſt nun macht Manzoni Gebrauch, und zwar mit wunderbarem Glück, indem er ſie in Rührung auflöſt und uns durch dieſe Empfindung zur Bewunderung führt. Das Gefühl der Angſt iſt ſtoffartig und wird in jedem Leſer entſtehen; die Bewunderung aber entſpringt aus der Einſicht, wie vortrefflich der Autor ſich in jedem Falle benahm, und nur der Kenner wird mit dieſer Empfindung beglückt werden. Was ſagen Sie zu dieſer Äſthetik? Wäre ich jünger, ſo würde ich nach dieſer Theorie etwas ſchreiben, wenn auch nicht ein Werk von ſolchem Umfange wie dieſes von Manzoni.

„Ich bin nun wirklich ſehr begierig, was die Herren vom ‚Globe‘ zu dieſem Roman ſagen werden; ſie ſind geſcheit genug, um das Vortreffliche daran zu erkennen; auch iſt die ganze Tendenz des Werkes ein rechtes Waſſer auf die Mühle dieſer Liberalen, wiewohl ſich Manzoni ſehr mäßig gehalten hat. Doch nehmen die Franzoſen ſelten ein Werk mit ſo reiner Neigung auf wie wir; ſie bequemen ſich nicht gerne zu dem Standpunkte des Autors, ſondern ſie finden ſelbſt bei dem Beſten immer leicht etwas, das nicht nach ihrem Sinne iſt und das der Autor hätte ſollen anders machen.“

Goethe erzählte mir ſodann einige Stellen des Romans, um mir eine Probe zu geben, mit welchem Geiſte er geſchrieben. „Es kommen“, fuhr er ſodann fort, „Manzoni vorzüglich vier Dinge zuſtatten, die zu der großen Vortrefflichkeit ſeines Werkes beigetragen. Zunächſt, daß er ein ausgezeichneter Hiſtoriker iſt, wodurch denn ſeine Dichtung die große Würde und Tüchtigkeit bekommen hat, die ſie über alles dasjenige weit hinaushebt, was man gewöhnlich ſich unter Roman vorſtellt. Zweitens iſt ihm die katholiſche Religion vorteilhaft, aus der viele Verhältniſſe

poetiſcher Art hervorgehen, die er als Proteſtant nicht gehabt haben würde. Sowie es drittens ſeinem Werke zugute kommt, daß der Autor in revolutionären Reibungen viel gelitten, die, wenn er auch perſönlich nicht darin verflochten geweſen, doch ſeine Freunde getroffen und teils zugrunde gerichtet haben. Und endlich viertens iſt es dieſem Romane günſtig, daß die Handlung in der reizenden Gegend am Comerſee vorgeht, deren Eindrücke ſich dem Dichter von Jugend auf eingeprägt haben und die er alſo in- und auswendig kennt. Daher entſpringt nun auch ein großes Hauptverdienſt des Werkes, nämlich die Deutlichkeit und das bewundernswürdige Detail in Zeichnung der Lokalität."

Montag, den 23. Juli 1827.

Als ich dieſen Abend gegen acht Uhr in Goethes Hauſe anfragte, hörte ich, er ſei noch nicht vom Garten zurückgekehrt. Ich ging ihm daher entgegen und fand ihn im Park auf einer Bank unter kühlen Linden ſitzen, ſeinen Enkel Wolfgang an ſeiner Seite.

Goethe ſchien ſich meiner Annäherung zu freuen und winkte mir, neben ihm Platz zu nehmen. Wir hatten kaum die erſten flüchtigen Reden des Zuſammentreffens abgetan, als das Geſpräch ſich wieder auf Manzoni wendete.

„Ich ſagte Ihnen doch neulich", begann Goethe, „daß unſerm Dichter in dieſem Roman der Hiſtoriker zugute käme, jetzt aber im dritten Bande finde ich, daß der Hiſtoriker dem Poeten einen böſen Streich ſpielt, indem Herr Manzoni mit einemmal den Rock des Poeten auszieht und eine ganze Weile als nackter Hiſtoriker daſteht. Und zwar geſchieht dieſes bei einer Beſchreibung von Krieg, Hungersnot und Peſtilenz, welche Dinge ſchon an

ſich widerwärtiger Art ſind, und die nun durch das umſtändliche Detail einer trockenen chronikenhaften Schilderung unerträglich werden. Der deutſche Überſetzer muß dieſen Fehler zu vermeiden ſuchen, er muß die Beſchreibung des Kriegs und der Hungersnot um einen guten Teil, und die der Peſt um zwei Dritteile zuſammenſchmelzen, ſo daß nur ſo viel übrig bleibt, als nötig iſt, um die handelnden Perſonen darin zu verflechten. Hätte Manzoni einen ratgebenden Freund zur Seite gehabt, er hätte dieſen Fehler ſehr leicht vermeiden können. Aber er hatte als Hiſtoriker zu großen Reſpekt vor der Realität. Dies macht ihm ſchon bei ſeinen dramatiſchen Werken zu ſchaffen, wo er ſich jedoch dadurch hilft, daß er den überflüſſigen geſchichtlichen Stoff als Noten beigibt. In dieſem Falle aber hat er ſich nicht ſo zu helfen gewußt und ſich von dem hiſtoriſchen Vorrat nicht trennen können. Dies iſt ſehr merkwürdig. Doch ſobald die Perſonen des Romans wieder auftreten, ſteht der Poet in voller Glorie wieder da und nötigt uns wieder zu der gewohnten Bewunderung.“

Wir ſtanden auf und lenkten unſere Schritte dem Hauſe zu.

„Man ſollte kaum begreifen“, fuhr Goethe fort, „wie ein Dichter wie Manzoni, der eine ſo bewundernswürdige Kompoſition zu machen verſteht, nur einen Augenblick gegen die Poeſie hat fehlen können. Doch die Sache iſt einfach; ſie iſt dieſe.

„Manzoni iſt ein geborener Poet, ſo wie Schiller einer war. Doch unſere Zeit iſt ſo ſchlecht, daß dem Dichter im umgebenden menſchlichen Leben keine brauchbare Natur mehr begegnet. Um ſich nun aufzuerbauen, griff Schiller zu zwei großen Dingen: zur Philoſophie und Geſchichte;

Manzoni zur Geschichte allein. Schillers ‚Wallenstein' ist so groß, daß in seiner Art zum zweitenmal nicht etwas Ähnliches vorhanden ist; aber Sie werden finden, daß eben diese beiden gewaltigen Hilfen, die Geschichte und Philosophie, dem Werke an verschiedenen Teilen im Wege sind und seinen reinen poetischen Sukzeß hindern. So leidet Manzoni durch ein Übergewicht der Geschichte."

„Euer Exzellenz", sagte ich, „sprechen große Dinge aus, und ich bin glücklich, Ihnen zuzuhören." — „Manzoni", sagte Goethe, „hilft uns zu guten Gedanken." Er wollte in Äußerung seiner Betrachtungen fortfahren, als der Kanzler an der Pforte von Goethes Hausgarten uns entgegentrat und so das Gespräch unterbrochen wurde. Er gesellte sich als ein Willkommener zu uns, und wir begleiteten Goethe die kleine Treppe hinauf durch das Büstenzimmer in den länglichen Saal, wo die Rouleaus niedergelassen waren und auf dem Tische am Fenster zwei Lichter brannten. Wir setzten uns um den Tisch, wo dann zwischen Goethe und dem Kanzler Gegenstände anderer Art verhandelt wurden.

Mittwoch, den 25. Juli 1827.

Goethe hat in diesen Tagen einen Brief von Walter Scott erhalten, der ihm große Freude machte. Er zeigte ihn mir heute, und da ihm die englische Handschrift etwas sehr unleserlich vorkam, so bat er mich, ihm den Inhalt zu übersetzen. Es scheint, daß Goethe dem berühmten englischen Dichter zuerst geschrieben hatte, und daß dieser Brief darauf eine Erwiderung ist.

„Ich fühle mich sehr geehrt", schreibt Walter Scott, „daß irgend eine meiner Produktionen so glücklich gewesen ist, die Beachtung Goethes auf sich zu ziehen, zu dessen

Bewunderern ich ſeit dem Jahre 1798 gehöre, wo ich trotz meiner geringen Bekanntſchaft mit der deutſchen Sprache kühn genug war, den ‚Götz von Berlichingen‘ ins Engliſche zu übertragen. Ich hatte bei dieſem jugendlichen Unternehmen ganz vergeſſen, daß es nicht genug ſei, die Schönheit eines genialen Werkes zu fühlen, ſondern daß man auch die Sprache, worin es geſchrieben, aus dem Grunde verſtehen müſſe, ehe es uns gelingen könne, ſolche Schönheit auch andern fühlbar zu machen. Dennoch lege ich auf jenen jugendlichen Verſuch noch jetzt einigen Wert, weil er doch wenigſtens zeigt, daß ich einen Gegenſtand zu wählen wußte, der der Bewunderung würdig war.

„Ich habe oft von Ihnen gehört, und zwar durch meinen Schwiegerſohn Lockhart, einen jungen Mann von literariſcher Bedeutung, der vor einigen Jahren, ehe er meiner Familie verbunden war, die Ehre hatte, dem Vater der deutſchen Literatur vorgeſtellt zu werden. Es iſt unmöglich, daß Sie unter der großen Zahl derer, die ſich gedrängt fühlen, Ihnen ihre Ehrfurcht zu bezeigen, ſich jedes einzelnen erinnern ſollten: aber ich glaube, es iſt Ihnen niemand inniger ergeben als eben jenes junge Mitglied meiner Familie.

„Mein Freund Sir John Hope von Pinkie hat kürzlich die Ehre gehabt, Sie zu ſehen, und ich hoffte Ihnen zu ſchreiben, und nahm auch ſpäter mir wirklich dieſe Freiheit durch zwei ſeiner Verwandten, die Deutſchland zu bereiſen die Abſicht hatten; allein ſie wurden durch Krankheit behindert, ihr Vorhaben auszuführen, ſo daß mir denn mein Brief nach zwei bis drei Monaten zurückkam. Ich habe alſo Goethes Bekanntſchaft ſchon früher zu ſuchen mich erdreiſtet, und zwar noch vor jener

ſchmeichelhaften Notiz, die er ſo freundlich geweſen iſt, von mir zu nehmen.

„Es gibt allen Bewunderern des Genies ein wohltätiges Gefühl, zu wiſſen, daß eins der größten europäiſchen Vorbilder einer glücklichen und ehrenvollen Zurückgezogenheit in einem Alter genießt, in welchem er auf eine ſo ausgezeichnete Weiſe ſich geehrt ſieht. Dem armen Lord Byron ward leider vom Schickſal kein ſo günſtiges Los zuteil, indem es ihn in der Blüte ſeiner Jahre hinwegnahm und ſo vieles, was noch von ihm gehofft und erwartet wurde, für immer zerſchnitt. Er ſchätzte ſich glücklich in der Ehre, die Sie ihm erzeigten, und fühlte, was er einem Dichter ſchuldig war, dem alle Schriftſteller der lebenden Generation ſo viel verdanken, daß ſie ſich verpflichtet fühlen, mit kindlicher Verehrung zu ihm hinaufzublicken.

„Ich habe mir die Freiheit genommen, die Herren Treuttel und Würtz zu erſuchen, Ihnen meinen Verſuch einer Lebensgeſchichte jenes merkwürdigen Mannes zu ſenden, der ſo viele Jahre lang einen ſo fürchterlichen Einfluß auf die Welt hatte, die er beherrſchte. Ich weiß übrigens nicht, ob ich ihm nicht irgend einige Verbindlichkeiten ſchuldig geworden, da er mich zwölf Jahre lang unter die Waffen brachte, während welcher Zeit ich in einem Korps unſerer Landmiliz diente und trotz einer früheren Lahmheit ein guter Reiter, Jäger und Schütze wurde. Dieſe guten Fähigkeiten haben jedoch in der letzten Zeit mich ein wenig verlaſſen, indem der Rheumatismus, dieſe traurige Plage unſeres nördlichen Klimas, ſeinen Einfluß auf meine Glieder gelegt hat. Doch klage ich nicht, da ich meine Söhne jetzt die Jagdvergnügungen treiben ſehe, ſeitdem ich ſie habe aufgeben müſſen.

„Mein älteſter Sohn hat eine Schwadron Huſaren, welches für einen fünfundzwanzigjährigen jungen Mann immer viel iſt. Mein jüngerer Sohn hat neulich zu Oxford den Grad eines Bakkalaureus der ſchönen Wiſſenſchaften erhalten und wird jetzt einige Monate zu Hauſe zubringen, ehe er in die Welt geht. Da es Gott gefallen hat, mir ihre Mutter zu nehmen, ſo führt meine jüngſte Tochter mein Hausweſen. Meine älteſte iſt verheiratet und hat eine Familie für ſich.

„Dies ſind die häuslichen Zuſtände eines Mannes, nach dem Sie ſo gütig ſich erkundigt haben. Übrigens beſitze ich genug, um ganz ſo zu leben, wie ich wünſche, ungeachtet einiger ſehr ſchwerer Verluſte. Ich bewohne ein ſtattliches altes Schloß, in welchem jeder Freund Goethes zu jeder Zeit willkommen ſein wird. Die Vorhalle iſt mit Rüſtungen angefüllt, die ſelbſt für Jaxthauſen gepaßt haben würden; ein großer Schweißhund bewacht den Eingang.

„Ich habe übrigens Den vergeſſen, der dafür zu ſorgen wußte, daß man ihn nicht vergaß, während er lebte. Ich hoffe, Sie werden die Fehler des Werkes verzeihen, indem Sie berückſichtigen, daß der Autor von dem Wunſch beſeelt war, gegen das Andenken jenes außerordentlichen Mannes ſo aufrichtig zu verfahren, wie ſeine inſulariſchen Vorurteile nur immer erlauben wollten.

„Da dieſe Gelegenheit, Ihnen zu ſchreiben, ſich mir plötzlich und zufällig durch einen Reiſenden darbietet und keinen Aufſchub erleidet, ſo fehlt mir die Zeit, etwas Weiteres zu ſagen, als daß ich Ihnen eine fortgeſetzte gute Geſundheit und Ruhe wünſche, und mich mit der aufrichtigſten und tiefſten Hochachtung unterzeichne.

Edinburgh, den 9. Juli 1827.

Walter Scott."

Goethe hatte, wie gesagt, über diesen Brief große Freude. Er war übrigens der Meinung, als enthalte er zuviel Ehrenvolles für ihn, als daß er nicht sehr vieles davon auf Rechnung der Höflichkeit eines Mannes von Rang und hoher Weltbildung zu setzen habe.

Er erwähnte sodann die gute und herzliche Art, womit Walter Scott seine Familienverhältnisse zur Sprache bringe, welche ihn als Zeichen eines brüderlichen Vertrauens im hohen Grade beglückte.

„Ich bin nun wirklich", fuhr er fort, „auf sein ‚Leben Napoleons' begierig, welches er mir ankündigt. Ich höre so viel Widersprechendes und Leidenschaftliches über das Buch, daß ich im voraus gewiß bin, es wird auf jeden Fall sehr bedeutend sein."

Ich fragte nach Lockhart, und ob er sich seiner noch erinnere.

„Noch sehr wohl", erwiderte Goethe. „Seine Persönlichkeit macht einen entschiedenen Eindruck, so daß man ihn so bald nicht wieder vergißt. Er soll, wie ich von reisenden Engländern und meiner Schwiegertochter höre, ein junger Mann sein, von dem man in der Literatur gute Dinge erwartet.

„Übrigens wundere ich mich fast, daß Walter Scott kein Wort über Carlyle sagt, der doch eine so entschiedene Richtung auf das Deutsche hat, daß er ihm sicher bekannt sein muß.

„An Carlyle ist es bewundernswürdig, daß er bei Beurteilung unserer deutschen Schriftsteller besonders den geistigen und sittlichen Kern als das eigentlich Wirksame im Auge hat. Carlyle ist eine moralische Macht von großer Bedeutung. Es ist in ihm viel Zukunft vorhanden, und es ist gar nicht abzusehen, was er alles leisten und wirken wird."

Mit Goethe nach Berka. Bald nach acht Uhr fuhren wir ab; der Morgen war sehr schön. Die Straße geht anfänglich bergan, und da wir in der Natur nichts zu betrachten fanden, so sprach Goethe von literarischen Dingen. Ein bekannter deutscher Dichter war dieser Tage durch Weimar gegangen und hatte Goethen sein Stammbuch gegeben. „Was darin für schwaches Zeug steht, glauben Sie nicht", sagte Goethe. „Die Poeten schreiben alle, als wären sie krank und die ganze Welt ein Lazarett. Alle sprechen sie von den Leiden und dem Jammer der Erde und von den Freuden des Jenseits, und unzufrieden, wie schon alle sind, hetzt einer den andern in noch größere Unzufriedenheit hinein. Das ist ein wahrer Mißbrauch der Poesie, die uns doch eigentlich dazu gegeben ist, um die kleinen Zwiste des Lebens auszugleichen und den Menschen mit der Welt und seinem Zustande zufrieden zu machen. Aber die jetzige Generation fürchtet sich vor aller echten Kraft, und nur bei der Schwäche ist es ihr gemütlich und poetisch zu Sinne.

„Ich habe ein gutes Wort gefunden", fuhr Goethe fort, „um diese Herren zu ärgern. Ich will ihre Poesie die ‚Lazarett-Poesie' nennen; dagegen die echt ‚tyrtäische' diejenige, die nicht bloß Schlachtlieder singt, sondern auch den Menschen mit Mut ausrüstet, die Kämpfe des Lebens zu bestehen."

Goethes Worte erhielten meine ganze Zustimmung.

Im Wagen zu unsern Füßen lag ein aus Binsen geflochtener Korb mit zwei Handgriffen, der meine Aufmerksamkeit erregte. „Ich habe ihn", sagte Goethe, „aus Marienbad mitgebracht, wo man solche Körbe in allen Größen hat, und ich bin so an ihn gewöhnt, daß ich nicht

reiſen kann, ohne ihn bei mir zu führen. Sie ſehen, wenn er leer iſt, legt er ſich zuſammen und nimmt wenig Raum ein; gefüllt, dehnt er ſich nach allen Seiten aus und faßt mehr, als man denken ſollte. Er iſt weich und biegſam, und dabei ſo zähe und ſtark, daß man die ſchwerſten Sachen darin fortbringen kann."

„Er ſieht ſehr maleriſch und ſogar antik aus", ſagte ich.

„Sie haben recht", ſagte Goethe, „er kommt der Antike nahe, denn er iſt nicht allein ſo vernünftig und zweckmäßig als möglich, ſondern er hat auch dabei die einfachſte, gefälligſte Form, ſo daß man alſo ſagen kann: er ſteht auf dem höchſten Punkt der Vollendung. Auf meinen mineralogiſchen Exkurſionen in den böhmiſchen Gebirgen iſt er mir beſonders zuſtatten gekommen. Jetzt enthält er unſer Frühſtück. Hätte ich einen Hammer mit, ſo möchte es auch heute nicht an Gelegenheit fehlen, hin und wieder ein Stückchen abzuſchlagen und ihn mit Steinen gefüllt zurückzubringen."

Wir waren auf die Höhe gekommen und hatten die freie Ausſicht auf die Hügel, hinter denen Berka liegt. Ein wenig links ſahen wir in das Tal, das nach Hetſchburg führt und wo auf der andern Seite der Ilm ein Berg vorliegt, der uns ſeine Schattenſeite zukehrte und wegen der vorſchwebenden Dünſte des Ilmtals meinen Augen blau erſchien. Ich blickte durch mein Glas auf dieſelbige Stelle, und das Blau verringerte ſich auffallend. Ich machte Goethen dieſe Bemerkung. „Da ſieht man doch", ſagte ich, „wie auch bei den rein objektiven Farben das Subjekt eine große Rolle ſpielt. Ein ſchwaches Auge befördert die Trübe, dagegen ein geſchärftes treibt ſie fort oder macht ſie wenigſtens geringer."

„Ihre Bemerkung iſt vollkommen richtig", ſagte Goethe;

„durch ein gutes Fernrohr kann man ſogar das Blau der fernſten Gebirge verſchwinden machen. Ja, das Subjekt iſt bei allen Erſcheinungen wichtiger, als man denkt. Schon Wieland wußte dieſes ſehr gut, denn er pflegte gewöhnlich zu ſagen: ‚Man könnte die Leute wohl amüſieren, wenn ſie nur amüſabel wären.‘“ Wir lachten über den heitern Geiſt dieſer Worte.

Wir waren indes das kleine Tal hinabgefahren, wo die Straße über eine hölzerne, mit einem Dach überbaute Brücke geht, unter welcher das nach Hetſchburg hinabfließende Regenwetter ſich ein Bett gebildet hat, das jetzt trocken lag. Chauſſeearbeiter waren beſchäftigt, an den Seiten der Brücke einige aus rötlichem Sandſtein gehauene Steine zu errichten, die Goethes Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Etwa eine Wurfsweite über die Brücke hinaus, wo die Straße ſich ſacht an den Hügel hinanhebt, der den Reiſenden von Berka trennt, ließ Goethe halten. „Wir wollen hier ein wenig ausſteigen“, ſagte er, „und ſehen, ob ein kleines Frühſtück in freier Luft uns ſchmecken wird.“ Wir ſtiegen aus und ſahen uns um. Der Bediente breitete eine Serviette über einen viereckigen Steinhaufen, wie ſie an den Chauſſeen zu liegen pflegen, und holte aus dem Wagen den aus Binſen geflochtenen Korb, aus welchem er neben friſchen Semmeln gebratene Rebhühner und ſauere Gurken auftiſchte. Goethe ſchnitt ein Rebhuhn durch und gab mir die eine Hälfte. Ich aß, indem ich ſtand und herumging; Goethe hatte ſich dabei auf die Ecke eines Steinhaufens geſetzt. Die Kälte der Steine, woran noch der nächtliche Tau hängt, kann ihm unmöglich gut ſein, dachte ich und machte meine Beſorgnis bemerklich; Goethe aber verſicherte, daß es ihm durchaus nicht ſchade, wodurch ich mich denn beruhigt fühlte und es als ein neues

Zeichen ansah, wie kräftig er sich in seinem Innern empfinden müsse. Der Bediente hatte indes auch eine Flasche Wein aus dem Wagen geholt, wovon er uns einschenkte. „Unser Freund Schütze", sagte Goethe, „hat nicht unrecht, wenn er jede Woche eine Ausflucht aufs Land macht; wir wollen ihn uns zum Muster nehmen, und wenn das Wetter sich nur einigermaßen hält, so soll dies auch unsere letzte Partie nicht gewesen sein." Ich freute mich dieser Versicherung.

Ich verlebte darauf mit Goethe, teils in Berka, teils in Tonndorf, einen höchst merkwürdigen Tag. Er war in den geistreichsten Mitteilungen unerschöpflich; auch über den zweiten Teil des ‚Faust', woran er damals ernstlich zu arbeiten anfing, äußerte er viele Gedanken, und ich bedauere deshalb um so mehr, daß in meinem Tagebuche sich nichts weiter notiert findet als diese Einleitung.

Mittwoch, den 26. September 1827.

Goethe hatte mich auf diesen Morgen zu einer Spazierfahrt nach der Hottelstedter Ecke, der westlichsten Höhe des Ettersberges, und von da nach dem Jagdschloß Ettersburg einladen lassen. Der Tag war überaus schön, und wir fuhren zeitig zum Jakobstor hinaus. Hinter Lützendorf, wo es stark bergan geht und wir nur Schritt fahren konnten, hatten wir zu allerlei Beobachtungen Gelegenheit. Goethe bemerkte rechts in den Hecken hinter dem Kammergut eine Menge Vögel und fragte mich, ob es Lerchen wären. — Du Großer und Lieber, dachte ich, der du die ganze Natur wie wenige andere durchforscht hast, in der Ornithologie scheinst du ein Kind zu sein!

„Es sind Ammern und Sperlinge", erwiderte ich, „auch wohl einige verspätete Grasmücken, die nach abgewarteter

Mauſer aus dem Dickicht des Ettersberges herab in die Gärten und Felder kommen und ſich zum Fortzug anſchicken: aber Lerchen ſind es nicht. Es iſt nicht in der Natur der Lerche, ſich auf Büſche zu ſetzen. Die Feld- oder Himmelslerche ſteigt in die Luft aufwärts und geht wieder zur Erde herab, zieht auch wohl im Herbſt ſcharenweiſe durch die Luft hin und wirft ſich wiederum auf irgend ein Stoppelfeld nieder, aber ſie geht nicht auf Hecken und Gebüſche. Die Baumlerche dagegen liebt den Gipfel hoher Bäume, von wo aus ſie ſingend in die Luft ſteigt und wieder auf ihren Baumgipfel herabfällt. Dann gibt es noch eine andere Lerche, die man in einſamen Gegenden an der Mittagsſeite von Waldblößen antrifft und die einen ſehr weichen, flötenartigen, doch etwas melancholiſchen Geſang hat. Sie hält ſich nicht am Ettersberge auf, der ihr zu lebhaft und zu nahe von Menſchen umwohnt iſt; aber auch ſie geht nicht in Gebüſche."

„Hm!" ſagte Goethe, „Sie ſcheinen in dieſen Dingen nicht eben ein Neuling zu ſein."

„Ich habe das Fach von Jugend auf mit Liebe getrieben", erwiderte ich, „und immer Augen und Ohren dafür offen gehabt. Der ganze Wald des Ettersberges hat wenige Stellen, die ich nicht zu wiederholten Malen durchſtreift bin. Wenn ich jetzt einen einzigen Ton höre, ſo getraue ich mir zu ſagen, von welchem Vogel er kommt. Auch bin ich ſo weit, daß, wenn man mir irgend einen Vogel bringt, der in der Gefangenſchaft durch verkehrte Behandlung das Gefieder verloren hat, ich mir getraue, ihn ſehr bald vollkommen geſund und wohlbefiedert wiederherzuſtellen."

„Das zeigt allerdings", erwiderte Goethe, „daß Sie in dieſen Dingen bereits vieles durchgemacht haben. Ich

möchte Ihnen raten, das Studium ernſtlich fortzutreiben; es muß bei Ihrer entſchiedenen Richtung zu ſehr guten Reſultaten führen. Aber ſagen Sie mir etwas über die Mauſer. Sie ſprachen vorhin von verſpäteten Grasmücken, die nach vollendeter Mauſer aus dem Dickicht des Ettersberges in die Felder herabgekommen. Iſt denn die Mauſer an eine gewiſſe Epoche gebunden, und mauſern ſich alle Vögel zugleich?"

„Bei den meiſten Vögeln", erwiderte ich, „tritt ſie ſogleich nach vollendeter Brütezeit ein, das heißt, ſobald die Jungen des letzten Geheckes ſo weit ſind, daß ſie ſich ſelber helfen können. Nun fragt es ſich aber, ob der Vogel von dieſem Zeitpunkte des fertigen letzten Geheckes bis zu dem ſeines Wegzuges zur Mauſer noch den gehörigen Raum hat. Hat er ihn, ſo mauſert er ſich hier und zieht mit friſchem Gefieder fort. Hat er ihn nicht, ſo zieht er mit ſeinem alten Gefieder fort und mauſert ſich ſpäter im warmen Süden. Denn die Vögel kommen im Frühling nicht zu gleicher Zeit zu uns, auch ziehen ſie im Herbſt nicht zu gleicher Zeit fort. Und dieſes rührt daher, daß die eine Art ſich aus einiger Kälte und rauhem Wetter weniger macht, und ſie mehr ertragen kann als die andere. Ein Vogel aber, der früh bei uns ankommt, zieht ſpät weg, und ein Vogel, der ſpät bei uns ankommt, zieht früh weg.

„So iſt ſchon unter den Grasmücken, die doch zu einem Geſchlecht gehören, ein großer Unterſchied. Die klappernde Grasmücke oder das Müllerchen läßt ſich ſchon Ende März bei uns hören; vierzehn Tage ſpäter kommt die ſchwarzköpfige oder der Mönch; ſodann etwa nach einer Woche die Nachtigall, und erſt ganz zu Ende April oder Anfang Mai die graue. Alle dieſe Vögel mauſern ſich

im Auguſt bei uns, ſo auch die Jungen ihres erſten Geheckes; weshalb man denn Ende Auguſt junge Mönche fängt, die ſchon das ſchwarze Köpfchen haben. Die Jungen des letzten Geheckes aber ziehen mit ihrem erſten Gefieder fort und mauſern ſich ſpäter in ſüdlichen Ländern; aus welchem Grunde man denn Anfang September junge Mönche fangen kann, und zwar junge Männchen, die noch das rote Köpfchen haben wie ihre Mutter."

„Iſt denn die graue Grasmücke", fragte Goethe, „der ſpäteſte bei uns ankommende Vogel, oder kommen andere noch ſpäter?"

„Der ſogenannte gelbe Spottvogel und der prächtige goldgelbe Pirol", erwiderte ich, „kommen erſt gegen Pfingſten. Beide ziehen nach vollendeter Brütezeit, gegen die Mitte Auguſt, ſchon wieder fort und mauſern ſich mit ihren Jungen im Süden. Hat man ſie im Käfig, ſo mauſern ſie ſich bei uns im Winter, weshalb denn dieſe Vögel ſehr ſchwer durchzubringen ſind. Sie verlangen ſehr viel Wärme. Hängt man ſie aber in die Nähe des Ofens, ſo verkümmern ſie aus Mangel an fruchtbarer Luft; bringt man ſie dagegen in die Nähe des Fenſters, ſo verkümmern ſie in der Kälte der langen Nächte."

„Man hält dafür", ſagte Goethe, „daß die Mauſer eine Krankheit oder wenigſtens von körperlicher Schwäche begleitet ſei."

„Das möchte ich nicht ſagen", erwiderte ich. „Es iſt ein Zuſtand geſteigerter Produktivität, der in freier Luft herrlich vonſtatten geht, ohne die geringſte Beſchwerde, ja bei einigermaßen kräftigen Individuen auch vollkommen gut im Zimmer. Ich habe Grasmücken gehabt, die während der ganzen Mauſer ihren Geſang nicht ausſetzten: ein Zeichen, daß es ihnen durchaus wohl war. Zeigt

ſich aber ein Vogel im Zimmer während der Mauſer kränklich, ſo iſt daraus zu ſchließen, daß er mit dem Futter oder friſcher Luft und Waſſer nicht gehörig behandelt worden. Iſt er im Zimmer im Laufe der Zeit aus Mangel an Luft und Freiheit ſo ſchwach geworden, daß ihm die produktive Kraft fehlt, um in die Mauſer zu kommen, ſo bringe man ihn an die fruchtbare friſche Luft, und die Mauſer wird ſogleich auf das beſte vonſtatten gehen. Bei einem Vogel in freier Wildnis dagegen verläuft ſie ſich ſo ſanft und ſo allmählich, daß er es kaum gewahr wird."

„Aber doch ſchienen Sie vorhin anzudeuten", verſetzte Goethe, „daß die Grasmücken ſich während der Mauſer in das Dickicht der Wälder ziehen."

„Sie bedürfen während dieſer Zeit", erwiderte ich, „allerdings einiges Schutzes. Zwar verfährt die Natur auch in dieſem Falle mit ſolcher Weisheit und Mäßigung, daß ein Vogel während der Mauſer nie mit einemmal ſo viele Federn verliert, daß er unfähig würde, ſo gut zu fliegen, als die Erreichung ſeines Futters es verlangt. Allein es kann doch kommen, daß er z. B. mit einemmal die vierte, fünfte und ſechſte Schwungfeder des linken und die vierte, fünfte und ſechſte Schwungfeder des rechten Flügels verliert, wobei er zwar immer noch ganz gut fliegen kann, allein nicht ſo gut, um dem verfolgenden Raubvogel, beſonders aber dem ſehr ſchnellen und gewandten Baumfalken, zu entgehen, und da kommt ihm denn ein buſchiges Dickicht ſehr zuſtatten."

„Das läßt ſich hören", erwiderte Goethe. „Schreitet aber die Mauſer", fuhr er fort, „an beiden Flügeln gleichmäßig und gewiſſermaßen ſymmetriſch vor?"

„Soweit meine Beobachtungen reichen, allerdings",

erwiderte ich. „Und das ist sehr wohltätig. Denn verlöre ein Vogel z. B. drei Schwungfedern des linken Flügels und nicht zugleich dieselben Federn des rechten, so würde den Flügeln alles Gleichgewicht fehlen, und der Vogel würde sich und seine Bewegung nicht mehr in gehöriger Gewalt haben. Er würde sein wie ein Schiff, dem an der einen Seite die Segel zu schwer und an der andern zu leicht sind."

„Ich sehe", erwiderte Goethe, „man mag in die Natur eindringen, von welcher Seite man wolle, man kommt immer auf einige Weisheit."

Wir waren indes immerfort mühsam bergan gefahren und waren nun nach und nach oben, am Rande der Fichten. Wir kamen an einer Stelle vorbei, wo Steine gebrochen waren und ein Haufen lag. Goethe ließ halten und bat mich, abzusteigen und ein wenig nachzusehen, ob ich nichts von Versteinerungen entdecke. Ich fand einige Muscheln, auch einige zerbrochene Ammonshörner, die ich ihm zureichte, indem ich mich wieder einsetzte. Wir fuhren weiter.

„Immer die alte Geschichte!" sagte Goethe. „Immer der alte Meeresboden! Wenn man von dieser Höhe auf Weimar hinabblickt und auf die mancherlei Dörfer umher, so kommt es einem vor wie ein Wunder, wenn man sich sagt, daß es eine Zeit gegeben, wo in dem weiten Tale dort unten die Walfische ihr Spiel getrieben. Und doch ist es so, wenigstens höchst wahrscheinlich. Die Möwe aber, die damals über dem Meere flog, das diesen Berg bedeckte, hat sicher nicht daran gedacht, daß wir beide heute hier fahren würden. Und wer weiß, ob nach vielen Jahrtausenden die Möwe nicht abermals über diesen Berg fliegt."

Wir waren jetzt oben auf der Höhe und fuhren rasch weiter. Rechts an unserer Seite hatten wir Eichen und Buchen und anderes Laubholz. Weimar war rückwärts nicht mehr zu sehen. Wir waren auf der westlichsten Höhe angelangt, das breite Tal der Unstrut mit vielen Dörfern und kleinen Städten lag in der heitersten Morgensonne vor uns.

„Hier ist gut sein!“ sagte Goethe, indem er halten ließ. „Ich dächte, wir versuchten, wie in dieser guten Luft uns etwa ein kleines Frühstück behagen möchte.“

Wir stiegen aus und gingen auf trockenem Boden am Fuß halbwüchsiger, von vielen Stürmen verkrüppelter Eichen einige Minuten auf und ab, während Friedrich das mitgenommene Frühstück auspackte und auf einer Rasenerhöhung ausbreitete. Die Aussicht von dieser Stelle, in der klaren Morgenbeleuchtung der reinsten Herbstsonne, war in der Tat herrlich. Nach Süden und Südwesten hin übersah man die ganze Reihe des Thüringerwaldgebirges; nach Westen, über Erfurt hinaus, das hochliegende Schloß Gotha und den Inselsberg; weiter nördlich sodann die Berge hinter Langensalza und Mühlhausen, bis sich die Aussicht, nach Norden zu, durch die blauen Harzgebirge abschloß. Ich dachte an die Verse:

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein!
Von Gebirg zu Gebirg
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll.

Wir setzten uns mit dem Rücken nach den Eichen zu, so daß wir während des Frühstücks die weite Aussicht über das halbe Thüringen immer vor uns hatten. Wir verzehrten indes ein Paar gebratene Rebhühner mit

frischem Weißbrot und tranken dazu eine Flasche sehr guten Wein, und zwar aus einer biegsamen feinen goldenen Schale, die Goethe in einem gelben Lederfutteral bei solchen Ausflügen gewöhnlich bei sich führte.

„Ich war sehr oft an dieser Stelle", sagte er, „und dachte in späteren Jahren sehr oft, es würde das letzte Mal sein, daß ich von hier aus die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten überblickte. Allein es hält immer noch einmal zusammen, und ich hoffe, daß es auch heute nicht das letzte Mal ist, daß wir beide uns hier einen guten Tag machen. Wir wollen künftig öfter hierherkommen. Man verschrumpft in dem engen Hauswesen. Hier fühlt man sich groß und frei wie die große Natur, die man vor Augen hat, und wie man eigentlich immer sein sollte.

„Ich übersehe von hier aus", fuhr Goethe fort, „eine Menge Punkte, an die sich die reichsten Erinnerungen eines langen Lebens knüpfen. Was habe ich nicht drüben in den Bergen von Ilmenau in meiner Jugend alles durchgemacht! Dann dort unten im lieben Erfurt wie manches gute Abenteuer erlebt! Auch in Gotha war ich in frühester Zeit oft und gerne; doch seit langen Jahren so gut wie gar nicht."

„Seit ich in Weimar bin", bemerkte ich, „erinnere ich mich nicht, daß Sie dort waren."

„Das hat so eine Bewandtnis", erwiderte Goethe lachend. „Ich bin dort nicht zum besten angeschrieben. Ich will Ihnen davon eine Geschichte erzählen. Als die Mutter des jetzt regierenden Herrn noch in hübscher Jugend war, befand ich mich dort sehr oft. Ich saß eines Abends bei ihr allein am Teetische, als die beiden zehn- bis zwölfjährigen Prinzen, zwei hübsche blond-

lockige Knaben, hereinsprangen und zu uns an den Tisch kamen. Übermütig wie ich sein konnte, fuhr ich den beiden Prinzen mit meinen Händen in die Haare, mit den Worten: ‚Nun, ihr Semmelköpfe, was macht ihr?‘ Die Buben sahen mich mit großen Augen an, im höchsten Erstaunen über meine Kühnheit — und haben es mir später nie vergessen!

„Ich will nun just eben nicht damit prahlen, aber es war so und lag tief in meiner Natur: ich hatte vor der bloßen Fürstlichkeit als solcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menschennatur und ein tüchtiger Menschenwert dahintersteckte, nie viel Respekt. Ja es war mir selber so wohl in meiner Haut und ich fühlte mich selber so vornehm, daß, wenn man mich zum Fürsten gemacht hätte, ich es nicht eben sonderlich merkwürdig gefunden haben würde. Als man mir das Adelsdiplom gab, glaubten viele, wie ich mich dadurch möchte erhoben fühlen. Allein, unter uns, es war mir nichts, gar nichts! Wir Frankfurter Patrizier hielten uns immer dem Adel gleich, und als ich das Diplom in Händen hielt, hatte ich in meinen Gedanken eben nichts weiter, als was ich längst besessen.“

Wir taten noch einen guten Trunk aus der goldenen Schale und fuhren dann um die nördliche Seite des Ettersberges herum nach dem Jagdschlosse Ettersburg. Goethe ließ sämtliche Zimmer aufschließen, die mit heiteren Tapeten und Bildern behängt waren. In dem westlichen Eckzimmer des ersten Stockes sagte er mir, daß Schiller dort einige Zeit gewohnt. „Wir haben überhaupt“, fuhr er fort, „in frühester Zeit hier manchen guten Tag gehabt und manchen guten Tag vertan. Wir waren alle jung und voll Übermut, und es fehlte uns im Sommer

nicht an allerlei improviſiertem Komödienſpiel und im Winter nicht an allerlei Tanz und Schlittenfahrten mit Fackeln."

Wir gingen wieder ins Freie, und Goethe führte mich in weſtlicher Richtung einen Fußweg ins Holz.

„Ich will Ihnen doch auch die Buche zeigen", ſagte er, „worin wir vor fünfzig Jahren unſere Namen geſchnitten. — Aber wie hat ſich das verändert, und wie iſt das alles herangewachſen! — Das wäre denn der Baum! Sie ſehen, er iſt noch in der vollſten Pracht. Auch unſere Namen ſind noch zu ſpüren, doch ſo verquollen und verwachſen, daß ſie kaum noch herauszubringen. Damals ſtand dieſe Buche auf einem freien trockenen Platz. Es war durchaus ſonnig und anmutig umher, und wir ſpielten hier an ſchönen Sommertagen unſere improviſierten Poſſen. Jetzt iſt es hier feucht und unfreundlich. Was ſonſt nur niederes Gebüſch war, iſt indes zu ſchattigen Bäumen herangewachſen, ſo daß man die prächtige Buche unſerer Jugend kaum noch aus dem Dickicht herausfindet."

Wir gingen wieder nach dem Schloſſe, und nachdem wir noch die ziemlich reiche Waffenſammlung beſehen, fuhren wir nach Weimar zurück.

Donnerstag, den 27. September 1827.

Nachmittags einen Augenblick bei Goethe, wo ich Herrn Geheimrat Streckfuß aus Berlin kennen lernte, der dieſen Vormittag mit ihm eine Spazierfahrt gemacht und dann zu Tiſch geblieben war. Als Streckfuß ging, begleitete ich ihn und machte noch einen Gang durch den Park. Bei meiner Zurückkunft über den Markt begegnete ich dem Kanzler und Raupach, mit denen ich

in den Elefanten ging. Abends wieder bei Goethe, der mit mir ein neues Heft von „Kunst und Altertum“ besprach, desgleichen zwölf Blätter Bleistiftumrisse, in welchen die Gebrüder Riepenhausen die Gemälde Polygnots in der Lesche zu Delphi nach einer Beschreibung des Pausanias wiederherzustellen versucht; ein Unternehmen, welches Goethe nicht genug anzuerkennen wußte.

Montag, den 1. Oktober 1827.

Im Theater ‚Das Bild‘ von Houwald. Ich sah zwei Akte und ging dann zu Goethe, der mir die zweite Szene seines neuen ‚Faust‘ vorlas.

„Ich habe in dem Kaiser“, sagte er, „einen Fürsten darzustellen gesucht, der alle möglichen Eigenschaften hat, sein Land zu verlieren, welches ihm denn auch später wirklich gelingt.

„Das Wohl des Reichs und seiner Untertanen macht ihm keine Sorge; er denkt nur an sich und wie er sich von Tag zu Tag mit etwas Neuem amüsiere. Das Land ist ohne Recht und Gerechtigkeit, der Richter selber mitschuldig und auf der Seite der Verbrecher, die unerhörtesten Frevel geschehen ungehindert und ungestraft. Das Heer ist ohne Sold, ohne Disziplin und streift raubend umher, um sich seinen Sold selber zu verschaffen und sich selber zu helfen, wie es kann. Die Staatskasse ist ohne Geld und ohne Hoffnung weiterer Zuschüsse. Im eigenen Haushalte des Kaisers sieht es nicht besser aus: es fehlt in Küche und Keller. Der Marschall, der von Tag zu Tag nicht mehr Rat zu schaffen weiß, ist bereits in den Händen wuchernder Juden, denen alles verpfändet ist, so daß auf den kaiserlichen Tisch vorweggegessenes Brot kommt.

„Der Staatsrat will Sr. Majeſtät über alle dieſe Gebrechen Vorſtellungen tun und ihre Abhilfe beraten; allein der gnädigſte Herr iſt ſehr ungeneigt, ſolchen unangenehmen Dingen ſein hohes Ohr zu leihen; er möchte ſich lieber amüſieren. Hier iſt nun das wahre Element für Mephiſto, der den bisherigen Narren ſchnell beſeitigt und als neuer Narr und Ratgeber ſogleich an der Seite des Kaiſers iſt.“

Goethe las die Szene und das Zwiſchen-Gemurmel der Menge ganz vortrefflich, und ich hatte einen ſehr guten Abend.

Sonntag, den 7. Oktober 1827.

Dieſen Morgen bei ſehr ſchönem Wetter befand ich mich mit Goethe bereits vor acht Uhr im Wagen und auf dem Wege nach Jena, wo er bis morgen abend zu verweilen die Abſicht hatte.

Dort zeitig angekommen, fuhren wir zunächſt am Botaniſchen Garten vor, wo Goethe alle Sträucher und Gewächſe in Augenſchein nahm und alles in ſchönſter Ordnung und im beſten Gedeihen fand. Wir beſahen ferner das Mineralogiſche Kabinett und einige andere naturwiſſenſchaftliche Sammlungen und fuhren darauf zu Herrn von Knebel, der uns zu Tiſch erwartete.

Knebel, im höchſten Alter, eilte Goethen halb ſtolpernd an der Tür entgegen, um ihn in ſeine Arme zu ſchließen. Darauf bei Tiſch ging alles ſehr herzlich und munter zu; von Geſprächen jedoch entwickelte ſich nichts von einiger Bedeutung. Die beiden alten Freunde hatten genug am beiderſeitigen menſchlich nahen Beiſammenſein.

Nach Tiſch machten wir eine Spazierfahrt in ſüdlicher Richtung an der Saale hinauf. Ich kannte dieſe reizende

Gegend bereits aus früherer Zeit, doch wirkte alles wieder so frisch, als hätte ich es vorher nie gesehen.

Als wir uns wieder in den Straßen von Jena befanden, ließ Goethe an einem Bach hinauffahren und an einem Hause halten, das äußerlich eben kein bedeutendes Ansehen hatte.

„Hier hat Voß gewohnt", sagte er, „und ich will Sie doch auch auf diesem klassischen Boden einführen." Wir durchschritten das Haus und traten in den Garten. Von Blumen und anderer Art feiner Kultur war wenig zu spüren, wir gingen auf Rasen unter lauter Obstbäumen. „Das war etwas für Ernestinen", sagte Goethe, „die auch hier ihre trefflichen Eutiner Äpfel nicht vergessen konnte, und die sie mir rühmte als etwas ohnegleichen. Es waren aber die Äpfel ihrer Kindheit gewesen — darin lag's! Ich habe übrigens hier mit Voß und seiner trefflichen Ernestine manchen schönen Tag gehabt und gedenke der alten Zeit sehr gerne. Ein Mann wie Voß wird übrigens so bald nicht wieder kommen. Es haben wenig andere auf die höhere deutsche Kultur einen solchen Einfluß gehabt als er. Es war an ihm alles gesund und derb, weshalb er auch zu den Griechen kein künstliches, sondern ein rein natürliches Verhältnis hatte, woraus denn für uns andern die herrlichsten Früchte erwachsen sind. Wer von seinem Werte durchdrungen ist wie ich, weiß gar nicht, wie er sein Andenken würdig genug ehren soll."

Es war indes gegen sechs Uhr geworden, und Goethe fand es an der Zeit, in unser Nachtquartier zu gehen, das er im Gasthof ‚zum Bären' hatte bestellen lassen.

Man gab uns ein geräumiges Zimmer nebst einem Alkoven mit zwei Betten. Die Sonne war noch nicht lange hinab, der Abendschein lag auf unsern Fenstern

und es war uns gemütlich, noch eine Zeitlang ohne Licht zu sitzen.

Goethe lenkte das Gespräch auf Voß zurück. „Er war mir sehr wert", sagte er, „und ich hätte ihn gern der Akademie und mir erhalten. Allein die Vorteile, die man ihm von Heidelberg her anbot, waren zu bedeutend, als daß wir bei unseren geringen Mitteln sie hätten aufwiegen können. Ich mußte ihn mit schmerzlicher Resignation ziehen lassen.

„Ein Glück für mich war es indes", fuhr Goethe fort, „daß ich Schillern hatte. Denn so verschieden unsere beiderseitigen Naturen auch waren, so gingen doch unsere Richtungen auf eins, welches denn unser Verhältnis so innig machte, daß im Grunde keiner ohne den andern leben konnte."

Goethe erzählte mir darauf von seinem Freunde einige Anekdoten, die mir sehr charakteristisch erschienen.

„Schiller war, wie sich bei seinem großartigen Charakter denken läßt", sagte er, „ein entschiedener Feind aller hohlen Ehrenbezeigungen und aller faden Vergötterung, die man mit ihm trieb oder treiben wollte. Als Kotzebue vorhatte, eine öffentliche Demonstration zu seinem Ruhme zu veranstalten, war es ihm so zuwider, daß er vor innerem Ekel darüber fast krank wurde. Ebenso war es ihm zuwider, wenn ein Fremder sich bei ihm melden ließ. Wenn er augenblicklich behindert war, ihn zu sehen, und er ihn etwa auf den Nachmittag vier Uhr bestellte, so war in der Regel anzunehmen, daß er um die bestimmte Stunde vor lauter Apprehension krank war. Auch konnte er in solchen Fällen gelegentlich sehr ungeduldig und auch wohl grob werden. Ich war Zeuge, wie er einst einen fremden Chirurgus, der, um ihm seinen Besuch zu machen,

bei ihm unangemeldet eintrat, sehr heftig anfuhr, so daß der arme Mensch, ganz verblüfft, nicht wußte, wie schnell er sich sollte zurückziehen.

„Wir waren, wie gesagt und wie wir alle wissen", fuhr Goethe fort, „bei aller Gleichheit unserer Richtungen Naturen sehr verschiedener Art, und zwar nicht bloß in geistigen Dingen, sondern auch in physischen. Eine Luft, die Schillern wohltätig war, wirkte auf mich wie Gift. Ich besuchte ihn eines Tages, und da ich ihn nicht zu Hause fand und seine Frau mir sagte, daß er bald zurückkommen würde, so setzte ich mich an seinen Arbeitstisch, um mir dieses und jenes zu notieren. Ich hatte aber nicht lange gesessen, als ich von einem heimlichen Übelbefinden mich überschlichen fühlte, welches sich nach und nach steigerte, so daß ich endlich einer Ohnmacht nahe war. Ich wußte anfänglich nicht, welcher Ursache ich diesen elenden, mir ganz ungewöhnlichen Zustand zuschreiben sollte, bis ich endlich bemerkte, daß aus einer Schieblade neben mir ein sehr fataler Geruch strömte. Als ich sie öffnete, fand ich zu meinem Erstaunen, daß sie voll fauler Äpfel war. Ich trat sogleich an ein Fenster und schöpfte frische Luft, worauf ich mich denn augenblicklich wiederhergestellt fühlte. Indes war seine Frau wieder hereingetreten, die mir sagte, daß die Schieblade immer mit faulen Äpfeln gefüllt sein müsse, indem dieser Geruch Schillern wohltue und er ohne ihn nicht leben und arbeiten könne.

„Morgen früh", fuhr Goethe fort, „will ich Ihnen auch zeigen, wo Schiller hier in Jena gewohnt hat."

Es war indes Licht gebracht, wir nahmen ein kleines Abendessen und saßen nachher noch eine Weile in allerlei Erinnerungen und Gesprächen.

Ich erzählte Goethen einen merkwürdigen Traum aus meinen Knabenjahren, der am andern Morgen buchstäblich in Erfüllung ging.

„Ich hatte", sagte ich, „mir drei junge Hänflinge erzogen, woran ich mit ganzer Seele hing und die ich über alles liebte. Sie flogen frei in meiner Kammer umher und flogen mir entgegen und auf meine Hand, sowie ich in die Tür hereintrat. Ich hatte eines Mittags das Unglück, daß bei meinem Hereintreten in die Kammer einer dieser Vögel über mich hinweg und zum Hause hinausflog, ich wußte nicht wohin. Ich suchte ihn den ganzen Nachmittag auf allen Dächern, und war untröstlich, als es Abend ward und ich von ihm keine Spur gefunden hatte. Mit betrübten herzlichen Gedanken an ihn schlief ich ein und hatte gegen Morgen folgenden Traum. Ich sah mich nämlich, wie ich an unseren Nachbarhäusern umherging und meinen verlorenen Vogel suchte. Auf einmal höre ich den Ton seiner Stimme und sehe ihn hinter dem Gärtchen unserer Hütte auf dem Dache eines Nachbarhauses sitzen; ich sehe, wie ich ihn locke und wie er näher zu mir herabkommt, wie er futterbegierig die Flügel gegen mich bewegt, aber doch sich nicht entschließen kann, auf meine Hand herabzufliegen. Ich sehe darauf, wie ich schnell durch unser Gärtchen in meine Kammer laufe und die Tasse mit gequollenem Rübsamen herbeihole; ich sehe, wie ich ihm sein beliebtes Futter entgegenreiche, wie er herab auf meine Hand kommt und ich ihn voller Freude zu den beiden andern zurück in meine Kammer trage.

„Mit diesem Traume wache ich auf. Und da es bereits vollkommen Tag war, so werfe ich mich schnell in meine Kleider und habe nichts Eiligeres zu tun, als durch unser Gärtchen zu laufen nach dem Hause hin, wo ich den Vogel

geſehen. Wie groß war aber mein Erſtaunen, als der Vogel wirklich da war! Es geſchah nun buchſtäblich alles, wie ich es im Traume geſehen. Ich lockte ihn, er kommt näher; aber er zögert, auf meine Hand zu fliegen. Ich laufe zurück und hole das Futter, und er fliegt auf meine Hand, und ich bringe ihn wieder zu den andern."

„Dieſes Ihr Knabenereignis", ſagte Goethe, „iſt allerdings höchſt merkwürdig. Aber dergleichen liegt ſehr wohl in der Natur, wenn wir auch dazu noch nicht den rechten Schlüſſel haben. Wir wandeln alle in Geheimniſſen. Wir ſind von einer Atmoſphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wiſſen, was ſich alles in ihr regt und wie es mit unſerm Geiſte in Verbindung ſteht. So viel iſt wohl gewiß, daß in beſonderen Zuſtänden die Fühlfäden unſerer Seele über ihre körperlichen Grenzen hinausreichen können und ihr ein Vorgefühl, ja auch ein wirklicher Blick in die nächſte Zukunft geſtattet iſt."

„Etwas Ähnliches", erwiderte ich, „habe ich erſt neulich erlebt, wo ich von einem Spaziergange auf der Erfurter Chauſſee zurückkam und ich etwa zehn Minuten vor Weimar den geiſtigen Eindruck hatte, wie an der Ecke des Theaters mir eine Perſon begegnete, die ich ſeit Jahr und Tag nicht geſehen und an die ich ſehr lange ebenſowenig gedacht. Es beunruhigte mich, zu denken, daß ſie mir begegnen könnte, und mein Erſtaunen war daher nicht gering, als ſie mir, ſowie ich um die Ecke biegen wollte, wirklich an derſelbigen Stelle ſo entgegentrat, wie ich es vor etwa zehn Minuten im Geiſte geſehen hatte."

„Das iſt gleichfalls ſehr merkwürdig und mehr als Zufall", erwiderte Goethe. „Wie geſagt, wir tappen alle in Geheimniſſen und Wundern. Auch kann eine Seele auf die andere durch bloße ſtille Gegenwart entſchieden

einwirken, wovon ich mehrere Beiſpiele erzählen könnte. Es iſt mir ſehr oft paſſiert, daß, wenn ich mit einem guten Bekannten ging und lebhaft an etwas dachte, dieſer über das, was ich im Sinne hatte, ſogleich an zu reden fing. So habe ich einen Mann gekannt, der, ohne ein Wort zu ſagen, durch bloße Geiſtesgewalt eine in heiteren Geſprächen begriffene Geſellſchaft plötzlich ſtillzumachen imſtande war. Ja er konnte auch eine Verſtimmung hineinbringen, ſo daß es allen unheimlich wurde.

„Wir haben alle etwas von elektriſchen und magnetiſchen Kräften in uns und üben wie der Magnet ſelber eine anziehende und abſtoßende Gewalt aus, je nachdem wir mit etwas Gleichem oder Ungleichem in Berührung kommen. Es iſt möglich, ja ſogar wahrſcheinlich, daß, wenn ein junges Mädchen in einem dunkeln Zimmer ſich, ohne es zu wiſſen, mit einem Manne befände, der die Abſicht hätte, ſie zu ermorden, ſie von ſeiner ihr unbewußten Gegenwart ein unheimliches Gefühl hätte, und daß eine Angſt über ſie käme, die ſie zum Zimmer hinaus und zu ihren Hausgenoſſen triebe."

„Ich kenne eine Opernſzene", entgegnete ich, „worin zwei Liebende, die lange Zeit durch große Entfernung getrennt waren, ſich, ohne es zu wiſſen, in einem dunkeln Zimmer zuſammen befinden. Sie ſind aber nicht lange beiſammen, ſo fängt die magnetiſche Kraft an zu wirken: eins ahnt des anderen Nähe, ſie werden unwillkürlich zueinander hingezogen, und es dauert nicht lange, ſo liegt das junge Mädchen in den Armen des Jünglings."

„Unter Liebenden", verſetzte Goethe, „iſt dieſe magnetiſche Kraft beſonders ſtark und wirkt ſogar ſehr in die Ferne. Ich habe in meinen Jünglingsjahren Fälle genug erlebt, wo auf einſamen Spaziergängen ein mächtiges Ver-

langen nach einem geliebten Mädchen mich überfiel und ich ſolange an ſie dachte, bis ſie mir wirklich entgegenkam. ‚Es wurde mir in meinem Stübchen unruhig‘, ſagte ſie, ‚ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hierher.‘

„So erinnere ich mich eines Falles aus den erſten Jahren meines Hierſeins, wo ich ſehr bald wieder in leidenſchaftliche Zuſtände geraten war. Ich hatte eine größere Reiſe gemacht und war ſchon ſeit einigen Tagen zurückgekehrt, aber durch Hofverhältniſſe, die mich ſpät bis in die Nacht hielten, immer behindert geweſen, die Geliebte zu beſuchen. Auch hatte unſere Neigung bereits die Aufmerkſamkeit der Leute auf ſich gezogen, und ich trug daher Scheu, am offenen Tage hinzugehen, um das Gerede nicht zu vergrößern. Am vierten oder fünften Abend aber konnte ich es nicht länger aushalten, und ich war auf dem Wege zu ihr und ich ſtand vor ihrem Hauſe, ehe ich es dachte. Ich ging leiſe die Treppe hinauf und war im Begriff, in ihr Zimmer zu treten, als ich an verſchiedenen Stimmen hörte, daß ſie nicht allein war. Ich ging unbemerkt wieder hinab und war ſchnell wieder in den dunkeln Straßen, die damals noch keine Beleuchtung hatten. Unmutig und leidenſchaftlich durchſtreifte ich die Stadt in allen Richtungen wohl eine Stunde lang, und immer einmal wieder vor ihrem Hauſe vorbei, voll ſehnſüchtiger Gedanken an die Geliebte. Ich war endlich auf dem Punkte, wieder in mein einſames Zimmer zurückzukehren, als ich noch einmal an ihrem Hauſe vorbeiging und bemerkte, daß ſie kein Licht mehr hatte. Sie wird ausgegangen ſein, ſagte ich zu mir ſelber; aber wohin in dieſer Dunkelheit der Nacht? Und wo ſoll ich ihr begegnen? Ich ging abermals durch mehrere Straßen, es begegneten mir viele Menſchen, und ich war oft

getäuſcht, indem ich ihre Geſtalt und ihre Größe zu ſehen glaubte, aber bei näherem Hinzukommen immer fand, daß ſie es nicht war. Ich glaubte ſchon damals feſt an eine gegenſeitige Einwirkung, und daß ich durch ein mächtiges Verlangen ſie herbeiführen könne. Auch glaubte ich mich unſichtbar von höheren Weſen umgeben, die ich anflehte, ihre Schritte zu mir oder die meinigen zu ihr zu lenken. Aber was biſt du für ein Tor! ſagte ich dann wieder zu mir ſelber; noch einmal es verſuchen und noch einmal zu ihr gehen wollteſt du nicht, und jetzt verlangſt du Zeichen und Wunder!

„Indeſſen war ich an der Eſplanade hinuntergegangen und bis an das kleine Haus gekommen, das in ſpäteren Jahren Schiller bewohnte, als es mich anwandelte, umzukehren und zurück nach dem Palais und von dort eine kleine Straße rechts zu gehen. Ich hatte kaum hundert Schritte in dieſer Richtung getan, als ich eine weibliche Geſtalt mir entgegenkommen ſah, die der erſehnten vollkommen gleich war. Die Straße war nur von dem ſchwachen Licht ein wenig dämmerig, das hin und wieder durch ein Fenſter drang, und da mich dieſen Abend eine ſcheinbare Ähnlichkeit ſchon oft getäuſcht hatte, ſo fühlte ich nicht den Mut, ſie aufs ungewiſſe anzureden. Wir gingen dicht aneinander vorbei, ſo daß unſere Arme ſich berührten; ich ſtand ſtill und blickte mich um, ſie auch. ‚Sind Sie es?‘ ſagte ſie, und ich erkannte ihre liebe Stimme. ‚Endlich!‘ ſagte ich und war beglückt bis zu Tränen. Unſere Hände ergriffen ſich. ‚Nun‘, ſagte ich, ‚meine Hoffnung hat mich nicht betrogen. Mit dem größten Verlangen habe ich Sie geſucht, mein Gefühl ſagte mir, daß ich Sie ſicher finden würde, und nun bin ich glücklich und danke Gott, daß es wahr geworden.‘ ‚Aber, Sie Böſer‘,

ſagte ſie, ‚warum ſind Sie nicht gekommen? Ich erfuhr heute zufällig, daß Sie ſchon ſeit drei Tagen zurück, und habe den ganzen Nachmittag geweint, weil ich dachte, Sie hätten mich vergeſſen. Dann vor einer Stunde ergriff mich ein Verlangen und eine Unruhe nach Ihnen, ich kann es nicht ſagen. Es waren ein paar Freundinnen bei mir, deren Beſuch mir eine Ewigkeit dauerte. Endlich, als ſie fort waren, griff ich unwillkürlich nach meinem Hut und Mäntelchen, es trieb mich, in die Luft zu gehen, in die Dunkelheit hinaus, ich wußte nicht wohin. Dabei lagen Sie mir immer im Sinn, und es war nicht anders, als müßten Sie mir begegnen.‘ Indem ſie ſo aus treuem Herzen ſprach, hielten wir unſere Hände noch immer gefaßt und drückten uns und gaben uns zu verſtehen, daß die Abweſenheit unſere Liebe nicht erkaltet. Ich begleitete ſie bis vor die Tür, bis in ihr Haus. Sie ging auf der finſteren Treppe mir voran, wobei ſie meine Hand hielt und mich ihr gewiſſermaßen nachzog. Mein Glück war unbeſchreiblich, ſowohl über das endliche Wiederſehen als auch darüber, daß mein Glaube mich nicht betrogen und mein Gefühl von einer unſichtbaren Einwirkung mich nicht getäuſcht hatte.“

Goethe war in der liebevollſten Stimmung, ich hätte ihm noch Stunden lang zuhören mögen. Allein er ſchien nach und nach müde zu werden, und ſo gingen wir denn in unſerem Alkoven ſehr bald zu Bette.

Jena, Montag, den 8. Oktober 1827.

Wir ſtanden frühzeitig auf. Während des Ankleidens erzählte Goethe mir einen Traum der vorigen Nacht, wo er ſich nach Göttingen verſetzt geſehen und mit dortigen

Profeſſoren ſeiner Bekanntſchaft allerlei gute Unterhaltung gehabt.

Wir tranken einige Taſſen Kaffee und fuhren ſodann an dem Gebäude vor, welches die naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen enthält. Wir beſahen das Anatomiſche Kabinett, allerlei Skelette von Tieren und Urtieren, auch Skelette von Menſchen früherer Jahrhunderte, bei welchen Goethe die Bemerkung machte, daß ihre Zähne eine ſehr moraliſche Raſſe andeuteten.

Er ließ darauf nach der Sternwarte fahren, wo Herr Dr. Schrön uns die bedeutendſten Inſtrumente vorzeigte und erklärte. Auch das anſtoßende Meteorologiſche Kabinett ward mit beſonderem Intereſſe betrachtet, und Goethe lobte Herrn Dr. Schrön wegen der in allen dieſen Dingen herrſchenden großen Ordnung.

Wir gingen ſodann in den Garten hinab, wo Goethe auf einem Steintiſch in einer Laube ein kleines Frühſtück hatte arrangieren laſſen. „Sie wiſſen wohl kaum“, ſagte er, „an welcher merkwürdigen Stelle wir uns eigentlich befinden. Hier hat Schiller gewohnt. In dieſer Laube, auf dieſen jetzt faſt zuſammengebrochenen Bänken haben wir oft an dieſem alten Steintiſch geſeſſen und manches gute und große Wort miteinander gewechſelt. Er war damals noch in den Dreißigen, ich ſelber noch in den Vierzigen, beide noch in vollſtem Aufſtreben, und es war etwas. Das geht alles hin und vorüber; ich bin auch nicht mehr, der ich geweſen, aber die alte Erde hält Stich, und Luft und Waſſer und Boden ſind noch immer dieſelbigen.

„Gehen Sie doch nachher einmal mit Schrön hinauf und laſſen ſich von ihm in der Manſarde die Zimmer zeigen, die Schiller bewohnt hat.“

Wir ließen uns indes in dieser anmutigen Luft und an diesem guten Ort das Frühstück sehr wohl schmecken. Schiller war dabei wenigstens in unserem Geiste gegenwärtig, und Goethe widmete ihm noch manches gute Wort eines liebevollen Andenkens.

Ich ging darauf mit Schrön in die Mansarde und genoß aus Schillers Fenstern die herrlichste Aussicht. Die Richtung war ganz nach Süden, so daß man Stunden weit den schönen Strom, durch Gebüsch und Krümmungen unterbrochen, heranfließen sah. Auch hatte man einen weiten Horizont. Der Aufgang und Untergang der Planeten war von hier aus herrlich zu beobachten, und man mußte sich sagen, daß dies Lokal durchaus günstig sei, um das Astronomische und Astrologische im ‚Wallenstein' zu dichten.

Ich ging wieder zu Goethe hinab, der zu Herrn Hofrat Döbereiner fahren ließ, den er sehr hochschätzte und der ihm einige neue chemische Experimente zeigte.

Es war indes Mittag geworden. Wir saßen wieder im Wagen. „Ich dächte," sagte Goethe, „wir führen nicht zu Tisch nach dem Bären, sondern genössen den herrlichen Tag im Freien. Ich dächte, wir gingen nach Burgau. Wein haben wir bei uns, und dort finden wir auf jeden Fall einen guten Fisch, den man entweder sieden oder braten mag."

Wir taten so, und es war gar herrlich. Wir fuhren an den Ufern der Saale hinauf, an Gebüschen und Krümmungen vorbei, den anmutigsten Weg, wie ich ihn vorher aus Schillers Mansarde gesehen. Wir waren sehr bald in Burgau. Wir stiegen in dem kleinen Gasthofe ab, nahe am Fluß und an der Brücke, wo es hinüber nach Lobeda geht, welches Städtchen wir, über Wiesen hin, nahe vor Augen hatten.

In dem kleinen Gasthofe war es so, wie Goethe gesagt. Die Wirtin entschuldigte, daß sie auf nichts eingerichtet sei, daß es uns aber an einer Suppe und einem guten Fisch nicht fehlen solle.

Wir promenierten indes im Sonnenschein auf der Brücke hin und her und freuten uns des Flusses, der durch Flößer belebt war, die auf zusammengebundenen fichtenen Bohlen von Zeit zu Zeit unter der Brücke hinglitten und bei ihrem mühsamen nassen Geschäft überaus heiter und laut waren.

Wir aßen unsern Fisch im Freien und blieben sodann noch bei einer Flasche Wein sitzen und hatten allerlei gute Unterhaltung.

Ein kleiner Falke flog vorbei, der in seinem Flug und seiner Gestalt große Ähnlichkeit mit einem Kuckuck hatte.

„Es gab eine Zeit," sagte Goethe, „wo das Studium der Naturgeschichte noch so weit zurück war, daß man die Meinung allgemein verbreitet fand, der Kuckuck sei nur im Sommer ein Kuckuck, im Winter aber ein Raubvogel."

„Diese Ansicht", erwiderte ich, „existiert im Volke auch jetzt noch. Ja, man dichtet dem guten Vogel auch an, daß, sobald er völlig ausgewachsen sei, er seine eigenen Eltern verschlucke. Und so gebraucht man ihn denn als ein Gleichnis des schändlichsten Undanks. Ich kenne noch im gegenwärtigen Augenblick Leute, die sich diese Absurditäten durchaus nicht wollen ausreden lassen, und die daran so fest hängen wie an irgend einem Artikel ihres christlichen Glaubens."

„Soviel ich weiß", sagte Goethe, „klassifiziert man den Kuckuck zu den Spechten."

„Man tut so mitunter", erwiderte ich, „wahrscheinlich aus dem Grunde, weil zwei Zehen seiner schwachen Füße

eine Richtung nach hinten haben. Ich möchte ihn aber nicht dahin ſtellen. Er hat für die Lebensart der Spechte ſo wenig den ſtarken Schnabel, der fähig wäre, irgend eine abgeſtorbene Baumrinde zu brechen, als die ſcharfen, ſehr ſtarken Schwanzfedern, die geeignet wären, ihn bei einer ſolchen Operation zu ſtützen. Auch fehlen ſeinen Zehen die zum Anhalten nötigen ſcharfen Krallen, und ich halte daher ſeine kleinen Füße nicht für wirkliche Kletterfüße, ſondern nur für ſcheinbare."

„Die Herren Ornithologen", verſetzte Goethe, „ſind wahrſcheinlich froh, wenn ſie irgend einen eigentümlichen Vogel nur einigermaßen ſchicklich untergebracht haben; wogegen aber die Natur ihr freies Spiel treibt und ſich um die von beſchränkten Menſchen gemachten Fächer wenig kümmert."

„So wird die Nachtigall", fuhr ich fort, „zu den Grasmücken gezählt, während ſie in der Energie ihres Naturells, ihren Bewegungen und ihrer Lebensweiſe weit mehr Ähnlichkeit mit den Droſſeln hat. Aber auch zu den Droſſeln möchte ich ſie nicht zählen. Sie iſt ein Vogel, der zwiſchen beiden ſteht, ein Vogel für ſich, ſo wie auch der Kuckuck ein Vogel für ſich iſt, mit ſo ſcharf ausgeſprochener Individualität wie einer."

„Alles, was ich über den Kuckuck gehört habe," ſagte Goethe, „gibt mir für dieſen merkwürdigen Vogel ein großes Intereſſe. Er iſt eine höchſt problematiſche Natur, ein offenbares Geheimnis, das aber nichtsdeſtoweniger ſchwer zu löſen, weil es ſo offenbar iſt. Und bei wie vielen Dingen finden wir uns nicht in demſelbigen Falle! Wir ſtecken in lauter Wundern, und das Letzte und Beſte der Dinge iſt uns verſchloſſen. Nehmen wir nur die Bienen. Wir ſehen ſie nach Honig fliegen, ſtundenweit,

und zwar immer einmal in einer andern Richtung. Jetzt fliegen sie wochenlang westlich nach einem Felde von blühendem Rübsamen. Dann ebenso lange nördlich nach blühender Heide. Dann wieder in einer andern Richtung nach der Blüte des Buchweizens. Dann irgendwohin auf ein blühendes Kleefeld. Und endlich wieder in einer andern Richtung nach blühenden Linden. Wer hat ihnen aber gesagt: Jetzt fliegt dorthin, da gibt es etwas für euch! Und dann wieder dort, da gibt es etwas Neues! Und wer führt sie zurück nach ihrem Dorf und ihrer Zelle? Sie gehen wie an einem unsichtbaren Gängelbande hierhin und dorthin; was es aber eigentlich sei, wissen wir nicht. Ebenso die Lerche. Sie steigt singend auf über einem Halmenfeld, sie schwebt über einem Meere von Halmen, das der Wind hin und her wiegt, und wo die eine Welle aussieht wie die andere; sie fährt wieder hinab zu ihren Jungen und trifft, ohne zu fehlen, den kleinen Fleck, wo sie ihr Nest hat. Alle diese äußeren Dinge liegen klar vor uns wie der Tag, aber ihr inneres geistiges Band ist uns verschlossen."

„Mit dem Kuckuck", sagte ich, „ist es nicht anders. Wir wissen von ihm, daß er nicht selber brütet, sondern sein Ei in das Nest irgend eines andern Vogels legt. Wir wissen ferner, daß er es legt: in das Nest der Grasmücke, der gelben Bachstelze, des Mönches, ferner in das Nest der Braunelle, in das Nest des Rotkehlchens und in das Nest des Zaunkönigs. Dieses wissen wir. Auch wissen wir gleichfalls, daß dieses alles Insektenvögel sind und es sein müssen, weil der Kuckuck selber ein Insektenvogel ist und der junge Kuckuck von einem Samen fressenden Vogel nicht könnte erzogen werden. Woran aber erkennt der Kuckuck, daß dieses alles auch wirklich Insekten-

vögel ſind, da doch alle dieſe Genannten ſowohl in ihrer Geſtalt als in ihrer Farbe voneinander ſo äußerſt abweichen, und auch in ihrer Stimme und in ihren Locktönen ſo äußerſt abweichen! Und ferner, wie kommt es, daß der Kuckuck ſein Ei und ſein zartes Junges Neſtern anvertrauen kann, die in Hinſicht auf Struktur und Temperatur, auf Trockenheit und Feuchtigkeit ſo verſchieden ſind wie nur immer möglich? Das Neſt der Grasmücke iſt von dürren Grashälmchen und einigen Pferdehaaren ſo leicht gebaut, daß jede Kälte eindringt und jeder Luftzug hindurchweht, auch von oben offen und ohne Schutz; aber der junge Kuckuck gedeiht darin vortrefflich. Das Neſt des Zaunkönigs dagegen iſt äußerlich von Moos, Halmen und Blättern dicht und feſt gebaut und innen mit allerlei Wolle und Federn ſorgfältig ausgefüttert, ſo daß kein Lüftchen hindurchdringen kann. Auch iſt es oben gedeckt und gewölbt und nur eine kleine Öffnung zum Hinein- und Hinausſchlüpfen des ſehr kleinen Vogels gelaſſen. Man ſollte denken, es müßte in heißen Junitagen in ſolcher geſchloſſenen Höhle eine Hitze zum Erſticken ſein. Allein der junge Kuckuck gedeiht darin aufs beſte. Und wiederum wie anders iſt das Neſt der gelben Bachſtelze! Der Vogel lebt am Waſſer, an Bächen und in allerlei Naſſem. Er baut ſein Neſt auf feuchten Triften, in einem Büſchel von Binſen. Er ſcharrt ein Loch in die feuchte Erde und legt es dürftig mit einigen Grashälmchen aus, ſo daß der junge Kuckuck durchaus im Feuchten und Kühlen gebrütet wird und heranwachſen muß. Und dennoch gedeiht er wiederum vortrefflich. Was iſt das aber für ein Vogel, für den im zarteſten Kindesalter Feuchtes und Trockenes, Hitze und Kälte, Abweichungen, die für jeden anderen Vogel tödlich wären, durch-

aus gleichgültige Dinge ſind! Und wie weiß der alte Kuckuck, daß ſie es ſind, da er doch ſelber im erwachſenen Alter für Näſſe und Kälte ſo ſehr empfindlich iſt?"

„Wir ſtehen hier", erwiderte Goethe, „eben vor einem Geheimnis. Aber ſagen Sie mir doch, wenn Sie es beobachtet haben, wie bringt der Kuckuck ſein Ei in das Neſt des Zaunkönigs, da es doch nur eine ſo geringe Öffnung hat, daß er nicht hineinkommen und er ſich nicht ſelber darauffetzen kann?"

„Er legt es auf irgend eine trockene Stelle", erwiderte ich, „und bringt es mit dem Schnabel hinein. Auch glaube ich, daß er nicht bloß beim Zaunkönig, ſondern auch bei den übrigen Neſtern ſo tut. Denn auch die Neſter der anderen Inſektenvögel, wenn ſie auch oben offen, ſind doch ſo klein oder ſo nahe von Zweigen umgeben, daß der große langſchwänzige Kuckuck ſich nicht darauffetzen könnte. Dies iſt ſehr wohl zu denken. Allein wie es kommen mag, daß der Kuckuck ein ſo außerordentlich kleines Ei legt, ja ſo klein, als wäre es das Ei eines kleinen Inſektenvogels, das iſt ein neues Rätſel, das man im ſtillen bewundert, ohne es löſen zu können. Das Ei des Kuckucks iſt nur um ein weniges größer als das der Grasmücke, und es darf im Grunde nicht größer ſein, wenn die kleinen Inſektenvögel es brüten ſollen. Dies iſt durchaus gut und vernünftig. Allein, daß die Natur, um im ſpeziellen Falle weiſe zu ſein, von einem durchgehenden großen Geſetz abweicht, wonach vom Kolibri bis zum Strauß zwiſchen der Größe des Eies und der Größe des Vogels ein entſchiedenes Verhältnis ſtattfindet, dieſes willkürliche Verfahren, ſage ich, iſt durchaus geeignet, uns zu überraſchen und uns in Erſtaunen zu ſetzen."

„Es ſetzt uns allerdings in Erſtaunen", erwiderte

Goethe, „weil unſer Standpunkt zu klein iſt, als daß wir es überſehen könnten. Wäre uns mehr eröffnet, ſo würden wir auch dieſe ſcheinbaren Abweichungen wahrſcheinlich im Umfange des Geſetzes finden. Doch fahren Sie fort und ſagen Sie mir mehr. Weiß man denn nicht, wie viele Eier der Kuckuck legen mag?“

„Wer darüber etwas mit Beſtimmtheit ſagen wollte,“ antwortete ich, „wäre ein großer Tör. Der Vogel iſt ſehr flüchtig, er iſt bald hier und bald dort. Man findet von ihm in einem einzigen Neſt immer nur ein einziges Ei. Er legt ſicherlich mehrere; allein wer weiß, wo ſie hingeraten, und wer kann ihm nachkommen! Geſetzt aber, er legte fünf Eier, und dieſe würden alle fünf glücklich ausgebrütet und von liebevollen Pflegeeltern herangezogen, ſo hat man wiederum zu bewundern, daß die Natur ſich entſchließen mag, für fünf junge Kuckucke wenigſtens fünfzig Junge unſerer beſten Singvögel zu opfern.“

„In dergleichen Dingen“, erwiderte Goethe, „pflegt die Natur auch in anderen Fällen nicht eben ſkrupulös zu ſein. Sie hat einen großen Etat von Leben zu vergeuden, und ſie tut es gelegentlich ohne ſonderliches Bedenken. Wie aber kommt es, daß für einen einzigen jungen Kuckuck ſo viele junge Singvögel verloren gehen?“

„Zunächſt“, erwiderte ich, „geht die erſte Brut verloren. Denn im Fall auch die Eier des Singvogels neben dem Kuckucksei, wie es wohl geſchieht, mit ausgebrütet würden, ſo haben doch die Eltern über den entſtandenen größeren Vogel eine ſolche Freude und für ihn eine ſolche Zärtlichkeit, daß ſie nur an ihn denken und nur ihn füttern, worüber denn ihre eigenen kleinen Jungen zugrunde gehen und aus dem Neſte verſchwinden. Auch iſt der junge Kuckuck immer begierig und bedarf ſo viel Nahrung, als

die kleinen Insektenvögel nur immer herbeischleppen können. Es dauert sehr lange, ehe er seine vollständige Größe und sein vollständiges Gefieder erreicht und ehe er fähig ist, das Nest zu verlassen und sich zum Gipfel eines Baumes zu erheben. Ist er aber auch längst ausgeflogen, so verlangt er doch noch fortwährend gefüttert zu werden, so daß der ganze Sommer darüber hingeht und die liebevollen Pflegeeltern ihrem großen Kinde immer nachziehen und an eine zweite Brut nicht denken. Aus diesem Grunde gehen denn über einen einzigen jungen Kuckuck so viele andere junge Vögel verloren."

„Das ist sehr überzeugend", erwiderte Goethe. „Doch sagen Sie mir, wird denn der junge Kuckuck, sobald er ausgeflogen ist, auch von anderen Vögeln gefüttert, die ihn nicht gebrütet haben? Es ist mir, als hätte ich dergleichen gehört."

„Es ist so", antwortete ich. „Sobald der junge Kuckuck sein niederes Nest verlassen und seinen Sitz etwa in dem Gipfel einer hohen Eiche genommen hat, läßt er einen lauten Ton hören, welcher sagt, daß er da sei. Nun kommen alle kleinen Vögel der Nachbarschaft, die ihn gehört haben, herbei, um ihn zu begrüßen. Es kommt die Grasmücke, es kommt der Mönch, die gelbe Bachstelze fliegt hinauf, ja der Zaunkönig, dessen Naturell es ist, beständig in niedere Hecken und dichten Gebüschen zu schlüpfen, überwindet seine Natur und erhebt sich dem geliebten Ankömmling entgegen zum Gipfel der hohen Eiche. Das Paar aber, das ihn erzogen hat, ist mit dem Füttern treuer, während die übrigen nur gelegentlich mit einem guten Bissen herzufliegen."

„Es scheint also", sagte Goethe, „zwischen dem jungen Kuckuck und den kleinen Insektenvögeln eine große Liebe zu bestehen."

„Die Liebe der kleinen Insektenvögel zum jungen Kuckuck", erwiderte ich, „ist so groß, daß, wenn man einem Neste nahe kommt, in welchem ein junger Kuckuck gehegt wird, die kleinen Pflegeeltern vor Schreck und Furcht und Sorge nicht wissen, wie sie sich gebärden sollen. Besonders der Mönch drückt eine große Verzweiflung aus, so daß er fast wie in Krämpfen am Boden flattert."

„Merkwürdig genug," erwiderte Goethe; „aber es läßt sich denken. Allein etwas sehr problematisch erscheint mir, daß z. B. ein Grasmückenpaar, das im Begriff ist, die eigenen Eier zu brüten, dem alten Kuckuck erlaubt, ihrem Neste nahe zu kommen und sein Ei hineinzulegen."

„Das ist freilich sehr rätselhaft," erwiderte ich; „doch nicht so ganz. Denn eben dadurch, daß alle kleinen Insektenvögel den ausgeflogenen Kuckuck füttern, und daß ihn also auch die füttern, die ihn nicht gebrütet haben, dadurch entsteht und erhält sich zwischen beiden eine Art Verwandtschaft, so daß sie sich fortwährend kennen und als Glieder einer einzigen großen Familie betrachten. Ja, es kann sogar kommen, daß derselbige Kuckuck, den ein Paar Grasmücken im vorigen Jahre ausgebrütet und erzogen haben, ihnen in diesem Jahre sein Ei bringt."

„Das läßt sich allerdings hören," erwiderte Goethe, „so wenig man es auch begreift. Ein Wunder aber bleibt es mir immer, daß der junge Kuckuck auch von solchen Vögeln gefüttert wird, die ihn nicht gebrütet und erzogen."

„Es ist freilich ein Wunder," erwiderte ich; „doch gibt es wohl etwas Analoges. Ja, ich ahne in dieser Richtung sogar ein großes Gesetz, das tief durch die ganze Natur geht.

„Ich hatte einen jungen Hänfling gefangen, der schon zu groß war, um sich von Menschen füttern zu lassen, aber noch zu jung, um allein zu fressen. Ich gab mir mit

ihm einen halben Tag viele Mühe; da er aber durchaus nichts annehmen wollte, so setzte ich ihn zu einem alten Hänfling hinein, einem guten Sänger, den ich schon seit Jahr und Tag im Käfig gehabt und der außen vor meinem Fenster hing. Ich dachte: wenn der Junge sieht, wie der Alte frißt, so wird er vielleicht auch ans Futter gehen und es ihm nachmachen. Er tat aber nicht so, sondern er öffnete seinen Schnabel gegen den Alten und bewegte mit bittenden Tönen die Flügel gegen ihn, worauf denn der alte Hänfling sich seiner sogleich erbarmte und ihn als Kind annahm und ihn fütterte, als wäre es sein eigenes.

„Ferner brachte man mir eine graue Grasmücke und drei Junge, die ich zusammen in einen großen Käfig tat, und die die Alte fütterte. Am andern Tage brachte man mir zwei bereits ausgeflogene junge Nachtigallen, die ich auch zu der Grasmücke tat und die von ihr gleichfalls adoptiert und gefüttert wurden. Darauf nach einigen Tagen setzte ich noch ein Nest mit beinahe flüggen jungen Müllerchen hinein, und ferner noch ein Nest mit fünf jungen Plattmönchen. Diese alle nahm die Grasmücke an und fütterte sie und sorgte für sie als treue Mutter. Sie hatte immer den Schnabel voll Ameiseneier und war bald in der einen Ecke des geräumigen Käfigs und bald in der andern, und wo nur immer eine hungrige Kehle sich öffnete, da war sie da. Ja noch mehr! Auch das eine indes herangewachsene Junge der Grasmücke fing an, einige der Kleineren zu füttern, zwar noch spielend und etwas kinderhaft, aber doch schon mit entschiedenem Triebe, es der trefflichen Mutter nachzutun."

„Da stehen wir allerdings vor etwas Göttlichem", sagte Goethe, „das mich in ein freudiges Erstaunen setzt. Wäre es wirklich, daß dieses Füttern eines Fremden als etwas

Allgemein-Gesetzliches durch die Natur ginge, so wäre damit manches Rätsel gelöst, und man könnte mit Überzeugung sagen, daß Gott sich der verwaisten jungen Raben erbarme, die ihn anrufen."

„Etwas Allgemein-Gesetzliches", erwiderte ich, „scheint es allerdings zu sein; denn ich habe auch im wilden Zustande dieses hilfreiche Füttern und dieses Erbarmen gegen Verlassene beobachtet.

„Ich hatte im vorigen Sommer in der Nähe von Tiefurt zwei junge Zaunkönige gefangen, die wahrscheinlich erst ganz kürzlich ihr Nest verlassen hatten, denn sie saßen in einem Busch auf einem Zweige nebst sieben Geschwistern in einer Reihe und ließen sich von ihren Alten füttern. Ich nahm die jungen Vögel in mein seidenes Taschentuch und ging in der Richtung nach Weimar bis ans Schießhaus, dann rechts nach der Wiese an der Ilm hinunter und an dem Badeplatz vorüber, und dann wieder links in das kleine Gehölz. Hier, dachte ich, hast du Ruhe, um einmal nach deinen Zaunkönigen zu sehen. Als ich aber das Tuch öffnete, entschlüpften sie mir beide und waren sogleich im Gebüsch und Grase verschwunden, so daß mein Suchen nach ihnen vergebens war. Am dritten Tage kam ich zufällig wieder an dieselbige Stelle, und da ich die Locktöne eines Rotkehlchens hörte, so vermutete ich ein Nest in der Nähe, welches ich nach einigem Umherspähen auch wirklich fand. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich in diesem Nest neben beinahe flüggen jungen Rotkehlchen auch meine beiden jungen Zaunkönige fand, die sich hier ganz gemütlich untergetan hatten und sich von den alten Rotkehlchen füttern ließen. Ich war im hohen Grade glücklich über diesen höchst merkwürdigen Fund. Da ihr so klug seid, dachte ich bei mir selber, und euch

ſo hübſch habt zu helfen gewußt, und da auch die guten Rotkehlchen ſich euerer ſo hilfreich angenommen, ſo bin ich weit entfernt, ſo gaſtfreundliche Verhältniſſe zu ſtören, im Gegenteil wünſche ich euch das allerbeſte Gedeihen."

„Das iſt eine der beſten ornithologiſchen Geſchichten, die mir je zu Ohren gekommen", ſagte Goethe. „Stoßen Sie an, Sie ſollen leben, und ihre glücklichen Beobachtungen mit! Wer das hört und nicht an Gott glaubt, dem helfen nicht Moſes und die Propheten. Das iſt es nun, was ich die Allgegenwart Gottes nenne, der einen Teil ſeiner unendlichen Liebe überall verbreitet und eingepflanzt hat und ſchon im Tiere dasjenige als Knoſpe andeutet, was im edlen Menſchen zur ſchönſten Blüte kommt. Fahren Sie ja in Ihren Studien und Ihren Beobachtungen fort! Sie ſcheinen darin ein beſonderes Glück zu haben und können noch ferner zu ganz unſchätzbaren Reſultaten kommen."

Indes wir nun ſo an unſerm Tiſche in freier Natur uns über gute und tiefe Dinge unterhielten, neigte ſich die Sonne den Gipfeln der weſtlichen Hügel zu, und Goethe fand es an der Zeit, unſern Rückweg anzutreten. Wir fuhren raſch durch Jena, und nachdem wir im Bären bezahlt und noch einen kurzen Beſuch bei Frommanns gemacht, ging es im ſcharfen Trab nach Weimar.

Donnerstag, den 18. Oktober 1827.

Hegel iſt hier, den Goethe perſönlich ſehr hochſchätzt, wenn auch einige ſeiner Philoſophie entſproſſenen Früchte ihm nicht ſonderlich munden wollen. Goethe gab ihm zu Ehren dieſen Abend einen Tee, wobei auch Zelter gegenwärtig, der aber noch dieſe Nacht wieder abzureiſen im Sinne hatte.

Man sprach sehr viel über Hamann, wobei besonders Hegel das Wort führte und über jenen außerordentlichen Geist so gründliche Ansichten entwickelte, wie sie nur aus dem ernstesten und gewissenhaftesten Studium des Gegenstandes hervorgehen konnten.

Sodann wendete sich das Gespräch auf das Wesen der Dialektik. „Es ist im Grunde nichts weiter," sagte Hegel, „als der geregelte, methodisch ausgebildete Widerspruchsgeist, der jedem Menschen inwohnt, und welche Gabe sich groß erweist in Unterscheidung des Wahren vom Falschen."

„Wenn nur", fiel Goethe ein, „solche geistigen Künste und Gewandtheiten nicht häufig gemißbraucht und dazu verwendet würden, um das Falsche wahr und das Wahre falsch zu machen!"

„Dergleichen geschieht wohl," erwiderte Hegel; „aber nur von Leuten, die geistig krank sind."

„Da lobe ich mir", sagte Goethe, „das Studium der Natur, das eine solche Krankheit nicht aufkommen läßt! Denn hier haben wir es mit dem unendlich und ewig Wahren zu tun, das jeden, der nicht durchaus rein und ehrlich bei Beobachtung und Behandlung seines Gegenstandes verfährt, sogleich als unzulänglich verwirft. Auch bin ich gewiß, daß mancher dialektisch Kranke im Studium der Natur eine wohltätige Heilung finden könnte."

Wir waren noch im besten Gespräch und in der heitersten Unterhaltung, als Zelter aufstand und, ohne ein Wort zu sagen, hinausging. Wir wußten, es tat ihm leid, von Goethen Abschied zu nehmen, und daß er diesen zarten Ausweg wähle, um über einen schmerzlichen Moment hinwegzukommen.

Anmerkungen zum ersten Band

Die Anmerkungen beschränken sich auf die notwendigste Erklärung schwer verständlicher Stellen und vereinzelte wichtige Hinweise. Erklärungen, die sich an Namen von Persönlichkeiten, Orten, oder an einzelne Literaturwerke knüpfen, sind in das Register am Schlusse des zweiten Bandes verwiesen. Die Kommentierung des Eckermannschen Werkes ist vor allem Düntzer zu Dank verbunden; auch Ludwig Geiger konnte in seiner Ausgabe manches Neue bringen, was hier genützt ist. Die zahlreichen falschen Daten Eckermanns, besonders im späteren dritten Teil der Gespräche, sind stillschweigend nach Goethes Tagebüchern berichtigt. Ebenso sind ungenaue Zitate meist ohne weitere Erläuterung richtig gestellt worden.

Seite

40, Z. 4. Über Eckermanns Anknüpfung mit Weimar vgl. die Einführung.

44, Z. 11 v. u. heute noch: Unter dem 11. Juni ist in den Tagebüchern der Brief an Cotta notiert, in dem die Empfehlung des Eckermannschen Manuskripts mit den Worten eingeleitet wird: „Nur beobachte ich längst einen jungen Eckermann von Hannover, der mir viel Zutrauen einflößt; ich sende ein Manuskript mit der fahrenden Post, welches er von Ihrer Handlung verlegt wünscht; Sie werden beurtheilen, ob es zu Ihren Zwecken tauglich sey."

48, Z. 12 v. u. „die ersten elf Hefte": von I, 1, erschienen 1818, bis zu dem eben erschienenen IV, 2.

51, Z. 4. Der Brief weicht an einigen Stellen von dem in der Weimarischen Ausgabe, Abteilung IV, Bd. 37 abgedruckten Konzept ab. Dieses sei daher zum Vergleich hier wiedergegeben: „Das Inhalts-Verzeichniß, mein Wertheſter, ist mir zur rechten Zeit gekommen und entspricht ganz meinen Wünschen und Zwecken. Lassen Sie mich die Frankfurter Zeitungsblätter bey meiner Rückkehr auf gleiche Weise redigirt finden, so zolle den besten Dank, welchen ich vorläufig schon im Stillen entrichte, indem ich Ihre Gesinnungen, Zustände, Wünsche, Zwecke und Plane mit mir theilnehmend herumtrage, um bey meiner Rückkunft mich über Ihr Wohl desto gründlicher besprechen zu können. Mehr sag ich heute nicht; der Abschied von Marienbad gibt mancherlei

zu denken und zu thun, während man ein allzu kurzes Verweilen mit vorzüglichen Menschen gar schmerzlich empfindet.

Möge ich Sie in stiller Thätigkeit antreffen, aus der denn doch zuletzt am sichersten und reinsten Weltumsicht und Erfahrung hervorgehen. Leben Sie wohl; ich freue mich auf ein längeres und engeres Zusammenseyn.

Marienbad den 14. August 1823. Goethe."

55, Z. 15. ein herrliches Talent: Das von Goethe sehr überschätzte Werk war in Kunst und Altertum III, 1 (1821) und III, 3 (1822) gewürdigt worden. Die Besprechungen sind leicht zugänglich in der Cottaschen Jubiläums-Ausgabe Bd. 37, S. 191.

61, Z. 14. seinen Stern: den Falkenorden.

61, Z. 17. Aldobrandinische Hochzeit: die von H. Meyer 1797 angefertigte Kopie des antiken Wandgemäldes, die noch heute im Goethehaus zu sehen ist.

63, Z. 18. Eine geistreiche Dame: Frau von Savigny, die Schwester Bettinas von Arnim, eine geb. Brentano, die nach den „Unterhaltungen" des Kanzlers von Müller viel „von Beethovens Singularitäten und Geldverachtung" erzählte.

63, Z. 7 v. u. Fräulein Ulrike: von Pogwisch, die Schwester Ottiliens.

64, Z. 9 v. u. Entgegen der Angabe Goethes existiert das Schema einer Fortsetzung zu Pandora, „Pandorens Wiederkunft zweiter Teil" betitelt. Vgl. Jubiläums-Ausgabe Bd. 15, S. 379.

68, Z. 9 v. u. Junge Polin: Mad. Szymanowska, die Klaviervirtuosin; ihr schrieb Goethe den letzten Teil der Trilogie der Leidenschaft, die „Aussöhnung" am 18. August 1823 ins Stammbuch. Ihr Spiel hatte wohltätig auf ihn eingewirkt, nachdem Ulrike von Levetzow seine Werbung mit einem Nein beantwortet hatte.

70, Z. 10ff. Erst aus dem vor wenigen Jahren veröffentlichten Aufzeichnungen Ulrikens von Levetzow (A. Sauer „Ulrike von Levetzow und ihre Erinnerungen an Goethe" Deutsche Arbeit, 3. Jahrgang, Heft 4, S. 293ff.) ist bekannt, daß der Großherzog Karl August in der Tat für den Vierundsiebenzigjährigen um die Hand der noch nicht Zwanzigjährigen angehalten hat, mit negativem Erfolg.

Seite

79, Z. 12. Das Gedicht: die Trilogie Paria. Jubiläums-Ausgabe, Bd. 2, S. 199.

80, Z. 3. vierzig Jahre: die erste genaue Beziehung auf den Stoff der Dichtung findet sich zwar erst im Tagebuch vom 27. Mai 1807. Schon vor der Bekanntschaft mit dem Stoff durch Sonnerats „Reise nach Ostindien und China" (1783) findet sich nach E. v. d. Hellens Hinweis der Ausdruck ähnlichen ethischen Empfindens in einem Brief an Charlotte von Stein (4. Dez. 1777): „Wie sehr ich wieder, auf diesem dunklen Zug, Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedre nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist!"

80, Z. 5 v. u. Fr. Rückerts „Östliche Rosen" waren 1821 erschienen. Goethe hatte schon 1822 in „Kunst und Altertum" III, 3, darüber gehandelt.

81, Z. 11. bejahrter Mann: Christoph Sutor, Goethes Diener 1777—1788.

82, Z. 9 ff. 6. April 1783 schrieb Goethe an Frau von Stein: „Heute Nacht sah ich ein Nordlicht in Südost, wenn nur nicht wieder ein Erdbeben gewesen ist, denn es ist eine außerordentliche Erscheinung." Offenbar war auch wenige Monate vorher am 5. Februar, dem Tage eines schweren Erdbebens in Kalabrien, ein Nordlicht beobachtet worden.

85, Z. 13. fertig vorlegte: ein merkwürdiger Irrtum Goethes. Aus seinem Briefwechsel mit Schiller ist bekannt, daß Schiller schon die einzelnen Gesänge von „Hermann und Dorothea" unmittelbar nach der Entstehung kennen lernte.

89, Z. 12 v. u. Ghaselen: gemeint sind Platens „Neue Ghaselen", Erlangen 1824, die Goethe im September 1823 vom Verfasser erhalten hatte.

92, Z. 8 v. u. um an Hof zu gehen: August von Goethe war Kammerherr beim Erbprinzen.

95, Z. 15 v. u. Dieses Gespräch vom 31. Dezember 1823 ist in allen neueren Eckermann-Ausgaben als Soréts Eigentum bezeichnet. Es steht aber weder in Soréts Manuskript, wie aus Burkhardts Ausgabe der Unterhaltungen mit Soret ersichtlich, noch verzeichnen die Tagebücher IX, S. 161 einen Besuch Soréts. Eckermann hat denn auch in der ersten Ausgabe des

dritten Teils der Gespräche diese Unterredung ganz richtig unter die seinen eingereiht.

100, Z. 10 v. u. Ob aber Napoleon dieselbe Stelle gemeint hat: Napoleon hatte, wie aus Kanzler von Müllers „Erinnerungen" hervorgeht, getadelt, daß neben dem Motiv der unglücklichen Liebe auch das der gekränkten Ehre herangezogen ist. Das trifft allerdings nur die erste Fassung des „Werther", nach der offenbar die französische Übersetzung hergestellt war, nicht die spätere, seit 1786 gangbare.

109, Z. 15. meine kolossale Juno: Goethe besaß einen Abguß der Juno Ludovisi, den er vom Staatsrat Schultz geschenkt erhalten hatte.

111, Z. 15. Rauchs Modell: für ein Denkmal, das am 70. Geburtstag Goethes zu errichten Frankfurt a. M. beschlossen hatte. Vgl. Zahme Xenien, Jubiläums-Ausgabe Bd. 4, S. 110.

111, Z. 11 v. u. deutsche Paria: von Meyerbeers Bruder Michael Beer, wurde 1824 in Weimar aufgeführt. Das französische Trauerspiel: Le Paria (1821) von Casimir Delavigne. Goethes Anhang siehe Jubiläums-Ausgabe Bd. 37, S. 332.

114, Z. 8 v. u. zwei höchst merkwürdige Gedichte: Das „Tagebuch", und eine der unterdrückten „Römischen Elegien"; zugänglich jetzt in der Weimarer Ausgabe und einem Nachdruck von Dr. M. Mendheim, (Leipzig, A. Weigel 1904).

120, Z. 4. ein besseres Geschick: seit 1801 lebte der Dichter als Hausfreund bei Elise von der Recke, zumeist in Dresden.

131, Z. 3 v. u. von Meyer gemalt: Meyer kehrte erst November 1791 aus Italien nach Weimar zurück und fertigte im Frühjahr 1792 ein Aquarellbild von Goethe an.

133, Z. 11 v. u. vor vierzig Jahren: vielmehr bereits im Herbst 1776.

135, Z. 10. Fortsetzung der „Hagestolzen": von einer solchen Arbeit mit Schiller ist nichts bekannt, doch mögen mehrfache Aufführungen des Iffland'schen Stückes zwischen 1793 und 1804 Gelegenheit zu solchen Gesprächen gegeben haben. Dagegen hat Goethe einigen Anteil an einem Nachspiel Peucers zu den „Hagestolzen", das am 10. Mai 1815 zugleich mit den beiden letzten Akten zu Ehren Iffland's gegeben wurde.

145, Z. 11. Worte eines Alten: des Nonnus von Panopolis.

Seite

146, Z. 12. Regeln und Studien: die „Regeln für Schauspieler (1803)", entstanden aus Diktaten Goethes für die Schauspieleleven Grüner und Wolff, dann von Eckermann mit Goethes „Erlaubnis und Beirat" bearbeitet.

146, Z. 2 v. u. Theaterleitung: 1791—1817.

151, Z. 8. Abhandlung über den Dilettantismus: ein Schema aus dem Jahr 1799, gemeinsame Vorarbeit Goethes und Schillers zu einem nicht ausgeführten Aufsatze.

151, Z. 14 v. u. Er ließ dabei nicht undeutlich merken: Das kann nicht ganz zutreffen, da damals noch Schubarth von Goethe für diese Arbeit in Aussicht genommen war. Für ihn, der ohne eigene Schuld aus der regelmäßigen Verbindung mit Goethe gekommen war, trat dann Eckermann ein.

151, Z. 5 v. u. alle Briefe: 1797 hatte er freilich ein großes Autodafé der angesammelten Briefe veranstaltet.

152, Z. 14. englischen Gedicht: King Coals Levee or geological etiquette von John Scafe. London 1819.

153, Z. 1 v. u. neuesten Hebungstheorie: nach Düntzer von Alex. v. Humboldt, 1823, von Elie de Beaumont 1824 aufgestellt.

155, Z. 4 v. u. ‚Jüngsten Gerichts': Vision of the Judgement, 1821. Vgl. Goethes Äußerungen zu Robinson: Goethe im Gespräch, herausgegeben v. F. Deibel und F. Gundelfinger. 3. Aufl. (Insel-Verlag, Leipzig 1907), S. 280.

159, Z. 9 v. u. Plan zu „Faust": wurde nicht aufgenommen. Diese Skizze der Urgestalt des 2. Teils ist zuerst im 15. Bd. der Weimar. Ausgabe veröffentlicht worden.

162, Z. 7. jene Ode: „Die beiden Musen" (1752). Es heißt dort: „Sie flogen mit Adlereil'. Die weite Laufbahn stäubte wie Wolken auf."

163, Z. 3. mit spöttelnden Anmerkungen: auch in Dichtung und Wahrheit heißt es: Herder habe sich „unfreundlich und hart dagegen geäußert", was aber nicht den Tatsachen entspricht.

169, Z. 4 v. u. nach Bonn geschickt habe: den Tagebüchern zufolge ist die Sendung an Michael Beer erst am 17. Dezember befördert worden.

174, Z. 5 v. u. im Jahre 1775: erst 1787 wurde das Drama in der endgültigen Fassung beendet.

175, Z. 8 v. u. einer Dichterin: nach Düntzer Agnes Franz, bei

der es sich aber nur um die literarische „Bekanntschaft" handeln könnte.

177, Z. 1. unseres kräftigen Mädchens in Halle: Thereſe von Jakob, bekannt unter dem Pseudonym Talvj, die am 12. April 1824 Goethen die „Übersetzung einiger serbischen Volksgesänge aus der Sammlung des Herrn Wuk" zugesandt hatte. Goethe schrieb dann für „Kunst und Altertum" V, 2 (1825) eine kleine Studie „Serbische Lieder."

180, Z. 9. eine Situation: Der Widerspenstigen Zähmung IV, 5 und Odyssee VI, 154 ff. (Düntzer).

180, Z. 18. Lord Byron: in dem von Medwin herausgegebenen „Journal of Conversations of Lord Byron" (1824).

181, Z. 10. ein Lied von Shakespeare: Faust I, 3682 ff.; die erste Strophe des Liedes, das Mephistopheles singt, ist nach dem von Ophelia gesungenen populären Sang To morrow is Saint Valentine's day umgemodelt.

181, Z. 12 v. u. seiner fortgesetzten Selbstbiographie: der Annalen.

182, Z. 9 v. u. lateinischen Übersetzung: im Jahre 1822 waren eine Übersetzung erschienen, von B. G. Fischer; 1825 erschien eine andere von Joseph Grafen von Berlichingen. Über das eine äußert sich Goethe 8. Juli 1823 in einem Brief an Schultz, sie kommt wohl auch hier in Betracht.

182, Z. 5 v. u. Schiller tadelte: in einem Brief vom 20. Oktober 1797.

183, Z. 10 v. u. einen Journalisten: vielleicht Nicolai, der aber schon 1733 geboren ist. Auch Friedrich Schlegel könnte etwa gemeint sein.

184, Z. 1. Tierkreis': Xenien, Jubiläums-Ausgabe Bd. 4, Nummer 60—82, der Tierkreis und andere Sternbilder.

185, Z. 18 ‚Eugenie': „Die natürliche Tochter."

186, Z. 8. Seinen letzten Brief: der Brief vom 24. April war Schillers vorletzter; es folgte noch einer, undatiert, jedenfalls am 25. April 1805.

186, Z. 2 v. u. ‚Dogen von Venedig': Marino Faliero.

194, Z. 6 v. u. Eckermann spielt ungenau auf die Verse aus Pandora an: „Das brenne dort! Viel schöner baut sich's wieder auf."

Seite

199, Z. 11 v. u. nach jeder gelungenen Vorstellung: ist, wie Düntzer bereits angemerkt hat, stark übertrieben.

204, Z. 1 v. u. auch die Sonntage: bis dahin hatte man in Weimar nur an drei Wochentagen gespielt.

208, Z. 4. Kaum alle drei bis vier Jahre: unter Goethes Theaterleitung wurde „Iphigenie" von 1802—1815 15 mal, „Tasso" von 1807—1813 10 mal gegeben (Geiger).

219, Z. 10 v. u. Lopez de Vega: soll über 1500 Komödien geschrieben haben.

225, Z. 4 v. u. von der Leitung des Baues zurücktrete: trifft nicht zu, Coudray leitete den Bau nach einem andern Plane.

233, Z. 4. die Behörden sich genötigt sahen: die lächerliche Demagogenriecherei war der Anlaß, daß in Preußen schon 1818 die Turnplätze geschlossen wurden.

242, Z. 18. Läßt mich das Alter: „Zahme Xenien" II, 537 ff, Jubiläums-Ausgabe Bd. 4, S. 52.

244, Z. 3 v. u. Menander: 1823 war eine Ausgabe von Meineke erschienen (Düntzer).

253, Z. 10. historische Kritik: Goethe nimmt hier Bezug auf Niebuhrs Römische Geschichte.

254, Z. 11 v. u. ***: wohl A. W. Schlegel gemeint, gegen den sich Goethe in ähnlicher Weise auch S. 355 wendet.

256, Z. 14. mein Jubiläum: 50 Jahre seit Goethes Ankunft in Weimar.

257, Z. 8. die Menschen: auch Schiller rechnete zu den Tadlern, vgl. seine Briefe vom 18. und 22. Juni 1796.

259, Z. 6 v. u. Brief von Zelter: vom 16. Dezember 1825, worauf Goethe am 30. Dezember erwiderte.

268, Z. 5. alten Diener: Philipp Seidel, den Goethe aus Frankfurt mitgebracht und der bis zur italienischen Reise sein Faktotum war; 1820 ist er als Rentamtmann in Weimar gestorben.

268, Z. 9. Höllenfahrt Christi: „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi", gedruckt zuerst in der genannten Zeitschrift 1766.

268, Z. 4 v. u. in englischer Sprache: unter den Versübungen in englischer Sprache, die Goethe zwischen 1766 und 1768 an seine Schwester geschickt, ist keine, auf die die Angaben hier passen.

Seite

270, Z. 17. seiner Dedikation: der zweiten Auflage des Sardanapal. Für die erste war Goethes Einwilligung zu spät gekommen.

270, Z. 18. zu Medwins Konversationen: hatte Goethe auf Vermittlung Sorets den Beitrag „Zum Andenken Byrons" geliefert. Jubiläums-Ausgabe Bd. 37, S. 267.

271, Z. 12. „Globe": Le Globe, die Zeitschrift der französischen Romantiker, herausgegeben von Pierre Dubois, erhielt Goethe seit September 1824 regelmäßig zugeschickt.

274, Z. 5. eingeübt in den besten Stücken: zumeist war es umgekehrt, d. h. in Lauchstädt wurden nur Stücke aus dem Weimarer Repertoir wiederholt.

277, Z. 15. einen Steindruck: Probedruck von Eugène Delacroix zur Prachtausgabe der französischen Faustübersetzung von Albert Stapfer.

280, Z. 13. Brief von Mozart: durch Zelter war Goethe 10. Dezember 1824 auf einen in der „Allgemeinen Wiener Theaterzeitung" abgedruckten Brief Mozarts aufmerksam gemacht worden, von dem der Biograph Mozarts, Otto Jahn, freilich nachgewiesen hat, daß er nicht ganz von dem Komponisten stamme.

280, Z. 11 v. u. Leonardo da Vinci sagt: im Traktat von der Malerei. Vgl. jetzt Marie Herzfelds Ausgabe. (Jena, Diederichs).

281, Z. 16. einem Bilde Correggios: jetzt im Museo Nazionale zu Neapel. Goethe spricht davon in der „Italienischen Reise" unter dem 22. März 1787.

282, Z. 9 v. u. die Paragraphen: § 155—159, weiter § 66 ff.

285, Z. 16. einer ihrer Besten: Düntzer vermutet, es sei H. S. Leprince, oder vielleicht auch der Maler Bourgeois.

290, Z. 13 v. u. Cannings treffliche Rede: wurde am 12. Dezember 1826 im Unterhaus gehalten zugunsten des von Spanien bedrohten Portugal.

291, Z. 9. Gedichte von Victor Hugo: Odes et Ballades, deren letzter Band 1826 erschienen und Goethen eben zugegangen war.

295, Z. 13. v. u. die Arie ‚Ich hab's gesagt': Aus dem Singspiel „Die Fischerin."

295, Z. 5 v. u. ‚Jussufs Reize möcht' ich borgen': aus dem Gedicht ‚Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde' im Westöstlichen Divan, Buch Suleika.

295, Z. 2 v. u. ‚Ach, um deine feuchten Schwingen': West-

östlicher Divan, Buch Suleika; von Marianne von Willemer gedichtet.

296, Z. 4. kein Verhältnis mehr: das muß Eckermann nicht richtig verstanden haben. Verse und Briefe an Marianne von Willemer aus dem nächsten Jahr widersprechen der Behauptung.

297, Z. 6. seinem Sekretär: damals C. F. John.

297, Z. 11. legte mir diesen Abend: die verschiedenen Zeitangaben, die Eckermann hier macht, bedürfen der Korrektur. Er war, wie schon die vorhergehenden Gespräche zeigen, öfter bei Goethe als alle acht Tage und erhielt nach den Tagebüchern auch schon am 11. Januar einen Teil der Novelle.

297, Z. 2 v. u. vor dreißig Jahren: schon 1797 ward ein Schema „Die Jagd" entworfen, das wir nicht mehr besitzen, und das Goethe selbst erst auffand, als die wesentliche Arbeit für die „Novelle" schon getan war.

300, Z. 7 v. u. Fausts Rede an die Proserpina: nicht ausgeführt.

301, Z. 5. Urbino-Zimmer: ein kleiner Raum neben dem Gesellschaftszimmer, wo u. a. Baroccio's „Herzog von Urbino" aufgehängt war.

301, Z. 12. großen Kupferstich: Toschi's Stich nach des David-Schülers Baron François Gérard Gemälde „L'entrée de Henri IV à Paris", der Goethen von Gérard selbst über Boisserée gesandt worden war.

302, Z. 2. bedeutenden Mannes: Baron de St. Aignan.

305, Z. 13. während wir am Theater waren: seit dem Jahr 1800 nahm Schiller an der Leitung der Bühne teil.

306, Z. 6. Fürst ***: nach Düntzer der russische Fürst und Geheimrat Putiattin, der seit Jahrhundert-Anfang als Gutsbesitzer in der Nähe von Pillnitz lebte.

307, Z. 6. längst: im Jahr 1804. Die Verse, zuerst in einer Abendgesellschaft bei Frommanns als Toast gesprochen, gingen dann in die „Zahmen Xenien" ein.

313, Z. 4 v. u. Konversations-Lexikon: von Brockhaus, von dem 1796 ff. die erste, 1827 die siebente Auflage erschien.

315, Z. 11 v. u. Der Großherzog bestimmte Schillern: Die Angaben treffen nicht ganz zu. Als Schiller 1799 von Jena nach Weimar übersiedelte, erhielt er ein Gehalt von 600 Talern.

Seite

Erſt 1804 gewährte der Herzog die Erhöhung auf 1000 Taler. Auch daß Schiller ein Anerbieten (Z. 7 v. u.) abgelehnt habe, iſt wohl nicht richtig, ebenſo wenig die Behauptung, er habe jährlich zwei Stücke geſchrieben.

316, Z. 5. etwas Likör: ſonſt iſt nur Schillers Vorliebe für Kaffee bezeugt.

316, Z. 19. berühmte deutſche Literatoren: Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel.

317, Z. 13. Verfaſſer der Stücke der Clara Gazul: Proſper Merimée, deſſen Théâtre de Clara Gazul, comédiene espagnole, eine Sammlung romantiſcher Dramen, 1825 erſchienen war.

327, Z. 7. chineſiſchen Roman: nach den Tagebuch-Aufzeichnungen vom 3., 4., 6. Februar Chinese Courtship in verse by P. P. Thoms, 1824; chineſiſch „Hoantsien", das Blumenblatt.

331, Z. 6 v. u. mit dem ‚Phaëthon' des Euripides: vom Sommer 1821 an hatte ſich Goethe unter Göttlings und Riemers Beihilfe mit der Ordnung und Rekonſtruktion des Phaëthon beſchäftigt. Vgl. Jubiläums-Ausgabe Bd. 37, S. 232 ff.

333, Z. 14. Scott mit meiner „Mignon": man hat auf die Geſtalt der Fenella in „Peveril of the Peak" hingewieſen.

333, Z. 19. Beſuch des Kronprinzen von Preußen: des ſpäteren Königs Friedrich Wilhelm IV., der auch am 4. Februar Goethen beſuchte.

338, Z. 3 v. u. machte damit ſeine großen Entdeckungen: nach Düntzer nur die des Ringes des Saturn und der Trabanten des Jupiter.

342, Z. 11 v. u. Seine „Kunſtgeſchichte": H. Meyers „Geſchichte der bildenden Künſte bei den Griechen" war 1824 in 2 Bänden erſchienen.

342, Z. 2 v. u. deſſen Werk über Cuba: Essai politique sur l'île de Cuba 1827. Humboldt hatte es durch den Grafen Lottum an Goethe geſchickt.

345, Z. 12. Buch von H. F. W. Hinrichs: „Das Weſen der antiken Tragödie in äſthetiſchen Vorleſungen durchgeführt an den beiden Ödipus des Sophokles im allgemeinen und an der Antigone insbeſondere." Halle 1827.

Seite

350, Z. 7 v. u. eine Stelle: in der Tat war dieſe ſchon 1821 von A. L. Jacob für unecht erklärt worden, wogegen aber die Autorität Auguſt Böckhs in den „Abhandlungen der Berliner Akademie von 1824" Einſpruch erhoben hatte.

361, Z. 2. einigen eingeſchriebenen Verſen: ſie ſind in die Werke übergegangen unter dem Titel „An Georg Wilhelm Krüger. 31. März 1827." Vgl. Jubiläums-Ausgabe Bd. 3, S. 161.

365, Z. 2. Briefe Jacobis: Friedrich Heinrich Jacobis auserleſener Briefwechſel. 2 Bände, 1825 und 1827.

366, Z. 2. Nein: Leſſing iſt doch mit Briefen vertreten.

366, Z. 15. in der früheren Zeit: Herder kam kaum ein Jahr nach Goethe nach Weimar. Eckermann iſt hier nicht genau, denn auch daß Herder Wieland wegnahm, trifft nicht zu.

372, Z. 18. ſoll ſelbſt einmal geäußert haben: in ſeiner „Duplik" (1778), doch iſt die Stelle bei Goethe ſehr gemildert.

373, Z. 3. Kant: Goethes Verhältnis zu ihm iſt neuerdings mehrfach unterſucht worden, ſo von Vorländer (Goethe-Jahrbuch, Bd. 19) der, zweifellos zu weit gehend, zu belegen verſucht, daß Kant Goethes „theoretiſches, äſthetiſches, ethiſches Denken tief und nachhaltig, jedenfalls weit ſtärker, als man gewöhnlich annimmt, beeinflußt hat."

373, Z. 8 v. u. Lehre vom Verſuch: der Aufſatz: „Der Verſuch als Vermittler von Objekt und Subjekt", geſchrieben 1792, veröffentlicht erſt 1823 in den Heften „Zur Naturwiſſenſchaft."

382, Z. 4, Z. 10 und Z. 6 v. u.: Macbeth I, 7; IV, 3 und I, 7.

383, Z. 9 v. u. Webicht: kleines Gehölz auf dem Wege nach Tiefurt.

385, Z. 2. eine Beurteilung: einen Auszug aus Ampères Beſprechung der Stapferſchen Überſetzung gab Goethe ſelbſt in Kunſt und Altertum (V, 3), was Eckermann hier ſeltſamerweiſe nicht berichtet.

386, Z. 17. vor einigen Tagen in Weimar eintraf: am 26. April war Ampère bereits bei Goethe; er war damals beinahe 27 Jahre alt.

386, Z. 7 v. u. im zwanzigſten Jahre: als das „Théâtre de Clara Gazul" erſchien, war Merimée 22 Jahre alt.

391, Z. 1. italieniſche Fiſcher: eigentlich Schiffer; über den „famoſen Geſang der Schiffer" von Stellen Taſſos und Arioſts berichtet Goethe aus Venedig unter dem 7. Oktober 1786.

Seite

391, Z. 12. seines Freundes Stapfer: nicht der vorher genannte Übersetzer, sondern nach Goethes Tagebuchnotiz „ein Verwandter des Übersetzers“ aus Bern.

392, Z. 5 v. u. die Sage vom ‚Tell‘ als episches Gedicht: auch in den Tages- und Jahresheften (1804) spricht Goethe von dem Plan.

392, Z. 3 v. u. noch einmal: es war das dritte Mal, vom 28. September bis zum 8. Oktober, zusammen mit Meyer.

393, Z. 3 v. u. Winkelried: ist offenbar eine Verwechslung, vielleicht mit Melchthal.

394, Z. 14. in dessen Seele: Diese Darstellung trifft nicht zu. Goethe hatte seinen Plan längst bei Seite gelegt, als Schiller ganz selbständig 1802 über den Stoff kam.

400, Z. 19. deine Prinzeß: Marie Luise Alexandrine von Sachsen-Weimar, die vor kurzem den Prinzen Karl von Preußen geheiratet hatte. Goethe schrieb wohl die vier Verse „Bildnis der Prinzessin Marie“ ein. Jubiläums-Ausgabe Bd. 2, S. 125.

402, Z. 4 v. u. eines italienischen Meisters: nach Düntzer Guiseppe Maria Crespi.

404, Z. 14 v. u. Darstellung der Stadt London: im zehnten Gesang.

405, Z. 2 v. u. ‚in der Helena‘: Gestalt des Euphorion.

407, Z. 9 v. u. diese ganze Sammlung zur Ansicht: Eckermann irrt sich hier. Goethe hatte die Sammlung, die am 9. Juli in seine Hände gekommen war, bei Carl Gottlieb Reinhardt, Hofbaudepotverwalter und Verfertiger von Pasten und Abdrücken in Berlin, fest bestellt. Vgl. Briefe an A. Nicolovius und C. G. Reinhardt, Weim. Ausg., IV. Abt., Bd. 42, S. 254 ff.

407, Z. 6 v. u. wie Winckelmann sie geordnet hat: in seiner Description des pierres gravées du feu Baron de Stosch 1749. Die ausgiebige Übersetzung davon, das „Verzeichnis der geschnittenen Steine in dem königlichen Museum der Alterthümer zu Berlin“ hat Goethe in „Kunst und Altertum“ VI, 2 angezeigt.

408, Z. 8 v. u. Wollen die Menschen Bestien: in „Sprichwörtlich“, Jubiläums-Ausgabe Bd. 4, S. 18.

409, Z. 9 v. u. das einschränkende Preßgesetz: in Frankreich

war die Zensur, die seit 1824 aufgehoben war, am 24. Juni 1827 wieder eingeführt worden.

411, Z. 14. ein Roman in drei Bänden: I promessi sposi, über die sich Goethe auch an Knebel, 31. Juli 1827, begeistert ausspricht. Über den „Conte de Carmagnola" hatte sich Goethe in „Kunst und Altertum" mehrfach geäußert. Diese Aufsätze und der über Adelchi gingen ein in Opere poetiche di Alessandro Manzoni con prefazione di Goethe, Jena 1827.

411, Z. 3 v. u. Übersetzung der Romane: Specimens of German Romance, 4 Bände, 1827.

412, Z. 7 v. u. Übersetzung des Sophokles: von Georg Thudichum, von der 1827 drei Stücke erschienen waren.

413, Z. 4. über Schlosser: „Universalhistorische Übersicht der Geschichte der alten Welt."

419, Z. 6 v. u. Es scheint: in der Tat hatte Goethe am 16. Januar 1827 einen Brief in deutscher Sprache an Scott geschickt über den Kunstverleger Henderson. Vgl. Weimar. Ausg., IV. Abt., Bd. 42, S. 13ff. Das Original der hier von Eckermann mitgeteilten Antwort Scotts ist nicht bekannt.

421, Z. 14 v. u. Lebensgeschichte jenes merkwürdigen Mannes: Napoleons.

424, Z. 5. Ein bekannter deutscher Dichter: Wilhelm Müller, der nach den Tagebüchern Goethen am 21. September 1827 besucht hatte.

433, Z. 9 v. u. Weit, hoch, herrlich: aus „Schwager Kronos." Die dritte Zeile muß lauten: „Vom Gebirg zum Gebirg", was hier zu verbessern versäumt wurde.

434, Z. 4 v. u. des jetzt regierenden Herrn: Friedrich IV., der 1822 seinem älteren Bruder gefolgt war. Ihre Eltern, Ernst II. und die Herzogin Marie Charlotte Amalie von Sachsen-Meiningen, waren Goethe geneigt gewesen. Düntzer verlegt den hier erzählten Vorgang in den Juni 1784.

437, Z. 3. zwölf Blätter: schon 1803 eingesandt zur Kunstausstellung und von Goethe besprochen.

440, Z. 12 v. u. Als Kotzebue vorhatte: im März 1802.

445, Z. 7. leidenschaftliche Zustände: die Stelle paßt nicht auf Frau von Stein, auch wohl kaum auf Corona Schröter.

Dieſes Buch wurde gedruckt in
der Offizin Fr. Richter, Leipzig.

2 Kw.
6-70
H90

women ceasing to be poetesses after marriage. p.176

If only men wr[illegible] like women, p.17[illegible]

On the importance [illegible] poetry having a "motif" + on women + weaklings not paying sufficient attention to that p.1[illegible]

"Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonnen?"

HW 1ION 6

HARVAR[illegible]NIVERSITY
WIDEN[illegible]RARY